Schriften: Höhenfeuer. 2. ser. 7 ed. 1898

Peter Rosegger

241

Volks-Ausgabe.

P. K. Rosegger's Schriften.

A. Hartleben's Verlag.

Zweite Serie.

Zweite Serie.

P. K. Rosegger's Schriften.

Volks-Ausgabe.

Der hohe ethische und literarische Werth der Schriften Rosegger's gelangt in immer weiteren Kreisen zur Würdigung. Vom Lieblich-Anmuthsvollen, vom unsagbaren Glück der Kindertage bis ins schwere Melancholische hinein, beherrscht Rosegger alle Stimmungen des menschlichen Lebens. Angenehmer und eigenartiger Humor und tiefer, sittlicher Ernst vereinen sich in den Werken dieses Schriftstellers, welcher heute als einer der besten Erzähler unserer Literatur anerkannt ist. Wir hoffen daher, daß auch die **zweite Serie** der wohlfeilen Volks-Ausgabe der besten Schöpfungen P. K. Rosegger's auf zahlreiche Freunde rechnen kann und dazu beitragen wird, dem Autor in immer größeren Kreisen Eingang zu gewähren.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Höhenfeuer.

Neue Geschichten aus den Alpen

von

P. K. Rosegger.

Siebente Auflage.

Volks-Ausgabe.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1898.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Inhalt.

Die Ehestandspredigt.

Im Dorfe Sanct Stafen wird was.

Schon den ganzen Tag ist die Unruh. Der Kirchplatz und die Gassen werden mit Besen ausgefegt und etwas ganz Besonderes geschieht, die Leute kehren vor ihren eigenen Thüren. Der Fleischhauer hat zwei Kälber geschlachtet und ebenso viele Ferkel, auch noch welche in lebendem Zustande vorbereitet, denen der morgige Tag ebenfalls das Leben kosten kann, wenn die Frömmigkeit besonders zahlreich zugelaufen kommen sollte. Der Bäcker backt tausend Semmeln, und noch schwant ihm, es würden ihrer zu wenig sein, daß auch Brotlaibe aufgeschnitten werden müßten. Der Kranzelwirth ist heut schon den ganzen Tag im Keller; „ja, Narren," sagt er, „wenn so schlechte Jahre sind, da ist's eine Kunst, gute Weine zu haben!" Zum Glück versteht er die Kunst, sie wenigstens „süffig" zu machen.

„Man merkt das Kirchenfest gleich an den vielen Juden, die anrucken mit ihren Bündeln," sagt der alte Steffel, der auf seiner Hausbank sitzt und den Krämern zusieht, wie sie auf dem Platz ihre Buden aufrichten. Das Thor der zweithürmigen Kirche wird mit einem Reiserkranz geziert, an der Kirchhofsmauer unter der Linde wird aus rauhen Brettern

eine Kanzel errichtet, denn an solchen Sommertagen predigt der Pfarrer lieber im Freien als in der dunstigen Kirche, gleichwohl der alte Steffel, der sein Salz überall dazu geben muß, der Meinung ist: der Pfarrer hätt' freilich leicht predigen im Baumschatten, aber die Zuhörer müßten barhauptig dastehen in der Sonnenhitze und es sei kein Wunder, wenn der Spielmichel immer sage, alle guten Vorsätze, die er sich während der Predigt in den Kopf gesetzt, seien ihm allemal wieder geschmolzen.

So schwatzen sie und wissen nicht, wie mühevoll eine Festpredigt herzustellen ist. Vom Dorfe geht ein breitgetretener glatter Fußweg mählich zwischen etlichen Gärten und Feldern hinan und oben auf flacher Höhe in den Wald hinein. Es stehen fast lauter Birken dort, mit ihrem luftigen Laub sachte rieselnd, und auch einige junge Lärchen wachsen am Wege, so daß es aussieht, dieser Weg sei zu Ehren eines Wandernden so freundlich geschmückt.

Wer am Waldrand Ausschau hielt, der sah das weite Rund des Gebirges und den Thalkessel, durch welchen ein stattlicher Fluß, die Plein, sich schlängelte bis weit hinaus, wo er sich in einer felsigen Engschlucht verlor.

Heute hielt aber Niemand Ausschau. Auf unserer Höhe, zwischen den Birken und Lärchen wandelt langsam der Pfarrer von Sanct Stasen dahin. Die eine Hand hält er auf den Rücken hinüber, wo sie mit einem braunen Spazierstöcklein spielend so ein wenig auf die schwarzen Rockschößen klopft, als wolle sich der Herr selber damit vorwärts treiben oder zu etwas anspornen. In der anderen Hand hält er ein Stück Papier, auf das er manchmal einen Blick wirft, um ihn dann wieder zerstreut in das grüne Gebüsch schlüpfen zu lassen. Der schon etwas betagte Herr schaut nicht besonders munter

drein und bisweilen fährt er mit einem blauen Tuch, das er unter dem Papier zu einem Knollen gepreßt in der Faust hält, sich über das glatt rasirte Gesicht.

Da kam ihm etwas entgegen. Es war schon ein Weilchen früher zu hören gewesen durch die Büsche her, bevor man es sah. So ein Pipsen und Wispeln war das, als wäre ein ungeheures Vogelnest in der Nähe, und nun trottete er heran, der kleine behende Mann mit seinem korbartigen Rückenkäfig, der drei Stockwerke hatte, in welchen junge Hühner pipsend und kreischend hin und her flatterten. Das war der Hendl-Heinl, oder um es klarer zu sagen, der Hühner-Händler-Heinrich.

Das Männlein stak in einem grauen Lodengewand, das über und über voller Federchen war, wie sie aus dem Käfig flogen. Unter dem Lederschilde einer aufgebauchten Tuchmütze guckten zwei kecke Aeuglein hervor, die krumme scharfe Nase und das spitze graubartstoppelige Kinn hatten etwas hahnenartiges, wie es ja heißt, der Mensch nähme innerlich wie äußerlich von den Thieren an, mit denen er zumeist umgehe.

Als nun der Hendl-Heinl den Pfarrer erblickte, schrie er ihm mit dünner scharfer Stimme entgegen:

„Gott's Gruß, Bruder, hochwürdiger Herr Pfarrer!"

„Ja, ist schon recht," antwortete der Angesprochene und schaute auf sein Papier, „geh nur, Heinrich und lass' mich in Fried', ich muß Predigt studiren."

„Uh, da hat er heut' seinen giftigen Tag!" rief der Heinl lachend aus.

„Bruder," sagte der Pfarrer und ließ die Hand mit dem Excerpt rasch sinken, „das muß ich mir ausbitten. Du kannst vielleicht Hühner rupfen und Kapauner stopfen, aber

was Predigt studiren heißt, davon weißt Du einen Pappenstiel. Es ist nicht das erstemal, daß Du Dich lustig machst über meine Noth, die ich mit diesem verd— Predigtstudiren habe. Jedem ist's nicht gegeben. Der Eine kann gut predigen, hat aber kein Sitzfleisch zum Beichthören, beim Anderen ist's wieder umgekehrt."

„Ja, Bruder, muß es denn sein?" fragte der Heinl und stützte seinen Stock unter den Tragkäfig, „Deine Bauern zu Sanct Stasen wissen es eh schon lang, was Du von ihrem Lotterleben für eine Meinung hast und was Du ihnen für Zeit und Ewigkeit Gutes wünschest. Und wollen sie schon angewettert sein von der Kanzel herab, so lies ihnen aus einem Büchel was vor und schreie es recht herab, ist just so gut, als hättest Dir selber ausstudirt, ist just so gut."

„Oder besser," setzte der Pfarrer bei, „ich mach's auch so, wenn ich mit meinen Pfarrkindern allein bin. Aber morgen kommen fremde Wallfahrer von oben und unten, die wollen was Besonderes hören."

„Ach Jesses!" rief der Heinl aus, „morgen ist ja Euer Athanasiafest zu Sanct Stasen! Ah, da nachher freilich. Das wird wieder was werden! Und wollen scharf angepredigt sein, daß nachher das Wirthshaus besser schmeckt. Wenn wenigstens nach einer guten Predigt des Kranzelwirths Wein nicht so stark Kopfweh thät machen!"

Der Pfarrer machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Nun also!" rief der Heinl, „warum laufen sie nur auch so zusammen von weit her, das möcht' ich wissen."

„In solchen Sachen," sagte jetzt der Pfarrer mit einem ruhigen Ernst, der ihm ganz trefflich stand, „in solchen Sachen bist Du gottlos unwissend, mein lieber Bruder. Und muß

Dir's schon als kleines Kind unsere Mutter selig erzählt haben, wie sie mir's erzählt hat. Und kommst so oft auf Stasen herüber und bist schon so alt, und weißt das nicht?"

„Alles verschwitzt," entgegnete der Heinl, „ich hab' auf was Anderes zu denken, als auf Euer Athanasiafest. Ich hab' mich in den Siebengräben und in der Breitenau herumzukümmern, wo ich mein Geflügel auftreib', und hab' mich in Kirberg und Oberstätten zu bekümmern, daß ich mein Geflügel wieder anbring'. — Ah, ich werd' nicht der Narr sein und da stehen mit der Kraxen, ich setz' ab."

Mit allerlei Umständlichkeit stellte er den Käfig auf den Boden und hockte sich selber neben hin. Der Pfarrer sagte: „Jetzt weil ich schon einmal heraußen bin aus dem Sermon, jetzt ist's schon Alles eins." Und setzte sich auf einen bemoosten Stein, der am Wege lag. „Weißt Du doch sonst allerlei Geschichten und Schnurren fortweg und bist voller Possen. Daß Du nur gerade für unsere heilige Athanasia kein Gedächtniß hast, das verdrießt mich."

„Willst mir was von ihr erzählen, Bruder, Herr Pfarrer, ist mir recht. Gieb mir halt wieder einmal einen Löffelvoll Christenthum ein. Mußt aber laut, wenn Du mein Hendlvolk überschreien willst. Wer am lautesten schreit, dem glaub' ich."

„Ist ganz gut," sagte der Pfarrer, und begann mit gehobener Stimme: „Die heilige Athanasia, das ist eine fromme Ehefrau gewesen. Hat zwei Männer gehabt."

„Auf einmal?" fragte der Heinl drein.

„Als der erste gestorben, hat sie den zweiten genommen. Der zweite ist nachher Priester geworden und auch gestorben; die heilige Athanasia ist ins Kloster gegangen und seither eine Schutzpatronin für Eheleute geworden. In unserer Kirche zu Sanct Stasen ist das Bildniß dieser großen Hei-

ligen aufgestellt und an ihrem Gedächtnißtage, dem vierzehnten August, das ist morgen, kommen Andächtige herbei aus Nah und Ferne, Eheleute, um sich das eheliche Glück, den häuslichen Frieden und dergleichen zu erbitten. Zumeist sind's Frauenzimmer, denke mir, weil diese die schwächeren sind und zur Schutzheiligen ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn deren Männer grob dreinfahren. Verstehst Du das?"

Der Hendl-Heinl schüttelte den Kopf.

„Leuchtet es Dir nicht ein?" fragte der Pfarrer und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Stirn.

„Will mir nicht einleuchten," entgegnete der Heinl, „im Ehekrieg bleibt, so viel ich weiß, schier allemal das Weib obenauf. Bei wem soll denn der Mann Zuflucht suchen? Die Athanasia hält's mit den Weibern. Wen haben denn die Männer? Die Männer sind arm, mein lieber Herr Pfarrer!"

„Du bist ein Lästerer," antwortete der Pfarrer. „Uebrigens hast diesmal recht — nur diesmal, nicht allemal. Obzwar unsereiner im heiligen Ehestand keine große Erfahrung hat, so viel weiß man doch, daß das Weib gern jede Schuld auf den Mann wirft und sich selber als eine Märtyrin betrachtet und hinstellt, und deswegen ist's ja, wenn sie kommen zu unserer heiligen Athanasia, daß man ihnen predigen muß, heiß zu Gewissen reden auf der Kanzel und im Beichtstuhl, und daß sie wenigstens um einen Groschen Selbsterkenntniß mit heim bringen von der weiten Wallfahrt."

Jetzt hieb der Heinl dem Pfarrer die flache Hand auf die Achsel: „Das ist ein geistlich Wort gewest, Bruder, das ist ein schönes Wort gewest! — Aber — mußt mir's nicht für übel halten, wenn ich's sag' — was man so hört und

sieht und spürt auf der lieben Welt: das Predigen nutzt nicht viel."

„Leider Gottes!"

„Oft denk ich mir, wenn Einer recht schreit und mit der Faust dreinhaut in die Kanzel — Unserer thut's auch, in Breitenau — denk ich mir: Ist Schad' um die Lungen. Die Leut' haben zwei Ohren, bei einem hinein, beim anderen hinaus. Nun gut, wem's Spaß macht, das Predigen, wie Unserm in Breitenau, alsdann soll er predigen so viel und so lang er will. Aber wem's so hart ankommt, wie Dir, Bruder, und doch Alles für die Katz' ist, da sag' ich: lass' den Krempel bleiben."

„Für morgen ist noch dazu eine ganze Procession von Eheweibern aus Neuhofen angesagt," theilte der Pfarrer nicht ohne Beklommenheit mit.

„So? Aus Neuhofen Eheweiber? Eine ganze Procession?"

„Die Männer zu Neuhofen — hab' ich gehört — sollen Flegel sein, sammt und sonders," sagte der Pfarrer.

„Ich hab' just das Gegentheil gehört," versetzte der Heinl, „die Weiber sollen dort die Unverträglichsten sein. Die Stiegenbäuerin kenn' ich von meinem Hendlkaufen her, sie ist ein Band! Die Stofelhuberin und die Beuglerin sind Schlangen, die Oberbrunnerin ist ein Hausdrach', die Bäuerin von Steinschlag ist auch einer. Beim Steggerhaus ist der Mann nichts nutz, aber das Weib hat ihn verzagt gemacht, er ist ein Süffling worden. Beim Hochwindbauer ist's auch so. Der Lentner-Franz zieht mit einer Anderen um, kein Wunder, sein eigen Weib hat ihn kein gutes Aug' gezeigt daheim, so lang' er sie noch gern hat gehabt. Der Weber-Martin spielt Karten, was er nicht verspielt, das ver-

trinkt sein Weib in Branntwein. Der Strobel-Hies hat seinem Weib im Jähzorn einmal einen Streich gegeben, seitdem hat er die Höll' auf Erden und seine bessere Hälft schreit's um, was er für ein Büffel wär'. Der Trentner-Schuster" —

„Geh, Bruder, laß' gut sein mit Deiner Litanei."

„Nicht wahr? In solchen Stücken weiß ich wieder mehr als Du? Ja, Herr Pfarrer, das sind die Leut' von Neuhofen, wo herüber die Weiber morgen wallfahren kommen nach Sanct Stasen, und sich beschweren und beweinen und ihre Männer anklagen und wieder mit Scheinheiligkeit heimgehen und ihre Männer weiter quälen und alleweil noch schlechter machen als sie schon sind. — Bruder! Ich sag' Dir Eins. Die meinige kann ich ausnehmen, wenn ich mag, kann's auch mitzählen, wenn ich mag, die Geschichte ist so: Wenn in einem Haus Unfrieden ist, so hat der Mann daran ein Viertel Schuld und das Weib drei Viertel. Allemal! Schier allemal, Herr Pfarrer!"

„Ich habe auch in meiner Pfarre Beispiele hiervon," gab der Pfarrer gern bei. „Und dann wenn gäh Eins stirbt! So als wir vor etlichen Wochen den Bergbauer von da oben begraben haben — ich habe meiner Tage keinen größeren Jammer gesehen. Das Weib hat ins Grab wollen nachspringen. Zwei Männer haben sie mit Gewalt müssen zurückhalten. Und immer geschrien: Ich bin die Schuld! Meinetweg hat's Dir das Herz zerrissen. Nur einmal, mein lieber Mann, nur einmal steh' mir noch auf, ich will recht sein, ich will gut sein auf Dich! Du bist ja mein tausendlieber Mann! — Da habe ich mir gedacht: Ihr umstehenden Ehefrauen allsammt, kommt nur herbei und höret, was sie sagt, das greift wohl tiefer als die schönste Predigt vom Pater Kochem."

Der Heinl griff in ein Säckchen, das er sich vorne an den Bauch gebunden hielt, zog aus demselben eine Handvoll Brosamen und streute sie in den Korb auf und zwischen die Hühner.

„Schau Du," sagte er. „Die Hendln raufen auch, wenn sie was Gutes kriegen. Wenn's ihnen schlecht geht, haben sie Fried'. Und die Mandeln und Weibeln sind gerad' am bissigsten aufeinand — sind das Vieher! Weißt Du, hochwürdiger Herr, desweg just die Mandeln und Weibeln so viel miteinander raufen? — Ja, Narr, wenn sie sich einander lassen kunnten, so thäten sie nach dem ersten Raufen auseinander gehen. Aber sie können sich halt nicht lassen. Und weißt ja, wie unser Vater gern gesagt hat, wenn die Eheleut' nichts zu streiten hätten miteinander, so müßten sie sich vor lauter Lieb' auffressen. — Gieb' aber jetzt einmal Ruh', vertracktes Aasel, neidisches! Das kleine Vieh ist hell wie der Geier auf die Kameraden." — Diese letzten Worte gingen ein kleines Hähnchen an, das fortwährend Händel stiftete im Käfig und jedem anderen die besten Bissen wegschnappte, aber nicht um sie selbst zu verzehren, sondern um sie zwischen die Käfigspangen hinauszuschnellen.

„Folge des ersten Sündenfalls!" sagte der Pfarrer mit Salbung. „Es bekriegt sich alle Creatur."

„Pfarrer!" rief plötzlich der Heinl und fing ihn am Arm, „ich will Dir was sagen. Gleichwohl ich nichts hab' gelernt als Hendel atzen und Fabeleien machen, wie Du sagst, so will ich dem Gesindel einmal meine Predigt halten, die stärker einschlägt, als wie Deine geweihten Kanzelsprüche, die man nur anhört, wie man das Glockengebimmel anhört in der Kirchen, weil's so der Brauch ist."

„Du kannst Deinen Hühnern predigen, wie der heilige Franziskus den Vögeln!" versetzte der Pfarrer ärgerlich. „Ihr

Weltleut' wollt ja immer Alles besser verstehen und trottet mitsammt Eurer Weisheit schnurgerade der Hölle zu."

„Thu' Dich nicht giften, Bruder, es ist nicht schlimm gemeint. Dich und Deine heilige Weih' in Ehren, aber eine Predigt halt' ich doch, von der Du hören sollst. Jetzt studir' weiter. Ich muß anrucken, daß ich nach Oberstätten hinüber komme, ehevors finster wird. Ihr Sanct Stasener kauft's so keine Hendeln."

Damit schupfte das Männlein seinen Käfigkorb auf den Rücken, so scharf, daß drinnen Alles kreischend übereinander flatterte; „behüt' Gott, Herr Pfarrer. Mach in Deiner Predigt, daß das Wort vor dem Amen ein gutes ist, das ist die Hauptsach! Behüt' Gott!"

Damit trottete der Hendl-Heinl hastig davon und der Pfarrer hört noch lange das Pipsen und Schreien des Geflügels.

„Das Wort vor dem Amen ein gutes? Er hat Recht. Wenn der Heinl Geistlich worden wär, und ich Hendl trager . . .?"

Am nächsten Tage ging's los. Der Kirchplatz Sanct Stasen war voller Menschengewirr, wie es auf einem Kirchfeste eben der Fall ist. Bisweilen kam eine singende Kreuzschar dahergezogen — lauter Weiberstimmen. Dicke, kugelrund, gar gutmüthig aussehende Frauchen watschelten daher; schlanke, magere, zaundürre Matronen schritten in aufrechter Würde, und mancher zahnlose Mund schien besser zum Keifen eingerichtet zu sein, denn zum Beten und Singen. Andere richteten sich gar nicht nach dem Vorbeter, sondern steckten ihre Köpfe zusammen und erzählten sich gegenseitig — aber auch gleichzeitig, ohne daß Eine auf die Andere hörte, ihr Hauskreuz. Hauskreuz und Hauskrieg! Ach Jerum, und was

das für eine Schlamperei sein wird daheim, wenn der Mann der Hahn im Korbe ist! Es sei halt gar kein Verlaß auf die Mannerleut', gar keiner! Und meinen sie, wenn sie das bissel Geld ins Haus bringen, so kunnten sie weiters schon treiben was sie wollten. Mein Gott, das Geldverdienen ist keine Kunst, wenn man ein Mannsbild ist! — Verblendete Leut', diese Mannsleut'! Jede wollte heute beten um den lieben Hausfrieden, und beten für ihren Mann, daß er sich bessere. Der Eine soll nicht trinken, der Andere nicht spielen, der Dritte nicht rauchen, der Vierte soll einmal die Nachbarin bei den Haaren nehmen, dieses „falsche Bradel", der Fünfte soll nicht so viel schlafen, der Sechste soll kein solcher Duckmauser sein, lustige Leut' hat man gern! der Siebente soll's im Wirthshaus nicht so toll treiben, soll hübsch ehrbar daheim bleiben, wie es sich schickt für einen ernsthaften Hausvater. Der Achte soll auf die Kinder nicht so grob sein, der Neunte soll die Kinder nicht so verhätscheln. Der Zehnte soll den schandbaren Geiz ablegen, tragen andere Eheweiber auch ihr Seidengewand! Der Elfte soll nicht so flegelhaft dreinschlagen, der Zwölfte soll nicht gar so lahmlackig sein — zu schämen mit so einem Mann! „Wenn er den und den Fehler nicht hätt', der meinige," sagt Jede, „er wäre der beste Mensch. Ich kunnt mir gar keinen besseren wünschen."

So sangen und schwatzten sie sich in die Kirche hinein. Das Bildniß der heiligen Athanasia war mit einem dreifachen Rosenkranze umgeben und vor demselben auf dem steinernen Tische brannten zahllose Wachskerzen, weiße, blaue, rothe. Auch wächserne Herzen waren hingeopfert worden auf den Tisch, im schmerzhaften Gedenken an Männer, die kein Herz hatten. Auch wächserne Augen waren da, eine Liebesgabe solcher Weiber, deren Männer verblendet waren. Ein

Bauernweibchen fragte draußen in einer Bude, ob nicht auch schlafende Opferaugen zu haben wären; derselbigen schien erwünscht zu sein, daß der Ihrige manchmal ein Auge zudrücke.

Die Weiber von Neuhofen, die besonders andächtig in Sanct Stasen eingezogen waren, hatten zusammengeschossen auf ein feierliches Hochamt mit Windlichtern, Trommeln und Trompeten — und die Herrlichkeit begann nun.

Nach dem Hochamt folgte die Predigt. Anfangs, nachdem der Pfarrer auf die Kanzel getreten war, betete er drei Vaterunser. Dann las er langsam und stockend, als ob ihm die Kunst des Lesens nicht recht geläufig wäre, das für Kirchweihfeste vorgeschriebene Evangelium vom Zachäus auf dem Feigenbaum. Hernach betete er wieder drei Vaterunser. Endlich begann er nach allerlei sonstigen Vorbereitungen mit dem Sacktuch, mit der Schnupftabaksdose, mit den Aermeln des Chorrocks, die Predigt. Unbedachterweise war er in derselben dem Zachäus auf dem Feigenbaum gefolgt. Da sprach er eine Weile herum von guten und schlechten Früchten, von Blättern, die verdorren, von dürrem Holze und so weiter, und ward ihm allmählich unbehaglich auf dem Feigenbaum, und wußte er nicht, wie er jetzt vom Baume hinunterkäme und auf die Eheweiber. Da fielen ihm zum Glück die Worte Christi ein: Zachäus, steig' vom Baum herab! „Und so will," knüpfte der Prediger an, „auch ich vom Baum herabsteigen, vom Feigenbaum. Hingegen auf den Baum des heiligen Ehestandes hinauf, der auch Früchte tragen soll, heißt das gute Früchte!" Das war doch ein prächtiger Uebergang! „Aber leider Gottes!" fuhr der Prediger fort, „der Ehestandsbaum wird allzu oft Wehestandsbaum, heißt das zu einem Giftbaum, auf welchem wohl der Apfel der Eva ist,

aber auch die Schlange, heißt das, das böse Weib, welches gemeiniglich die Hauptschuld trägt am Unfrieden und Unglück für Zeit und Ewigkeit. Darum, meine Lieben, soll man die Gebote Gottes halten, ein frommes christliches Leben führen, die heiligen Sacramente empfangen und fleißig beten. Alsdann wird der Gottessegen über Euch kommen und Ihr werdet eingehen in die ewige Freud' und Seligkeit. Amen."

Wohl war der Pfarrer gewahr worden, daß ein langes Zwischenglied, an welchem er gestern so sorgfältig herumgefeilt hatte — es handelte von der christlichen Geduld — ausgeblieben war. Aber als er einmal bei den Geboten Gottes und bei den Sacramenten angekommen, da ging's auf diesem gewohnten Geleise unaufhaltsam dem Schlusse zu, und da er an dem allseitigen „Vergeltsgott!" merkte, daß die Zuhörer mit der Predigt zufrieden gewesen waren, war es auch er und war froh, dieses mühsame Geschäft für diesmal wieder glücklich hinter sich zu haben.

Nach dem Gottesdienst füllten sich die Wirthshäuser. Manches Eheweib war jetzt schier traurig, den Mann nicht bei sich zu haben, und wie sie sonst auch brummte, er solle nicht so schreckbar viel Geld ausgeben, beim Braten griff sie doch tapfer zu, und beim Weinglas schließlich auch, besonders wenn Zucker drin war.

Hernach gingen die Wallfahrerinnen auch zu den Marktbuden, kauften kleine Andenken. Manche suchte für ihren Mann sogar ein Tabakspfeifenzeug aus, oder ein Uhrkettlein, oder gar noch was Feineres, und Mancher wurde ganz warm ums Mieder, da sie jetzt an ihren abwesenden Mann dachte und wie sie ihm eine Freude mit heimbringen wolle.

Die Trentner-Schusterin aus Neuhofen besonders, die konnte nie an ihren Mann denken, ohne daß sie in eine

innere Erregung kam. Entweder es war liebreiches Gedenken, Hinaufheben ihres kreuzbraven, herzensguten Mannes bis in den Himmel, oder es war giftiger Aerger über ihn. Das letztere zumeist, wenn sie bei ihm, das erstere, wenn sie ihm ferne war. Die Trentner-Schusterin war ein lebendiges Beispiel von dem Ausspruch, den der Hendl-Heinl einmal gethan: Es giebt gar nichts, was zwei Liebesleut' enger zusammenbringt, als das, wenn sie recht weit auseinandergehen. Und Liebesleute sind sie doch, die meisten Ehepaare, sie mögen sich zeitweilig spinnefeind sein, Liebesleute sind sie doch. Dagegen hilft Alles nichts.

Am Nachmittag machten sich die Wallfahrer endlich wieder auf den Heimweg, die Einen oben, die Anderen unten aus.

Die Kreuzschaar der Neuhoferinnen ging unten aus. Diese Wallfahrerinnen hatten einen weiten Weg, und als sie zur Dreiwassermühle kamen, waren die Meisten schon so müde und durstig, daß man in der Mühle einkehrte. Es ging auch selten Eins vorüber, ohne in der Dreiwassermühle abzurasten. Sie war weitum das einzige Wirthshaus, hatte ein ganz passirliches Trinken und die Müllerischen waren gesprächige Leut'.

Die Weiber von Neuhofen besetzten zwei lange Tische. Sie nestelten ihre Handbündel auf, denn was sie an Brot und sonstigem Essen mithatten, das brauchten sie nicht zu kaufen. Obstwein tranken sie und tauchten Brotschnitten in die Gläser und tranken — anfangs verschämt in kurzen, gar bescheidenen Zügen, später in längeren und kräftigeren. Und weil heute Keine ihren Mann bei sich hatte, so mahnte sich Diese und Jene fortwährend selber: „Das ist schon völlig zu viel! Narr, ich bin heut' frei durstig worden. Der Wein ist gut. Aber jetzt muß ich aufhören, mir geht's schon Alles im Kopf um. Einmal muß ich mir noch nachfüllen lassen, einmal.

Jetzt ist's schon Alles eins, ein wenig rauschig bin ich eh' schon. Geh, Kellnerin, sei so gut!"

Die Trentner-Schusterin drängte zum Aufbruch. Sie hätten noch über zwei Stunden auf heim. Und in die Nacht hineingehen, so ohne Mannsbild, das sei keine Sach'.

Jetzt trat der Hendl-Heinl in die Stube.

„Uh!" murmelte er verwundert, „da giebt's Gäst'! Und lauter Weiberleut! Lauter saubere Weiberleut! Gehen gewiß auf den Kornschnitt hinüber ins Gressenthal. So, Kränzen, Du stehst mir gut da hinten im Winkel."

Mit den letzten Worten stellte er seinen Käfigkorb — er war leer — hinter den Ofen, rieb sich hierauf die Hände, faltete sie und neigte sein Haupt vor, als ob er beten wolle. Dann setzte er sich an den Ofentisch und verlangte ein „Stamperl Zwetschkengeist".

Der Wirth brachte ihm das verlangte Gläschen Branntwein und fragte in leutseliger Wirthsart, ob er heute dableibe.

„Heim muß ich!" antwortete der Heinl kurz und stürzte den Inhalt seines „Stamperl" in die Gurgel.

„Wie weit gehst denn her?" fragte der Wirth.

„Hast keinen stärkern?" knurrte der Heinl und schob das leere Gläschen hin.

„Dem ist heut' was Besonderes," dachte der Wirth; aber solche Leute geben das Vorhaben, von ihren Gästen Neuigkeiten und Groschen herauszulocken, nicht sobald auf.

„Weißt heut' nichts Lustiges, Heinl?" fragte er.

„Lustiges leicht wohl nicht heut," antwortete der Hühnerhändler. „Ich muß schaun, daß ich weiterkomm'."

Es muß ihm heute das viele Weibervolk nicht taugen, dachte der Wirth, beim Eintritt hat er noch sein lustiges Gesicht gehabt.

„Die da," sagte er und deutete mit dem ausgebogenen Daumen auf die Wallfahrerinnen, „die wollen heut' noch nach Neuhofen hinüber, da wirst Du auch noch nach Breitenau kommen.

„Nach Neuhofen? So?" versetzte der Heinl fast heiser, „haben Recht. Nur heim. Ich geh' auch zu meinem Weib. Ich sag' das, so lang' Eheleut' leben, sollen sie keine Stund' verlieren und schön beisammen bleiben. Dauert eh nicht lang' auf der Welt. — Wirst es ja gehört haben, das Unglück bei der Hirschwand!"

„Ein Unglück?" fragte der Wirth. „Ein Unglück?" rief die Wirthin. „Was für ein Unglück?"

Jetzt horchten auch die Wallfahrerinnen auf: Der Hendl-Heinl weiß ein Unglück!

„Das ist ja der Bruder vom Herrn Pfarrer zu Stasen!" flüsterten sie sich zu. „Nu, da kann er schon was wissen." Alles wandte sich ihm erwartungsvoll zu.

Der Heinl stützte seine Faust auf die Tischkante, lehnte sich rückwärts an das Ofengeländer, legte den kleinen, kurzgeschorenen Kopf in den Nacken, drückte das eine Auge zu, mit dem anderen schaute er längs der scharfen Schneide seiner Nase hinaus, gleichsam um zu beobachten, ob sie noch ihre richtige Linie habe; er guckte aber nur die Weiber an.

„Du magst Einen frei erschrecken," sagte jetzt die Wirthin.

„Habt Ihr denn noch nichts gehört davon?" fragte der Heinl. „Bei der Hirschwand hat sich Einer ins Wasser gestürzt."

„Jesus Maria!" ging es — hier laut rufend, dort flüsternd — durch die Stube.

Der Heinl nickte nachdenklich mit seinem Haupt. „Dreißig Klaftern hoch," sagte er wie in sich hinein, „das ist höher

als die Kirchthürme von Stasen, wenn man sie thät' übereinander stellen." Hierauf beugte er sich vor und ward lebhaft. „Unterwegs muß er an eine Felsrippe angeflogen sein, weil er so schauderlich zugerichtet ist."

„Wer denn? Wer denn?" fragten sie von den Tischen her.

„Unterhalb der Schlucht, wo die Sandbank ist, hat ihn die Plein ausgeschwemmt," fuhr der Erzähler fort. „Voller Schlamm über und über."

„Wann ist's denn g'west, wann?" wollte der Wirth wissen.

„Jetzt vor ein paar Stunden. Mir zittert noch der ganze Leib. Ich bin just zurecht gekommen. Aber zugerichtet, Leut', ich sag's Euch, nicht ein Knochen kann ganz geblieben sein, und das Blut! Das Blut!"

„So sag' uns doch Heinrich, wer? Wer?"

„Weiß ich's?" fuhr der Alte unwirsch drein. „Einer aus der Neuhofner Gegend soll es sein. Es war ja schier nichts zu erkennen. Der Kopf schreckbar zerschlagen — mitten auseinander über den Scheitel, daß man einen Finger kunnt hineinlegen. Eine Hand ist auch weggerissen. Mein Himmel, wie es ihn durchgearbeitet haben wird zwischen den Steinen, das wilde Wasser! Alles voller Wunden und Schlamm, oh Gott, mir wird schlecht, wenn ich dran denke!" Er verdeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

Die Wallfahrerinnen waren von den Bänken aufgestanden: „Einer von der Neuhofner Gegend, sagst?"

„So habe ich gehört. Dem Hut nach — ein dunkler Filzhut ist dahergeschwommen — muß es ein Bauers- oder ein Handwerksmann gewesen sein. Ich bin in Neuhofen nicht viel bekannt. Die Leut' — es sind bald Leut' dagewest — die haben ihn noch genannt beim Hausnamen. Ich hab's

vergessen. Es ist so ein Schreck gewest. Und selber — haben die Leut gesagt — soll er sich haben ums Leben gebracht. Seines Weib's wegen. Weil sie ein Drach' wär' gewest, ein grausam zuwiderer Drach'. Und sein Weib, die soll gar nicht daheim sein —"

„Gar nicht daheim?"

„Soll auf Sanct Stasen hinübergegangen sein, kirchfahrten —"

„Was meinst, Heinl, auf Sanct Stasen?" fragten mehrere der Weiber.

„Soll von Allem noch nichts wissen, getraut's ihr auch Niemand zu sagen, wenn sie heimkommt, weswegen es geschehen ist. Schon gestern sollen sie ihn halbverzagt umgehen gesehen haben. In die Muttergottescapelle, die unterhalb Neuhofen an der Straße steht, soll er hineingeschrien haben, ganz wahnsinnig hineingeschrien: ‚Sie geht jetzt hinüber auf Stasen und verklagt mich bei der heiligen Athanasia, und ich weiß nimmer, wie ich anders sein kunnt, als ich bin. Ich kann's nicht. Ich hab' wohl auch meine Fehler, aber dieweilen ich sie will ablegen, macht sie sie noch größer. Was ich sagen mag, 's ist ihr nichts recht; was ich thun mag, 's ist ihr nichts recht. Und unredlich ist sie gegen mich. Und schlecht macht sie mich vor den Leuten und peinigen thut sie mich, als wenn ich ihr leidigster Feind thät sein. Und ich, du meine liebe Mutter Gottes, du bist mein Zeuge!' — soll er ausgerufen haben — ‚wie ich diese Person lieb hab' gehabt. Mit Keiner kunnt ich leben, als mit ihr, mit Keiner! Und jetzt ist sie so grenzenlos unglücklich an meiner Seiten; wenn ich anders wär, als mich Gott erschaffen hat, so kunnt sie glücklich sein. Leben wir noch so weiter, ist's unser Beider Verderben für all' Zeit und Ewigkeit. Ich will ein End'

machen. Ich will sie frei machen. Bitt' für mich, du heilige Jungfrau Maria, und wenn sie einmal kommen sollt' und bei dir beten, tröste sie, gieb ihr einen guten Rath. Sie soll glücklich werden! Behüt' dich Gott, Maria, ich mach' ein End'!' — So soll er laut gesprochen haben mit der Mutter Gottes, wie man noch keinen Menschen hat reden gehört, und ihm es hätt' am wenigsten zugetraut. Wohl tiefer muß es ihm zu Herzen gegangen sein, als er's gezeigt hat vor den Leuten. Und jetzt möcht man ihn gern trösten, und jetzt wird sie, wenn sie heimkommt, Alles gut machen wollen. Und jetzt ist's zu spat."

„Oh du armer, armer Mensch!" rief die Wirthin aus.

Die Wallfahrerinnen waren still. Keine that eine Frage mehr. Nur die Klein-Schneiderin, die ihren Mann drüben in den Siebengräben auf der Ster (Wochenarbeit) wußt, trat an den Heinl und fragte, ob er noch liege auf dem Sand'?

„So viel ich weiß, haben sie ihn nach Neuhofen in die Todtenkammer getragen," berichtete der Hühnerhändler. „Wird ja draußen verscharrt, hinter der Kirchhofsmauer."

Wer jetzt die Weiber angesehen hätte, sie waren todtenblaß im Gesicht, Eine wie die Andere. Die Wirthin legte ihren Arm um den Nacken ihres Mannes und weinte.

„Da ist mein Geld," sagte der Heinl, warf eine Münze auf den Tisch und nahm den Korb auf den Rücken. „Mitgeht wohl eh Niemand ins Breitenau hinüber. Muß ich halt allein fort in Gottesnamen. Behüt' Gott allmiteinander!"

Als er schon zur Thür hinaus war, schoß ihm ein rundes Weibchen nach, die Steinleitnerin aus Neuhofen, die faßte ihn draußen an der Hauseck am Korbrand und flehte: „Du Heinl, ich kann's nicht lassen. Des großen Unglücks wegen hast wohl fein Alles gesagt, was du weißt? Ich bitt' Dich!"

„Bist Du leicht eine von Neuhofen?“ fragte der Heinl. „Nachher wirst es ja selber erfahren und genauer, als ich Dir's sagen kann.“ Damit riß sich der Heinl los und war fort.

Wirst es ja selber erfahren! Das Wort war ihr wie ein Stich ins Herz gegangen. Vor den Augen ward ihr ganz blau, sie hörte nicht mehr das Mühlfloß rauschen, in ihren Ohren war ein seltsames Klingen.

Als die übrigen Wallfahrerinnen aus dem Hause traten — denn plötzlich war Jeder ums Heimgehen, ums eilige Heimgehen — kamen sie just recht, um die Steinleitnerin zu Boden sinken zu sehen. Man labte sie mit kaltem Wasser, dabei war auch mancher Anderen schlecht zum Umfallen.

Eine Weile sprachen sie unterwegs — Jede scheinbar ruhig — von dem Ereignisse an der Hirschwand. Sie muthmaßten, wer und wer? Eine ist unter ihnen, die es getroffen, aber welche? Auf welche wartet das schreckbare Unglück, wenn sie nach Hause kommt?

„Es ist närrisch,“ sagte jetzt die Heidenbacherin, „daß man nur daran denkt, aber der Meine kann's nicht sein. Geschweige das Sonstige, aber der Meine steigt nicht auf die Hirschwand, der ist zu schwindlig.“ „Und der Meinige,“ sagte eine Andere, „trägt Gott Lob und Dank keinen dunklen Hut, sondern einen grünen.“

„Grün ist auch dunkel,“ meinte die Erste.

„Ich brauche mich nicht zu fürchten,“ versetzte die Trentner-Schusterin, „für meinen Mann stehe ich nicht auf den Hut an und nicht auf den Schwindel, bei dem trifft gar nichts zu, was der Heinl erzählt hat.“

Die Heidenbacherin that endlich den Vorschlag, ein lautes Gebet anzustimmen, wie es auf Wallfahrtswegen sich gezieme.

So beteten sie und dabei wurde jedem der Weiber bang und banger, je näher sie der Gegend von Neuhofen kamen. Neben der Straße rauschte die Plein. Die Berge engten sich an beiden Seiten, die Wallfahrerinnen kamen zur Schlucht, die das Wasser vor Urzeiten durch das Gebirge gerissen hat. In dieser Schlucht lag schon die Finsterniß des Abends. Steinige Hänge an beiden Seiten, und von einem der höchsten Riffe derselben ging es senkrecht nieder in die Tümpel der Plein. Das war die Hirschwand. Sie war grau wie Blei und nur an den Rissen und Klüften mit wenigem Moos und Gekräute bewachsen. In einer der Klüfte schienen Falken zu horsten, einer dieser Vögel schoß an dem Gewände hin und her und stieß scharfe Pfiffe aus. Zwischen der Hirschwand und der Straße war die gischtende brausende Plein, die in hohen Wellen über ihr Grundgestein dahinfluthete. Mitten aus dem Wasser ragten mächtige Felsblöcke, stumpfkantig und mit dem dunkelgrünen Sammte des nassen Mooses überzogen. Das Wasser umwallte sie trotzig, sprang manchmal mit Zorn über sie hin. Es hatte sich tief unter die Wand eingegraben und in den Tümpeln kreiste der Schaum und spritzte empor an das überhängende Gestein, um dann von demselben wieder träge niederzutriefen. Es lag in diesem Felsen und in diesem Wasser eine große Wildheit der Natur, und der sich von da oben herabstürzen konnte, dem mußte es furchtbar Ernst gewesen sein mit dem Sterben.

Die Weiber warfen kurze, scheue Blicke hinüber auf den grausigen Hang, aber sie hielten nicht an, eng aneinandergedrückt, wie ein Rudel von Schafen, die sich fürchten, so eilten die Weiber, leise ihren Psalter murmelnd, vorüber.

Etliche hundert Schritte weiter unten lichtet sich die Schlucht, das Wasser flacht sich weiter auseinander und am

Ufer straßenseitig ist weißer Sand. Da also hatte es ihn ausgeworfen, den Armen, den Unseligen, den selbst die Elemente, in welchen er Zuflucht gesucht, von sich gestoßen! Im Sande sah man noch etwas wie die Fußspuren der Männer, die ihn hinweggetragen hatten. Die Weiber ließen auch da ihre Blicke nur kurz und scheu hinzucken und eilten von dannen.

Als sie ins breite Thal hinauskamen und die Mauern des Dorfes Neuhofen im Schein des Abendrothes erglühend vor ihnen dastanden, trennten sie sich allmählich, die Eine ging über den Feldweg hin, die Andere über den Wiesensteig, die Dritte blieb auf der Straße, um später abzuzweigen gegen ihr Haus, gegen ihren Hof. Der Abschied voneinander war fast kurz und gedämpft; nur Eine oder Zweie lachten überlaut auf, um ebenso laut aufzuseufzen, als sie mit sich allein waren.

Die Trentner-Schusterin ging ihrem Häuslein zu, das außerhalb des Dorfes, halb unter Ulmen versteckt, sich an einen Berghang kauert. Je näher sie der Behausung kam, desto zögernder wurden ihre Schritte. Es ging ihr nicht aus dem Sinn, was der Hendl-Heinl erzählt hatte; jedes Wort überdachte sie und kam ihr vor: Mein Mann, just so kunnt er geredet haben bei der Capelle, just so kunnt er's gemacht haben! — Dort stand sie ja, die Capelle, die rothe Ampel schaute der Schusterin entgegen wie ein betrübtes vorwurfsvolles Auge aus tiefer finsterer Höhle. Das Weib ging hin, kniete nieder vor dem lebensgroßen Bildniß der Mutter Gottes und that ein heißes Gebet. In dieser ernsten Abendstille, bei diesem Gedanken an ihren Mann, fielen ihr allerhand Sachen und Vorgänge ein, die sich in ihrem Eheleben zugetragen. Wie mancher Hader und Streit! Wie manch herzlose Bosheit

und Feindseligkeit, wie wenige Stunden des häuslichen Friedens! Und seltsam, sonst war sie stets überzeugt gewesen, daß er an Allem die Schuld trage — warum that er das? Warum unterließ er jenes? Er war Schuld! Heute kam es ihr vor, es wäre umgekehrt gewesen. Er war sanftmüthig, da hatte sie ihn aufgestachelt, denn sie konnte die sanftmüthigen Männer nicht leiden. Er wurde ärgerlich, da hatte sie ihn gespottet, verhöhnt, den Aerger muß man züchtigen. Er gerieth endlich in Zorn, da hatte sie ihn gereizt bis zur Wuth, und versetzte er ihr einmal etwas Derbes, dann sank sie wie gebrochen hin und weinte kläglich, weil sie wußte, dieses Weinen drehte ihm das Herz um. Und hierauf konnte sie ihn schmähen und quälen nach Belieben: er war ein Haustyrann, ein Wütherich, ein Höllenlaster auf zwei Füßen, ein neundoppelter Lumpenschelm, der nur ein Weib genommen, um sie unglücklich zu machen. Er war entwaffnet und sie triumphirte unter ihren falschen Thränen. — Der Heinl hatte erzählt von dem Weibe des Selbstmörders, das nach Sanct Stasen gegangen. Von Kindern war keine Rede. Schier die meisten Ehemänner in und um Neuhofen haben Kinder, der Trentner-Schuster hatte keine und mußte schon auch darum von seinem Weibe manch giftig Wort einstecken. So ist er oft gar verzagt worden. Hat sogar mehrmals gesagt, das Beste für ihn, wenn's aus wäre. O Gott, Alles stimmt! — Die Angst des Weibes wurde immer größer.

Zur Angst kam plötzlich auch das Grauen wie ein kalter Hauch von Gräbern her. Sie raffte sich auf und schlich ihrem Hause zu. Da war's so still drinnen, zum Herzabdrücken still. Sonst hört man den Schuster doch hämmern aufs Leder, auf die Leisten. Aus dem Fenster fiel kein Lichtschein; und sonst arbeitet er noch um solche Zeit, denn er ist

ein fleißiger Mann. — Sie hat nicht den Muth, ins Haus zu treten.

Auch dem Fenster weicht sie aus, es könnte die Magd herausschauen und ihr das schreckbare Wort ins Ohr schreien. Sie will noch etliche Athemzüge thun, ehe sie Gewißheit hat und ganz und gar verdammt ist.

Eine Weile steht sie da unter den Bäumen und horcht und hört sonst nichts, als das Pochen ihres Herzens. Dann wankt sie davon. Sie will ins Dorf hineingehen, aber wo sie in der Dunkelheit einen Menschen sieht, da weicht sie ihm aus. Sie wird's noch früh genug erfahren. Sie geht über die thaunassen Felder hin und dem Friedhofe zu, der abseits vom Dorfe liegt. Die weißen Punkte dort, das sind die Kreuze. Liegen viele Bekannte und Verwandte darunter. Gott geb' ihnen die ewige Ruhe! Sie fürchtet sich heut' gar seltsam vor den Todten, sie sträubt sich, aber sie wird hingezogen wie mit tausend unsichtbaren Armen. Die blasse Wand dort, da ist die Todtenkammer. In die Todtenkammer haben sie ihn getragen. Aus dem Fenster schimmert ein Lichtlein. Sie redet sich ein, sie fürchte sich nicht, sie will hin, obgleich ihre Füße bei jedem Schritt wie an die Erde gewachsen sind. Aber im Fenster ist Alles schwarz und was sie für ein Lichtlein gehalten, das war das Glänzen eines Johanneswürmchens.

Sie kehrte wieder um und da war ihr, als husche etwas hinter ihr her, dann schwirrte es über ihren Kopf hin. — Es kann eine Fledermaus gewesen sein, es kann aber auch die arme Seele eines Verlorenen gewesen sein. — Im Kirchthurm läutet jetzt eine Glocke. In alten Zeiten haben sie nicht geläutet, wenn sich einer selber das Leben genommen, dachte die Trentner-Schusterin, heute sind sie barmherziger.

Und haben wohl Recht. Die sich selber das Leben nehmen können, das sind Märtyrer. Die müssen ein schweres, schweres Leben gehabt haben, daß sie es nicht mehr haben ertragen können.

Das Weib brach in ein bitterliches Weinen aus, und hatte heiße Reue und machte heiliges Fürnehmen.

Die Glocke schwieg. Die Schusterin raffte sich neuerdings auf.

„In Gottes Namen!" stöhnte sie, „einmal muß es doch sein," und ging zur Straße hinab und ihrer Behausung zu. — Da sieht sie vor sich eine Gestalt. Die kommt ihr entgegen, scheint aber unschlüssig zu sein. Leicht zu denken, mit der Unglücksbotschaft!

„Na endlich, da ist sie!" rief die Gestalt, „aber so spat! Nach dem Betläuten erst! Grüß Dich Gott, Agatha, bist recht müd' worden?"

Mit einem Freudenschrei sprang sie ihm an die Brust. Er war's, ihr Mann, und lebendig.

Nachher hätt's ihr schier einen Augenblick leid gethan, daß sie ihm ihre ganze Liebe so plötzlich gezeigt; Männer sollen nie wissen, wie gern man sie hat! Aber sie kehrte doch wieder zurück zu ihrer redlichen Freude und legte ihre feuchte Wange an die seine und flüsterte: „Du bist mein lieber Mann!"

Der Schuster war völlig starr vor Verwunderung.

„Wär's doch richtig?" murmelte er wie verloren in die finstere Nacht hinein. „Ich hab nie was gehalten auf die Sanct Stasener Wallfahrt. Sollt's mich betrogen haben? Soll sie doch was nutz sein?"

Aehnlich wie der Trentner-Schusterin erging es den Anderen. Fast Keine von Denen, die auf der Wallfahrt waren, getraute sich heute auf dem kürzesten Wege nach Hause; sie

irrten umher, die Eine auf den Feldern, die Andere im Schachen oder in den Gärten. Den Dorfleuten, wie sie noch am Abende umhergehen, wichen sie aus und wollten doch wieder Nähcres über die Neuigkeit erfahren und hatten nicht den Muth dazu. Die Hochwindbäuerin verbarg sich an einem Reisighaufen und erst als der Frost kam, schlich sie zähneklappernd in ihr Haus, in ihre Stube. Das Bett ihres Mannes war leer.

Der Hochwindbauer hatte lang in die Nacht hinein auf sein Ehegespons gewartet, endlich aber gesagt: „Wenn sie nicht kommt, gehe ich auch davon.“ Und war hinabgestiegen zum Dorfwirth. Am nächsten Morgen bekam er sein Theil von der Hausfrau: Ob bei ihm dem gar nichts nütze? Ob er denn wirklich als Saufaus sterben wolle?

„Nur kein Wasser nit!“ trällerte der Bauer.

„In Gottes Namen, so trink' Dein Tröpfel Wein daheim, kannst einen besseren haben als im Wirthshaus. Nur nicht fortgehen! Schau, Mann, ich habe Dich ja so viel gern daheim. Wenn ich auch bisweilen brummen thu', 's ist nicht so schlimm gemeint. Mußt halt auch ein wenig Geduld haben mit mir.“

Laut hub er an zu heulen, der Hochwindbauer, vor Rührung über ein solches Wort von seinem Weibe. Alle zehn Finger hob er auf zum Schwur, ihr zu Liebe nicht mehr ins Wirthshaus zu gehen.

Freilich erkundigten sich die Frauen alsbald auch nach dem Hergang an der Hirschwand und wer es denn sei, den die Gnade Gottes so sehr verlassen?

Man wußte von nichts.

Darüber war die Eine und die Andere so aufgebracht, daß sie den Hendl-Heinl, diesen „verdächtigen Lugenschippel“,

zerreißen wollte. Als die Weiber allmählich ins Gleichgewicht kamen, meinten sie doch, es sei besser, daß es nicht wahr wäre. Aber er soll ihnen nur wieder einmal kommen, Hendel einkaufen, sie würden ihn lehren, ehrliche Leute anschwatzen, sie würden ihm die Wahrheit schon sagen!

Ein gutes Weilchen später war's, zur Zeit um das Allerheiligenfest, als die beiden Brüder wieder einmal zusammen kamen und bei einem Glas Apfelwein saßen im Pfarrhof. — Wieder war vom Predigtstudiren die Rede und sagte der Pfarrer zum Heinl:

„Zehnmal so gern und zehnmal so leicht studire ich jetzunter, seit ich Erfahrung hab', daß meine Predigten auch was ausrichten."

„So?" antwortete der Heinl.

„Hast es wohl auch schon gehört, daß seit meiner letzten Ehestandspredigt am Athanasiafeste die Eheweiber, besonders die in der Neuhofener Gegend, ganz anders worden sind, gar nicht mehr zu erkennen gegen voreh. Ich habe ihnen aber auch Etwelches an den Kopf gepfiffen, daß es nur so geblitzt und gedonnert hat in der Kirche. Sie sind Alle bekehrt!"

„So," sagte der Heinl, und machte aus seinem Glase einen bedächtigen Schluck. Dann wischte er sich den Mund mit der umgekehrten Hand und sprach: „Alle Ehr' vor Deinem Gotteswort, hochwürdiger Herr Bruder. Aber diesmal hat eine andere Ehestandspredigt gewirkt. Sie haben ihre Männer sterben gesehen, auf der Bahre gesehen, sie haben ihre Männer begraben, und da ist am Grabe ein Gespenst, das böse Gewissen, aufgestanden, und das, mein Herr Pfarrer, das hat

ihnen erst die richtige Ehestandspredigt gehalten. — Hast denn nichts gehört davon, daß sich am Athanasiatag Einer über die Hirschwand gestürzt hätt'?"

„Ist ja eine Lug gewesen."

„Freilich ist's eine gewesen. Denn nicht Einer, Alle haben sich über die Hirschwand gestürzt, alle die Männer der ehrenwerthen Frauen von Neuhofen, die auf der Wallfahrt waren. Und wieder von den Todten auferstanden! Kannst Du das machen, hochwürdiger Herr? Nicht? Ich kann's. Mag aber gar nicht übermüthig sein deswegen. Die Weiber fallen wieder zurück. Da giebt es nichts, keine Lehr' und keine Mär' und kein Fürnehmen — die Weiber fallen wieder zurück. — Ich habe nur zeigen wollen — ich, der kleine Hendl-Heinl dem Herrn Pfarrer — wie man die Herzen schütteln muß, bis sie einmal aufwachen. Ich will Dir aber auch sagen, wann Deine Predigt angreift. Am Grabe des Mannes halte sie, und Du wirst das Weib bekehren."

Als er so gesprochen hatte, der kleine Alte, schier ernsthaft, da ward er auf einmal gemüthlich. Er streichelte den Pfarrer, der gar nachdenklich dasaß, am Arm, guckte ihm ins würdige Gesicht hinein und sagte:

„Bist mir aber nicht böse, Bruder, gelt? — Ich habe ein Kapaunlein daheim, das ist schon hübsch rund und wird noch alle Tage runder. Und wenn es ganz rund ist, kugelrund, alsdann bringe ich Dir's. Behüt' Dich Gott!"

's HaschERL.

Auf dem Anger des Unterhald-Hofes stand ein alter Kirschbaum und unter demselben hockte auf den schuhlosen Beinen ein etwa siebenjähriges Mädchen und naschte schwarze Kirschen. Es fiel mitunter ein Kirschenträublein nieder vom Baume und in ihr blaßrothes Schürzchen, das sie zu diesem Zwecke an den Eckzipfeln aufhielt.

Der Baum war hoch wie ein Kirchthurm und durch das Laubwerk, in welchem schon gelbe Blätter leuchteten, ragten dürre Aeste hervor. Der vielarmige Stamm selbst war auf der halben Höhe kahl und voller Flechten, aber am Wipfel trug er wieder Laub und Frucht. Auf dem höchsten knorpeligen Ast der Krone klebte ein schwarzes Rauplein.

Dieses Rauplein war der kleine Hadrian vom Weberhäusel. Das Weberhäusel stand weiter oben, hinter den Feldern an der steilen Lehne, wo der Wald anhebt. Von diesem Häusel war der kleine Hadrian herab gewatschelt zur Zeit, als die Unterhalthöferin ihrem Gesinde die Jausenmilch vorsetzte. Es fiel nämlich auch für ihn, wenn er just zugegen war, mitunter ein Töpflein voll Milch oder ein Schnitten Weißbrot aus. Aber heute, als er wieder zugegen war, ging ihn das Haustöchterlein, die Dasel an, auf den Baum zu steigen und ihr

Kirschen herabzupflücken. Wenn sie genug habe, dann dürfe er auch selber essen.

Nach einer Weile, als er wie ein Eichhörnchen flink von Ast zu Ast gekrochen war und der Dasel Träublein um Träublein herabgeworfen hatte, fragte er mit seinem dünnen Stimmchen — sie langte kaum herab vom hohen Baum — ob sie schon genug habe?

„Oh, noch lang nit!" rief das Mädchen, „schmeiß nur her. Aber die Mutter hat gesagt, Du sollst nit herabfallen."

„Das thu ich auch nit," antwortete der Junge, „Du weißt gar nit, wie schön es ist, da heroben. Ich sehe über Euer Hausdach hinüber und unser Weberhäusel. Da paß auf! Es kommt ein Siebenträuberl, wenn's nit hängen bleibt unterwegs." Es rieselte sachte zwischen dem Laubwerk nieder und ihr just in das Schürzel.

„Was lachst denn?" fragte sie, als er oben kicherte.

„Ja, über die Füß' laufen mir immer die kleinen Ameisen und Spinnen, und die kitzeln so. — Hast schon genug."

„Frag' nit alleweil und schmeiß her."

Nun zog der Hadrian seine schwarze Zipfelmütze vom Kopf und pflückte Kirschen ohne Stengel hinein, weil das besser ausgab. Inzwischen warf er manches Gablein herab, daß die Dasel nicht ungeduldig wurde. Der Kleine hatte sich vorgenommen, keine einzige Kirsche in den eigenen Mund zu stecken, so lange das Dirnlein unten auf dem Rasen nicht vollkommen zufrieden war. Jetzt, als die Zipfelmütze ein manns-faustgroßes Bündel geworden war, band er sie mit einem zähen Zweige zu und rief herab: „Guck, jetzt kommt's groß!"

Als es schwer niederschlug in das Gras und die Dasel hastig darnach griff, jagte draußen vor dem Zaune der

Knabe des Scheintreibers vorbei. Der Scheintreiber war der Großnachbar und der Knabe war ein schlanker, aufgeweckter Bursche von etwa zehn Jahren. Er jagte einem Holzreifen nach, den er mit einem Buch vor sich her trieb. Er kam eben aus dem Dorfe her, vom Pfarrhof, wo er Lateinstunde gehabt hatte. Denn der Stefan soll studiren!

„Stefan!" rief ihm das Dirndl zu.

Der Knabe hielt an und ließ seinen Reifen drollernd hinfallen.

„Magst Kirschen?" fragte ihn die Dasel.

„Gib her," sagte er und streckte seinen Arm durch den Zaun.

Sie brachte ihm die gefüllte Zipfelmütze, Beide stellten sich eng an den Zaun und aßen selbander.

„Die sind aber viel besser als die unserigen," bemerkte der Knabe, warf auch sein Lateinbuch zum Reifen hin und griff mit beiden Händen zu.

Als der Inhalt zur Neige ging, die Finger wie die Lippen dunkle Schatten zeigten, nahm der Stefan eine Kirsche zwischen die Finger und sagte: „Halt her, Dasel, ich will Dir rothe Wangen machen."

„So mach," versetzte sie und hielt ihr rundes Gesichtlein hin, auf dem das helle Leben blühte. Der Knabe malte mit dem Saft der Kirsche zwei Flecken auf ihre Wangen, dann haschte er nach Buch und Reifen und lief davon.

Nun kam vom Baum der Hadrian niederwärts gekrochen. Das war ein sehr blasses Bübel und hatte ganz lichtfalbe Haare, die quer stirnüber gestrichen waren. Die Lippen waren roth und aufgeworfen — noch ein recht eigentliches „Kindergöscherl". Die Augen waren scheibelrund und lichtgrau und guckten klug und gutmüthig zwischen das Astwerk, um die

Dasel zu suchen. Daß er barfuß war, kam ihm schon darum gut zu statten, weil sich's so besser klettern und mit den Zehen schärfer an die Baumrinde krallen ließ. Das Gewandel, das er an seinem zarten blassen Leiblein trug, war von feinem, kohlschwarzem Tuch; ein paar Flicken, die es besonders hinterwärts sauber aufgenäht hatte, waren aber von anderer Farbe und gröberem Zeug.

Sein Vater, der Weber Polykarp, hatte nämlich einen kohlschwarzen Bruder, der war Pfarrer in der Reinau drüben und schickte manchmal einen alten Rock oder gar etwas von der Kutte, daß die Weberin ihrem Bübel daraus ein Kleid machen konnte. So kam der kleine Hadrian zum schwarzen Gewand. Nun war er vom untersten Ast auf den Rasen gehüpft, stand vor dem Dirndl und schaute es verblüfft an. Endlich begann er hell zu lachen.

Sie hatte ihr Köpfchen ein wenig selbstgefällig vorgeneigt, aber als er nun so lachte, da ward ihr unheimlich.

„Wie Du ausschaust!" rief er und klatschte in die Hände.

Da hub sie zu weinen an und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Damit ward's nicht besser, im Gegentheil, eine rothblaue Wildniß breitete sich aus über Wangen, Backen und Nase, am Abklatsch ihrer Hände erst merkte sie die Größe des Unheils.

Hadrian nahm sie an der Hand, „komm mit zum Brunnen," sagte er, „ich will Dich waschen. — Hast Du's selber gemacht?"

„Der Scheintreiber-Stefan," schluchzte das Dirndl.

„Du weberischer Nixnutz Du!" zeterte jetzt die Unterhaldhöferin von der Hausthür her, „wie abscheulich er's Dirndl hat ang'schmiert! Zu Dank fürs Kirschenessen! Marsch

heim, Köter! Mir kommst noch einmal um Essen! Mit dem Stecken jag ich Dich weg! Unzücht, verdächtig's!"

Den kleinen Hadrian meinte sie, und der lief erschrocken davon.

Als er daheim seiner Mutter den Hergang weinend erzählte, zog sie ihn an ihren Busen und sagte: „Mit Dir machen sie halt was sie wollen, Du bist alles z'gut und kannst Dich nit wehren, laßt Dich ausnutzen und unter die Füß' treten. Hascherl Du."

* * *

Es ward Abend. Neben dem Webstuhl, der in der kleinen Stube den meisten Raum einnahm und doch nichts mehr erwarb, hatte der kleine Hadrian sein Bett. Er schlief schon darin, als der Vater heimkam. Ein hageres gebücktes Männlein, trat er, den Stock fest auf den Boden stemmend, hastig und aufgeräumt zur Thür herein.

„Hast was ausgerichtet?" fragte ihm das Weib entgegen.

„Die Jager!" schnaufte er und setzte sich an den Tisch, „jagen thun sie drinnen im Reißboden. Der ganz' Wald ist voller Leut! Ihrer Hundert oder Sechshundert sind gewiß!"

„Kindisch!" versetzte das Weib.

„Was sagst?" fragte der Weber, denn er war etwas schwerhörig.

„So viel nit, Polykarp!" rief sie ihm zu. „An dreißig werden sein, mit sammt den Treibern. Sind ja da vorbeigegangen."

„Der Kaiser auch? Hast ihn gesehen?"

„Gar keine Red' vom Kaiser. Die Beamten von Birkfeld werden's sein und der gnädige Herr, der Kaiserfeld, dabei."

„Und nit der Kaiser!" sagte der Weber Polykarp mit langem Gesicht, „alsdann hätt' ich unrecht verstanden! Und bin die längste Zeit d'rin im Reißboden umgangen, daß ich den Kaiser kunnt sehen."

„Was hat denn der Herr Vetter gesagt?" fragte das Weib.

„Welcher Vetter?"

„Dein Bruder, der Herr Pfarrer, was er gesagt hat, des Hadrian wegen?"

„Ah, der Pfarrer zu Reinau meinst. Ist er dagewest?"

„Aber Polykarp," rief sie, „bist ja Du bei ihm drüben gewest."

„Ich! Ich bin nit drüben gewest zu Reinau. Ich bin auf dem Reißboden drinnen gewest. Dorten thun sie jagen, dorten Ihrer zwei-, dreihundert Jager sein gewiß. Soll auch der Kaiser dabei sein, hab' ich gehört."

Die Weberin schlug ihre Hände zusammen und jammerte laut: „So ist er und so ist er! Hat er heut' wollen zum Reinauer Pfarrer hinübergehen und bitten von wegen dem Bübel, ob nit ein Mittel thät' sein, daß er wo unterkommen und was lernen kunnt. Hat sich das alte Kind unterwegs bei den Jagern verweilt und auf Alles vergessen. — Einen solchen Vater haben!" klagte sie über den schlummernden Knaben hin, „Hascherl, armes!"

Am nächsten Morgen, als Hadrian erwachte, war eigentlich ein ganz ähnlicher Tag wie gestern. Genau so schien die Sonne zum Fenster herein und genau so malte sie ihre goldrothe Tafel an das Ofenmäuerlein und an den Bartwisch, der daran hing. Genau so stiegen die zwei Hühner auf Tisch und Herd herum und genau so klatschte die Mutter in die Hände, um das Gethier von den ehrenwerthen Stellen

zu verſcheuchen. Es war doch auch was Anderes als geſtern. Eine Magd vom Eignerhaus war da, die hatte ſich erſt eine Weile verwahrt gegen das Verſcheuchen der Hühner, weil ſie gemeint, es geſchehe ihretwegen. „Uh Narrl, laß' ſie gehen, die lieben Piperln, mir ſind ſie nit im Weg; uh bei uns geht's auch nit anders her, ſteigen halt umeinander, weiß man ſo. Thun ſie recht legen? Haſt keinen Hahn dazu, Weberin? Uh, nachher können ſie freilich nit legen. — Stickel (ſteil) haſt herauf zu Deinem Häuſel. Daß ich nit vergeß, mein Bauer laßt Dich bitten, Weberin, daß Du uns heut Nachmittag Dein Bübel wollteſt leihen. Zum Schöber treten; wenn's ſchön bleibt, iſt's zum Heuheben."

„Kann gern geſchehen," antwortete die Weberin und weiß alſo der Hadrian, was heut für ein Tag iſt. Ein Schöbertrettag beim Eigner.

Sehen wir alſo auf dem Schober das ſchwarze Käferlein um die Stange kreiſen und die Knechte werfen mit großen Holzgabeln die Heubuſchen hinauf, daß es nur ſo fliegt und der Kleine augenblicklich eingemauert wäre im Heu, wenn er ſich nicht ununterbrochen mit Beinen und Armen emporarbeitete, die Heuſchichten immer enger um die Stange windend, bis er endlich an der Spitze iſt, den vom Knecht hinaufgelangten Heukranz auf die Stange ſtreift, ihn fein feſttritt und dann von einem der Knechte mit dem Gabelſtiel hinabgeſtoßen wird. Der Halskragen iſt inwendig voller Heu, das Höslein iſt inwendig voller Heu, daß es überall ſticht, und kaum ſich der Kleine ein wenig ausſchnaufen will, wird er ſchon wieder zu einem neuangefangenen Schober gejagt.

So geht es fort, bis die Schatten wachſen und es zu thauen anhebt auf der Wieſe. Hingegen kriegt der Hadrian

ein gutes Nachtmahl; nur ſchade, daß er aus lauter Müdigkeit noch vor demſelben einſchläft.

Ein anderesmal meldet ſich um den Knaben die Ratſchen-Schuſterin. Dieſer iſt der Stubenofen ſchadhaft geworden; ſie braucht Lehm, um ihn wieder zu flicken. Jetzt weiß ſie aber keinen Ort, wo Lehm vorkommt, und ſo will ſie den Hadrian, daß er ihr helfe Lehm ſuchen.

„Kennſt Lehm?“ fragt die Weberin den Kleinen, um ſeine Tauglichkeit für den neuen Beruf zu prüfen.

„Ja, das iſt ſo eine Erden,“ antwortet der Hadrian.

„Was für eine Erden?“

„So eine, aus welcher der Herrgott die Leut' macht.“

„Ich brauch' ihn aber zum Ofenpicken,“ ſagt die Ratſchen-Schuſterin, „und Deine jungen Augen werden beſſer ſuchen können, als wie meine alten.“

Als ſie den Knaben hat, weiſt ſich's aber, daß ſie den Lehmplatz — in der Kühthalſchlucht iſt er, nah' am Bach bei der großen Tann' — recht gut kennt. Sie braucht den Hadrian nicht zum Suchen, ſondern zum Tragen. Sie gräbt und bürdet ihm einen ganzen Sack auf. Sie ſelber geht mit einem kleineren Bündel hintendrein, und wie ſie merkt, daß der Knabe zu ermüden beginnt, hebt ſie an, ihn zu loben: „So brave junge Burſchen wird's wenige geben im Kühthal und auch anderswo, als des Webers Hadrian. Wie der's den alten Leuten gut meint! Dem wird's noch einmal recht gut gehen auf der Welt! Und ſtark iſt er! Immer ein Anderer möcht' ſich gleich als zu fürnehm halten, daß er mit der armen Schuſterin wollt' Lehm tragen. Die hoffärtigen Racker, die! Aber der Hadrian, der wohl, der! Oha! ſtolper nit, das Aufſtehen iſt ſchwerer wie das Umfallen. Allemal. Wart' nur, Bübel, ich will Dir was

schenken, was recht Schönes — einmal — wenn ich was hab'."

Und bei keinem Esel thut die Gerte so viel, als beim Hadrian ein gutes Wort. Er schleppt und schleppt, so lange er kann. Aber wie sie unterwegs einmal auf einem Scheiterstoß abrasten, da sinkt der Knabe todtenblaß aufs Heidekraut hinab und rührt sich nicht mehr. Die Schusterin reibt ihm mit kühlem Gras die Stirne, bis er wieder zu sich kommt. „Zu stark wachsen thut er," sagt sie, „das kommt davon."

Wachsen thut er zwar nicht zu stark. Die Leute rathen ihm immer nur sieben Jahre an, und er ist schon über zehn hinaus. Aber zu schlecht essen thut er, meine liebe Ratschen-Schusterin, weil er nichts Gutes kriegt, und zu schwer tragen thut er, weil es faule Weibsbilder giebt. Davon kommt's, daß er ohnmächtig hinfällt.

Einmal — es war gegen das Allerheiligenfest hin — kam in das Weberhäusel die „krumpp Nähderin", ein armes Weib und weitläufige Verwandte der Weberin.

„Gelt' Schwester," redete sie schnurgerade auf den Kern los, „Du bist so gut und leih'st mir Deinen Hadrian?"

„Hast ja eh selber vier Kinder!" rief die Weberin.

„Aber nachher hätt' ich fünfe. Kunnten unser sechse — wenn ich selber auch wer bin — Allerheiligenstritzel sammeln gehen. Thät's all's mehr abgeben."

Ist's nämlich in der Gegend Brauch, daß am Allerheiligentage arme Leute von Haus zu Haus ziehen; in jedem Bauernhof kriegen sie so viele kleine Brotlaibchen, als ihrer Personen sind. Manche Bäuerin vertheilt an diesem Tage mehrere hundert solcher Allerheiligenstritzel, wovon manche arme Familie den ganzen Winter über zu beißen hat.

„Alsdann zum Betteln willst ihn brauchen, meinen Buben?" sagte hierauf die Weberin. „Lieber Gott, zu dem Geschäft kunnt ich ihn selber verwenden. Zu harter Noth, daß wir vom Tagwerken leben können. Der Webstuhl tragt nichts mehr, seit das Baumwollgewand aufkommt. Mein Mann webert nur noch am Hungertuch, sag' ich allemal."

„Was ist's?" fragte jetzt der alte Weber Polykarp drein, der im Ofenwinkel saß und mit langem Messer von einem Scheit Leuchtspäne klob.

„Den Buben will sie haben! Zum Stritzelsammeln!" berichtete ihm sein Weib.

Er ließ das Zeug fallen und klaschte mit der flachen Hand auf seinen Oberschenkel.

„Sappermosthosen! Da giebt's was ab. Da giebt's Weißbrot und Schmalzkoch ab, beim Stritzelsammeln. Neuzeit auch Krapfen, hab' ich gehört, und Most. Daß nächst' Jahr wieder Segen Gottes kommt! Weiß wohl, weiß wohl. Nimmst mich auch mit, Nähderin?"

„Bei meinem Mann ist allerweil Alles wohl und toll," lenkte die Weberin ab, „der ist mehr dort, wie da. Der ist nicht mehr zu raiten (zählen). Weil Du's bist, so soll er in Gottesnamen mitgehen, der Hadrian. Aber Achtung geben, daß er auf einmal nit zu viel ißt. Ist's ungewohnt."

Und so ging der kleine Hadrian mit der Nähderin und ihren vier Kindern betteln. Seine schwarze Zipfelmütze war nicht mehr, hingegen trug er einen feinen schwarzen Strohhut mit breiten Krempen, die sich aber schon stark zu lösen begannen, weshalb ihn der Reinauer Pfarrer nicht mehr für den nächsten Sommer aufheben wollte, sondern dem Nefflein für den Winter geschickt hatte. Schuhe trug der Kleine von der Mutter, und so war gar nichts an ihm aus-

zustellen, als daß er an den Hausthüren den üblichen Spruch mit den Uebrigen im Chor nicht laut genug schreien wollte: „Gelobt sei Jesus Christus! Bitt gar schön um einen Allerheiligenstritzel und bringen den lieben Gottessegen für Haus und Stall, für Feld und Wald, für Zeit und Ewigkeit. Amen."

Da gab es halt wieder zu tragen. In manchem Hause fragten sie die Nähderin, ob das kleine saubere Bübel denn schon stark genug wäre für seinen Sack?

Sie kamen auch zum Unterhaldhof und wurden betheilt wie überall. Als sie abzogen, kam die Dasel hervor. Sie trug einen Spinnrocken und that schon ganz groß. Sie war's aber auch wirklich und ihr Gesicht war noch runder und blühender geworden, und so fein und mild, als ob niemals Kirschenblut daran gewesen wäre. An den Armen war die Pfaid zurückgestreift, was auch darauf hindeutet, daß man schon erwachsen ist, oder es gerne sein möchte. Der Hadrian war beim Abzug der Hinterste, sie zwickte ihn am Brotsack, da merkte er nichts, sie zupfte ihn am Arm, da blieb er stehen und schaute ihr fast beklommen in die Augen.

„Wenn Du es für Dich allein behältst, schenk' ich Dir das!" Damit zog sie einen großen Allerheiligenkrapfen hervor, den sie hinter der Schürze verborgen gehalten hatte.

Fast schüchtern nahm der Junge das Backwerk in Empfang, lächelte die Geberin treuherzig an, lief den Genossen nach und zeigte freudig auf, was er bekommen hatte.

„So!" sagte die Nähderin und humpelte sogar wieder einige Schritte zurück, um ihm das Ding aus der Hand zu nehmen. „Gar einen Krapfen! Du, den darfst nit essen, Du bist so was nit gewohnt. Ich hab's Deiner Mutter versprechen müssen. — Da, Kinder!" Sie zerbrach den Krapfen

in vier Theile und gab jedem ihrer Sprößlinge davon, die begierig darnach haschten. Der Hadrian schaute ihnen zu, wie sie drein bissen und kauten und unwillkürlich bewegten sich auch seine Kiefern mit. Dann aber tröstete er sich damit: „Ich bin so was nit gewohnt, mir könnte es schaden."

Ein klein wenig leid war ihm nur darum, weil die Dasel den Krapfen gegeben und ihm vermeint hatte.

So und ähnlich ging es allemal; den Hadrian thaten sie überall dazu und immer übervortheilten sie ihn. Daß sie ihn in Gesellschaften, zu welchen er gezogen ward, foppten und zum Stichblatt ihrer Laune machten, versteht sich wohl von selbst. Der Hadrian ließ sich ruhig foppen und lachte mit, wenn sie ihn auslachten, und war immerwährend der kleine, blasse, gutmüthige Junge.

Die Versuche, die seine Eltern beim geistlichen Herrn Vetter gemacht hatten, und die dieser wieder höherenorts gemacht hatte, um den Knaben — der sich für körperliche Arbeit zu schwächlich zeigte — in eine Lehranstalt zu bringen, waren gescheitert. Der Reinauer Pfarrer schickte immer wieder alte Kleider und ließ sagen, sonst könne er für den Burschen leider nichts thun. Der Scheintreibersohn, der war freilich schon lange im Seminar zu Graz. Der kann in fünf Jahren schon ausgeweiht werden. Leicht Studenten machen, wenn man Geld hat, wie der Scheintreiber! Uebrigens, Zwerge und Krüppel, sagt man, wollen sie gar nicht ins Priesterhaus nehmen. Der Herrgott hat auch die hübschen Leute lieber, als die verkümmerten. Also, Hadrian, das wäre nichts.

Da die Eltern daheim keine rechte Beschäftigung für ihn hatten — zum Webern hätte er ja viel zu schwache Beine und zu kurze Hände gehabt — so ward der kleine Hadrian nun Gemeingut der Gegend. Fehlt irgendwo ein

Schafhalter, ein Ochsentreiber — der Hadrian thut's; ist ein Botendienst — der Hadrian richtet ihn aus. Einmal hat der Schmied Nägel auszuklauben, das anderemal hat der Wirth den Viehhof zu säubern, oder es ist ein Garbentragen, oder ein Kukuruzschälen, oder der Metzger braucht einen Anhalter, der dem Schwein die Haut und den Speck abziehen hilft, oder der Bauer braucht auf seiner Mühle, auf der er aus Heusprein Viehmehl mahlt, einen Aufseher — der Hadrian ist recht; oder Bursche, die an Samstagsnächten zu den Fenstern ihrer Liebsten gehen, benöthigen einen Aufpasser, der an der Hausecke steht — der Hadrian thut's.

Schon manchmal, wenn Andere im Glücke der Samstagsnacht schwelgten, hatte sich der Hadrian an der Hausecke Finger und Zehen erfroren. Und einmal bekam er sogar den Ochsenziemer, den ein Anderer verdient hatte.

Das Hascherl!

* * *

So hatte sich der Hadrian fast schon durch sein zweites Jahrzehent gelebt. Und er sah immer noch aus wie ein Schulknabe, gleichwohl er ein solcher eigentlich niemals gewesen. Er sah nicht zwergenhaft aus, sondern knabenhaft jung und schlank, und sein freundliches Gesicht — obgleich es nichts weniger als einen Bart hatte — war für manches Dirnlein eine Augenweide.

Allmählich schien er aber zu wichtigeren Dingen heranzuwachsen.

Kam eines Tages der Dohlen-Franz in das Weberhäusel, steckte die beiden Daumen hinter seinen Ledergurt, den er breit über den Bauch geschnallt hatte, blickte mit Wohlgefallen auf den Hadrian, der just daran war, aus Tuchenden, die

er vom Schneider geſchenkt erhalten, einen Hauspatſchen zu flechten.

„Kerl, kleiner, wie alt biſt denn eigentlich Du?“ ſo fragte er ihn.

„Das neunzehnte hebt an,“ antwortete der Junge.

„Haſt noch zwei Jahre bis zum Soldatenleben.“

Der Hadrian lachte auf. Er lachte ſelten keck auf, aber diesmal war's geſchehen.

„Da giebt's gar nichts zu lachen,“ ſagte der Dohlen-Franz mit großer Ernſthaftigkeit. „Heut' freilich, heut' biſt noch um einen guten Kopf zu klein, heißt das von unten herauf gemeſſen, obenauf haſt Deinen guten Kopf ſchon heut'.“

„Bin halt ein Neſtel,“ ſagte der Hadrian.

„Kannſt noch aufſchießen! Ich weiß mehr Solche, die erſt mit zwanzig Jahren anheben zu wachſen.“

„Die Leut' thäten mir's eh gut meinen,“ verſetzte der Burſche, „hängen mir ohnehin den Brotkorb recht hoch, daß ich mich recken und ſtrecken ſoll. 's hilft halt nichts.“

„Ich wollt',“ verſetzte der Bauer, „mein Michel hätt' Deine Figur!“

„Bauer!“ ſagte jetzt die Weberin, die zur Nachdrücklichkeit ihres Ausſpruches vom Herde bis zum Dohlen-Franz herantrippelte, „Bauer, verſündige Dich nicht mit Deinem Buben! Gott kann ihn um einen Kopf kürzer machen, wann er will!“

„Leicht eh, leicht eh!“ verſetzte der Dohlen-Franz, „mit einer Kanonenkugel bei den Soldaten!“

„Ich wollt', mein Bub thät taugen zu den Soldaten.“

„Der meinige **wird** taugen! Da ſchau, da habe ich den Stellungsbefehl. Auf die nächſt' Wochen ſchon. Den baum-

starken Lümmel lassen sie mir nimmer heimgehen, das weiß ich. Kann ihn aber nit g'rathen (entrathen) in der Wirthschaft. Die Anderen, die ich habe, sind noch Kindlein. — Bis auf den Poldl, der ist freilich auch schon stark. Jetzt, den Poldl wollen die Herren sehen. Wenn er noch schwach ist, der Poldl, haben sie gesagt, und mir nit recht helfen kunnt in der Wirthschaft, so wollten sie den Michel dies Jahr verschonen und daheimlassen. Leicht' wär er alsdann ganz zu befreien. Ein paar Ochsen wollt' ich springen lassen, wenn ich den Michel kunnt loskriegen."

„Zwei Ochsen wird er wohl auch werth sein," sagte die Weberin.

„Da ist mir schon eingefallen," fuhr der Dohlen-Franz zögernd fort, „ob's nit ging', daß man — — weißt, die Herren thun mit uns auch was sie wollen, und fragen nit, ob's recht ist. — Vorzeit haben sich die Rekruten geflüchtet in die Wildniß, ins Hochgebirg. Ist auch gut gewest, haben nit mehr Schlachten verloren als heutzutag. — So ist's mir schon eingefallen, ob man nit einen Anderen kunnt schicken für den Poldl, der schwächlicher und jämmerlicher wäre als mein Poldl, und daß die Herren thäten sehen, mit so einem Hascherl kunnt der Bauer nit wirthschaften, der selber schon stark in die alten Tage geht, und daß sie mir den Michel alsdann wollten lassen. Und da hab' ich mir gedacht, die Weberleut' sind schon so gut und leihen mir ihren Buben, daß er mit mir oder dem Michel zu den Herren mitgeht, als mein Poldl, und daß er sich halt — wenn er gefragt wird — im Namen nit irren thät. Poldl heißt er, ist ja gscheit, der Hadrian, und verlang' ich die Aushilf' nit umsonst. Gelt, Weberin, Du laßt ihn mitgehen, Deinen Buben, zum Anschaunlassen?"

Die Weberin setzte die Pfanne über das Feuer, war Wasser d'rin; sie that hartgedörrte Brotkrumen hinein, und Rübenschnitten und Salz. Das sollte das Abendmahl werden. Beim Umrühren des Gebräu's antwortete sie dem Dohlen-Franz: „Wenn's auskommt, werden wir allmiteinander eingesperrt."

„Wie soll's denn auskommen, wenn es der Bub' nit selber sagt!" so der Bauer.

„Was habt's denn für ein Getratsch miteinand?" fragte jetzt der Weber Polykarp, der im Winkel hinter dem Webstuhl hockte und mit Tuchenden an einem zweiten Stubenpatschen flocht.

Mit gesteigerter Beredtsamkeit wiederholte der Dohlen-Franz dem Alten seinen Plan und verhieß dem Hadrian einen neuen Lodenanzug, grün ausgesäumt, mit Hirschhornknöpfen, und einen Steirerhut mit Hahnstößel dazu, wenn er mitginge zu den Herren.

„Bist ein Narr, wenn Du nit zugreifst, Hadrian!" rief der alte Weber mit krächzender Stimme aus dem Winkel hervor. „Daß Du endlich einmal zu einem ordentlichen Gewand kommst! Schaust gleich größer und mannbarer aus im Steirergewand, wirst es sehen. Bist eh nur deswegen so zwergelhaft geblieben, weil Du alleweil Kramertuchfetzen auf dem Leib hast tragen. Festes Bauernweberzeug, das ist ein gesundes Tragen. Ich bin auch so klein gewest einmal, wie der Bub, und hab' erst angefangen zu wachsen, wie ich die ersten Lodenhosen hab' kriegt. Laßt's nur Zeit ein paar Jahr, was das noch für ein prächtiger Bursch wird, mein Hadrian! Deswegen sag' ich alleweil, nur jetzt keine bettelhafte Liebschaft anheben, er wird sich's noch aussuchen können unter den Schönsten und Reichsten. Wird nit der Erste sein, der

mit seiner sauberen Figur sein Glück macht. Mit zwei Rössern wird er in die Kirche fahren, Sonntags, aber nimm keine ungarischen, Hadrian, wenn Dir Dein Vater was rathen darf; die ungarischen sind all's zu hitzig, und kannst leicht Malheur haben. Einstellst beim Löwenwirth, nur vergiß nit und trag' dem Hausknecht auf, daß vom Wagen die Kotzen nit gestohlen werden, herentgegen —"

„Vater!" unterbrach ihn die Weberin, „gehen schon wieder die Fabeleien mit Dir durch? Schau dazu, daß Du mit Deinem Patschen fertig wirst, bastelst schon eine halbe Wochen damit um."

Der Alte sagte nichts mehr, sondern wendete sein Flechtwerk langsam über und über, und beguckte es von allen Seiten.

Mittlerweile gab der Hadrian seine Einwilligung zu dem Begehr des Dohlen-Franz. Er war's einmal so gewohnt, Allen zu Diensten zu sein, die seine Dienste begehrten.

* * *

Einige Tage später, als der Hadrian in das Dorf hinabging, um die fertig gewordenen Patschen zu verkaufen, sah er den Studenten. Der Scheintreiber-Sohn war auf die Vacanzen heimgekehrt. War das doch ein hübscher junger Mann geworden! So schneeweißer Halskragen und so rothe Wangen und so muntere Augen! Und so freundlich mit den Leuten, nicht ein bissel stolz! Selbst den Hadrian hat er angesprochen, hat ihm die Hand gereicht und gefragt, ob bei ihm daheim Alle gesund wären! Was er alleweil treibe, wie lange er an so einem Paar Hausschuhen arbeite? und daß sie recht warm und bequem sein müßten! — Andere

spotten ihn immer aus, der Patschen wegen und heißen ihn selber einen Patschen (Einfaltspinsel). Und der Herr Student ist so gut mit ihm, und selbst als sie auseinandergehen, reicht er wieder die schöne weiche Hand, als ob er sein bester Freund wäre. So ist sonst Keiner mit dem Hadrian und er freut sich auf den Sonntag, um den Studenten wieder zu sehen. — Ja wohl: 's ist ganz etwas Eigenes um so einen Bauernstudenten. Die Naturfrische und das feinere Betragen und die städtische Kleidung, in der er sich so schlank und gelenkig ausnimmt im Vergleich zu den übrigen verknorrten, plumpen und ungepflegten Bauernburschen! Dabei steht er im Geruche der Gelehrsamkeit, weiß allerhand Schnurren, kann allerlei Künste, vereint die Würde des Weisen mit dem kecken Uebermuth der Jugend, und ist auf seinen Vacanzen daheim Jedem interessant und Jedem liebenswürdig.

Was der kleine Hadrian über den Seminaristen denkt, das spricht das ganze Dorf von ihm. Alles — Mann wie Weib — ist nachgerade in den artigen, stets aufgeräumten Burschen verliebt.

„Um den ist's Schade!" flüsterten die Dirndln zu einander, „ein Jahr noch, nachher wird er schon geweiht."

Alles machte lange Hälse, wenn er irgendwo vorbeiging, und Alles suchte ihm etwas Angenehmes zu sagen, zu thun; er wollte nachgerade in kein Haus mehr treten, weil er überall essen und essen mußte. — Einzig des Unterhaldhöfers Dasel hielt sich vor dem Studenten zurück und lugte nur verstohlen nach ihm aus. Sie hatte die Geschichte vom Kirschbaum noch nicht vergessen und schämte sich, daß sie sich von ihm hatte anmalen lassen.

Eines Morgens konnte man den Hadrian, sorgfältiger als gewöhnlich zusammengestiefelt, von seinem Häusel herab-

steigen sehen gegen das Thal. In der Hand hatte er einen Stock, der länger war als er selber, und unter dem Arm trug er ein blaues Bündelchen. Ein Holzschläger, dem er begegnete, fragte, wohin denn die Reise gehe, das schaue ja aus, als mache er sich auf die Länderpassier!

„Ich passier auch," antwortete der Hadrian.

„Weit?"

„Nach Reinau, zum geistlichen Herrn Vetter."

Das war aber nur zum Theile wahr. Allerdings ging sein Weg an Reinau vorbei. Beim Grabenwirth in der Au soll ihn der Dohlen-Franz erwarten. Fürs erste ist ihm beim Grabenwirth ein gutes Mittagsmahl versprochen. Der Dohlen-Franz hatte ihn gefragt, was er zu Schweinsbraten mit Salat sage? Und zu einem Glas Rothen? Da hatten ihm gleich die Zähne gewässert, während sich aber der Franz schon gedacht, mit dem Rothen wird's besser sein, man läßt ihn im Faß, sonst sagt er mir — der Hadrian — wenn er ihm zu Kopf steigt, der Wein dem Hadrian — was Unliebsames bei den Herren.

Als der Bursche am Unterhaldhof vorbeiging, stand hinter dem Hause die Dasel, eben beschäftigt, frisch gewaschene Pfaiden auf den Zaun zu hängen, zum Trocknen. Es war ihr recht zuwider, daß sie der Hadrian bei dieser Arbeit sah, es war eine Arbeit für die Mägde, und nicht für die Haustochter. Weil aber die Zeiten schlecht waren, so hatte ihr Vater keine Dienstleute; er selber war sein bester Knecht und Weib und Tochter mußten Mägde abgeben. Die Dasel beschloß, sich aber jetzt an dem Burschen zu rächen dafür, daß er so dahergehe, und anstatt ihm zum Angriff Zeit zu lassen, was sie denn da mache, wem die Pfaidlein gehörten und so weiter, kam sie ihm zuvor.

„Uh, schau!“ rief sie, „gehst leicht kirchfahrten nach Maria-Zell!“

„Mein' nicht,“ antwortete er, „dazu hab' ich zu wenig Frömmigkeit.“

„Oder auf den Ochsenhandel?“

„Dazu hab' ich zu wenig Geld.“

„Oder gar brautwerben?“

„Dazu hab' ich zu wenig —“

„Was lauter?“

„Zu wenig Kurasch'.“

„Irgendwo mußt aber doch hingehen, weil Du gar einen dritten Fuß bei Dir hast!“

Sie fragte so keck und da ward er verlegen. Und als sie ihn scharf und munter mehr und mehr in die Enge trieb, sein Auge sich auch in eines der aufgespannten Weiberpfaidlein unselig verwickelt hatte, kam er so sehr aus der Fassung, daß er ihr gestand, er gehe in die Kreisstadt zur Soldatenstellung. Er hatte erwartet, daß sie auflachen würde, denn es lachte allemal Alles, wenn von seinem Soldatenleben die Rede war, aber die Dasel lachte nicht, sondern fragte fast weichmüthig theilnehmend: „Bist schon an der Reih', das Jahr? Da muß ich Dir aber doch gleich einen Rekrutenbuschen geben!“

Sie eilte in den nahen Garten und dieweilen der Bursche unentschlossen dastand, brachte sie ihm einen Strauß von Rosmarin und hellrothen Nelken. Ihm war zum Weinen vor Rührung, daß sie ihm's so gut meinte, und als sie nach seinem Hut — es war wieder ein schwarzer Strohhut — griff, hielt er ihn fest und sagte: „Nein, Dasel, Dich kann ich nicht anlügen, Dich nicht, und wenn's den Kopf kostet. Ich soll jetzt mit dem Dohlen-Franz in die Kreisstadt und

dort seinen Poldl vorstellen, weil ich so klein bin, und damit sein Michel die Befreiung kriegt."

„So!" antwortete das Dirndl, „da hast Du ein schönes Geschäft. Und was kriegst denn dafür?"

„Ein neues Gewand, wenn ich Dir schon Alles sagen will."

„Das ist nit viel. Ich hab' gemeint, er giebt Dir sein Haus dafür."

Das war scharf und schneidend gesagt. Er stand vor ihr wie ein armer Sünder. Plötzlich setzte das Dirndl ruhig und sanft bei: „Hadrian, das thät ich nicht an Deiner Stelle."

Der Bursche stand noch so ein wenig da, guckte nach rechts zu Boden, guckte nach links zu Boden, machte dann zwei Schritte, daß er ganz nahe bei ihr stand, haschte nach ihrem Arm und sagte: „Dasel! Einmal hast Du mir einen Krapfen geschenkt, den habe ich wieder hergeben müssen. Aber was Du mir jetzt hast geschenkt, das ist mein. — Ich pfeif' auf die Dohlen-Franz-Leut' und geh' wieder heim."

Den Stock warf er weg und eilte bergan gegen das Weberhäusel. Sie schaute ihm nach — und ich werde mich nicht groß irren, wenn ich vermuthe, sie merkte es jetzt, wie herzlich gut sie ihm war. So ist's ja auf dieser Welt. Einen, den man etwas Gutes gethan, hat man gern, und oft lieber als Einen, von dem man Gutes empfangen. Daher war ihr jetzt ein wenig bang, ob er sich nicht etwa kränken werde darüber, daß sie ihn belehrt. Wie sie nur auch dazu kommt — sie, die junge, übermüthige, eitle Dirn', die selbst oft nicht weiß, was sie will — einem Anderen zu sagen, was er thun und lassen soll? Aber ist das wie der Will, um den Hadrian wäre ihr doch leid gewesen, wenn er die Dummheit begangen hätte.

Der Dohlen-Franz hatte am selbigen Tag beim Grabenwirth vergebens gewartet auf den Hadrian. Endlich hatte

er den beſtellten Schweinsbraten mit Salat allein gegeſſen und ſoll ſelbiger ihm ſchlecht bekommen haben. Weil's nicht geſund iſt, wenn man etwas in Wuth und Zorn hineinißt. —

Kurz darauf war im Dorfe ein Kirchenfeſt; der Marktplatz war voll von Buden, die Kirche voll von Menſchen. Schon hatte das Hochamt begonnen und noch immer drängten Leute herein zum Thor und am Weihbrunnenkeſſel ſtand ein alter ſchwarzer Kohlenbrenner, der fortwährend mit ſeinen Fingern Weihwaſſer über die Köpfe der Hereindrängenden ſpritzte, die ſelber nicht zum Keſſel konnten, bis ihm ein kecker Burſche faſt laut zurief: „Waſch' Du Dich ſelber, Kohlenbrenner, wir ſind eh weiß!" Der Michel war's, der Sohn des Dohlen-Franz, er ragte mit einem halben Kopf über die Anderen hinaus und warf unternehmende Blicke ſowohl auf die Manns-, als auf die Weibsleut.

Jetzt kam auch der Student, da drückte ſich Alles und ſuchte ihm Platz zu machen, daß er voran konnte zum Altar. Als er an dem Michel vorbei kam, klopfte er dieſem auf die Achſel und flüſterte ihm zu: „Gratulir!"

Der Michel warf ihm einen wüthenden Blick zu, er nahm es für Spott, daß ihm Jener zu ſeinem Soldatenſtand gratulirte. Denn er war geblieben, da die Herren ſeinen Bruder Poldl — der ſich endlich doch ſelber eingeſtellt — für tüchtig genug fanden, dem alten Dohlen-Franz die Wirthſchaft führen zu helfen. Dem Michel war das Soldatenleben gar nicht nach Sinn, und mit ſeltſamem Blick ſchaute er bisweilen auf den Hadrian hin, der etwas weiter vor ihm unter der Menge ſtand und erſt ſichtbar wurde, wenn ſich zufällig das Gedränge um ihn ein wenig lockerte.

Als der Student auf ſeiner heute etwas beſchwerlichen Wanderung durch die Kirche an dem Hadrian vorüberkam,

kneipte er den Kleinen ein wenig am Arm, lächelte ihm freundlich zu und wand sich vorüber. Immer suchten die Leute aus Respect eine Gasse vor dem Studenten frei zu machen, dieser aber sagte plötzlich: „Ah pah, beim Altar werde ich noch oft genug stehen, ich bleib da." Und blieb stehen mitten in einem Knäuel von Männern und Weibern. Ganz nahe bei ihm stand die Dasel. Er flüsterte ihr zu, sie solle nur recht fleißig beten; darüber ward sie roth und die Andacht war dahin für den ganzen Gottesdienst.

Als derselbe mit feierlichen Orgelklängen austönte, erhob sich das Gedränge von neuem. Die Dasel mußte sich im Gewoge schieben und drücken lassen, und konnte sich nicht helfen. Der Student schützte sie mit seinen Ellbogen so gut es ging, wurde aber dabei einmal mit solcher Gewalt an das Dirndl gepreßt, daß seine Wangen an ihr Haar streiften. Im selben Augenblick erfuhr die Dasel, was das heißt, an einen Theologen streifen — das fährt Einem glutheiß bis in die Zehen hinab. . . .

Die Wirthshäuser lärmten und lockten mit Musik und entzückenden Düften, aber der Hadrian ging gerades Wegs nach Hause. Als er im engen Kühthal dahin ging, wo es schattig war, wo der Lärm des Kirchtags nicht mehr toste, wo nur das klare Bächlein rieselte im Grund, da dachte auch der Hadrian an eine Erquickung. Der heiße Sommertag hatte ihn durstig gemacht; auf den schmalen Holzsteg, der über den Bach führte, legte er sich hin, um mit hohler Hand aus dem Bache Wasser zu schöpfen und zu trinken. — Als er sich nach tiefbehaglichem Trunke wieder emporrichten wollte, konnte er nicht mehr. Auf seinem Nacken fühlte er zwei starke Fäuste und eine Stimme pfauchte ihm zu: „So, mein Knaberl, itzt sind wir Zwei beisammen, was schon lang meine Lust wär'

gewest, itzt will ich's abzahlen, was ich Dir schuldig bin worden!"

Der Michel war's, der Sohn des Dohlen-Franz.

„Laß mich los!" sagte der Hadrian. Der Andere schlug einen Lacher, ließ sich mit seiner ganzen Körperschwere auf den Hadrian nieder, preßte ihn zwischen die Beine und klammerte sich an den schwankenden Steg, daß der Kleine nur so eingeschraubt war.

„Und itzt," pfauchte der Michel, er war glühendroth im Gesicht, „itzt muß ich mich bei Dir bedanken, daß Du so sauber Wort gehalten hast, mein lieber Hadrian!" Damit bog er den Hals des Kleinen über den Steg hinab.

„Laß mich aus!" wollte der Hadrian noch schreien, war aber schon zu spät, sein Kopf war unter Wasser. Das sprudelte und gurgelte ein wenig, war aber nichts weiter, und die Fäuste hielten den Jungen fest. — Nach einer Weile riß der Michel den Kopf des Hadrian wieder empor in die Luft. Mit starren Augen schaute ihn der Junge an, aber sprechen konnte er nicht sobald; endlich stöhnte er: „Da — das ist — kein Spaß mehr!"

„Soll auch keiner sein!" sagte der Michel und tauchte ihn noch einmal unter. Nun krampfte der arme Kleine die Finger ins Gewand des Feindes, noch ein heftiges Zucken des Körpers, dann hing er bewegungslos ins Wasser. Der Rekrut machte mit dem Körperlein noch etliche Schläge im Wasser, riß den Jungen dann empor, warf ihn an den Bachrand hin unter Ampferstrupp und Huflattich — dort ließ er ihn liegen und eilte davon.

Jetzt kam von der Waldecke, um die der Weg bog, der alte Weber Polykarp dahergehumpelt. Er kam ebenfalls von der Kirche und redete unterwegs mit sich selber: „Man sollt'

meinen, ich geh' nit stad (langsam), aber so eine Heuschreck', wie mein Bub' ist, hol' ich doch nit ein. Just früher hab' ich ihn noch laufen gesehen, jetzt ist er gewiß schon die Leiten oben. Ein flinkes Bübel ist's. Gern hab' ich's, mein Bübel. Gern hab' ich's."

Damit war das Männlein über den Steg getrippelt und vorüber an dem Ampferstrupp und den Huflattichen.

Dem Alten folgte die Dasel. Ihr war das Kopftuch hinabgerutscht, es hing am Nacken wie eine Kapuze. Jetzt strich sie mit flacher Hand über ihr nußbraunes Haar, ob nicht doch etwas daran hängen geblieben vom Studenten. — Nun will sie aber einmal auf etwas Anderes denken. Schau, das schöne Kühfutter, das da noch steht am Bach! Das muß sie morgen niedermähen, braucht sie's nicht von der Unterwiese zu holen. Das schwarze Zeug, das da drinnen liegt! Aber Gott, was liegt denn da drinnen? Gar ein Mannsbild! Wird Einer sein, der zu viel getrunken hat! — Mit diesen Gedanken wollte das Dirndl vorüberhuschen. Da fiel es ihr ein: Schauen muß ich aber doch, wer es ist. — Einen Schrei stieß sie aus; sie hatte den Hadrian erkannt.

„Naß bist!" rief sie in abgestoßenen Sätzen und begann den Jungen zu rütteln, „ins Wasser gefallen? Alle Heiligen im Himmel steht mir bei! Ertrunken! Hadrian! Bist aber doch nit gescheit! Was hast denn gemacht? Hadrian! Hadrian! Jesus Maria, kommt denn Niemand zu Hilf'! Wart', ich weiß was, ich weiß was!" Bei den Füßen riß sie ihn empor und als nun das Wasser aus dem Munde schoß, kam er zu sich.

Die Dasel weinte und lachte vor Freude, sie schüttelte ihn, sie rieb ihm den Nacken, die Brust, sie walzte und

knetete ihn so lange, bis er wimmerte: „Hör auf! Was machst aber denn mit mir?"

So hatte die Dasel den Hadrian gerettet. Als nun auch andere Leute von der Kirche des Weges kamen, die Knechte des Unterhaldhofes, der Unterhaldhöfer selber, da schleppten sie ihn zum Hause hinan. Den Berg konnte er heute nicht hinauf zum Weberhäusel, die Dasel wollte ihn in ihrem Hause haben und pflegen und hüten. Er kam ihr jetzt vor wie ihr Kind, sie hatte ihm ja das Leben gegeben.

Im Stüblein des Unterhaldhofes, wo Hadrian auf frischem Strohsack lag, kam er erst recht zur Besinnung und zum Nachdenken, was ihm geschehen war und wie es dabei zugegangen. Ein erquickender Schlaf war dann gekommen und eine kräftige Milchsuppe hatte sie ihm gebracht, die Dasel, da ward er ganz munter. Es war der Abend und die Wände seines Stübleins wurden immer dunkler; sie Alle gingen schlafen im Hause. Der Hadrian fühlte sich frisch und froh und war voller Dankbarkeit gegen das Dirndl, das in der Nebenkammer schlief, ganz nahe bei ihm, nur durch eine Bretterwand getrennt. —

Noch spät war das Dirndl zur Thür gekommen und hatte heraus gesagt: „Hadrian, wenn Dir was sein sollte in der Nacht, ruf' mich." Und hatte die Thür nur halb angelehnt. —

Da hatte er allerlei Gedanken. Wenn er jetzt aufstünde, so fiel es ihm ein, und in die Kammer ginge, und an ihrem Bett niederkniete und ihr sagte, daß er sie lieb habe um alles Leben und Sterben, daß er sie lieb habe ohne Grenzen! ....

Aber er ist still gewesen unter seiner Decke wie ein Mäuschen, und am anderen Morgen ist er hinaufgegangen zu seinem Weberhäusel.

* * *

Durch all dieſe Ereigniſſe wurde das Herz Hadrian's immer unruhiger. Es war ein ſchweres Glück darin, das er allein nicht mehr tragen konnte. Da kam es ihm allerdings gar ſehr zurecht, als er eines Tages, da er für Jemanden einen Botengang gemacht, auf dem Wege mit dem Studenten zuſammentraf. Ihr Weg führte über eine Waldhöhe, auf welcher aber die Fichtenbäume geſchlagen worden waren und nun entäſtet uno entrindet in Kreuz und Quer, einer über dem anderen, dalagen auf und zwiſchen den Reiſighaufen. Die ſtille Abendluft war voll des ſtarken Harzduftes. Am Rande des Geſchläges, wo wieder der finſtere Wald anhub, ſtieg noch ein wenig Rauch aus dem Feuer auf, das die Holzhauer angemacht und nun verlaſſen hatten.

Auf dieſem Waldwege hatten ſich die beiden jungen Burſchen getroffen und gingen ſelbander gegen das Kühthal nieder.

„Ja, mein lieber Wald," ſagte der Student, „jetzt werde ich Dich bald wieder verlaſſen müſſen."

„Mir wird's wohl auch leid thun," verſetzte der Hadrian, als ob er im Namen des Waldes antworten müſſe. „Sie ſind ſo gut mit mir."

„Geh, wirſt Sie ſagen, Hadrian!" verwies der Theologe, „wir ſind ja Kameraden von Kindheit auf."

„Ich wollt', ich hätte einen Freund, der ſo gut wär', wie Du," ſagte der Hadrian weichmüthig

„Den haſt Du ja!" rief der Student und gab ihm die Hand.

„Ich habe halt gar keinen Menſchen, vor dem ich mich ausreden kunnt," verſetzte der Hadrian, und nun begann ſein Herz überzuſtrömen. Zuerſt erzählte er von dem Haß, den die Dohlen-Leut' auf ihn hätten, weil er ſich nicht zum Betruge habe brauchen laſſen.

„Da hast Du wohl Recht gehabt, Hadrian, nur immer redlich sein! Ehrlich währt am längsten."

„Und weißt Du, wer mir die Augen aufgemacht hat?" fragte der Hadrian, „des Unterhaldhöfers Dasel, die kennst Du."

„Die Dasel, ich glaub', ich werde sie kennen," warf der Student hin.

„Schau, und die hat mir die Augen aufgemacht. Ein dreidoppelter Spitzbub' wär' ich heut', wenn die Dasel nit gewesen. Und maustodt wär' ich auch schon, wenn die Dasel nit gewesen."

Und nun gestand er seine Lieb und Leidenschaft zum Mädchen, und auch seine Zaghaftigkeit. Er gestand seine Hoffnung, daß sie ihn ein wenig gern haben dürfte und seine Furcht, daß sie ihn abtrumpfen könne, wenn er ihr die Liebschaft ankünde. Gestand seine Blödigkeit, und wenn er sich's noch so klar ausdenke, wie er es anfangen müsse, sobald der Ernst dazu käme, falle ihm die Kurasch in die Hosen und er ärgere sich über sich selbst, daß er nicht so keck und flott d'reingehen könne als andere Burschen.

Der Student war während dieser Geständnisse ruhig nebenhergeschritten. Jetzt, da der Hadrian nichts mehr sagte, blieb der Theologe stehen, legte seine Hand auf die Achsel Hadrian's, daß auch der stehen bleibe, und sagte: „Du weißt, Hadrian, daß ich Dein Freund bin, aber ich weiß es nicht, ob Du es von mir annehmen wirst, wenn ich als Freund zu Dir spreche."

„Ich bitte Dich darum," hauchte der Junge.

„Du siehst diese Bäume," begann der Student, „sie wurden gefällt von der Axt des Holzhauers und kommen in den Feuerofen. Jetzt denke Dir, wenn das am unschuldigen

Holz geschieht, was wird erst mit dem Menschen geschehen, der die Gebote übertritt! Oder kannst Du sie heiraten, die Dasel?"

„Mein Gott, wenn das möglich wäre!" seufzte der arme Hadrian.

„Es ist wahrscheinlich nicht möglich. Und Du trägst den Gedanken, das unschuldige Dirndl hinter dem Rücken ihrer Eltern zu umgarnen, zu verlocken, sie von ihren Wegen ab und ins Verderben zu führen! Und so willst Du ihr's lohnen, daß sie einmal Deinen Leib und einmal Deine Seele vom Tode errettet hat?"

Das Gesicht des Hadrian war dunkelroth geworden vor Scham. Er wußte nicht, wohin er dieses Gesicht jetzt wenden sollte.

„Nein," fuhr der Theologe fort und suchte seine Hand zu fassen, „schlecht bist Du ja nicht. Du hast es nur nicht bedacht, wohin das führen könnte. Schau, Hadrian, mußt nicht leichtsinnig sein."

„Die Versuchung ist oft so schwer," sprach der Bursche. Die Stimme wollte ihm versagen vor innerer Erregung.

„Sie ist schwer," gab der Student bei. „Ich weiß es. Wir Alle müssen es erfahren. Aber Gott hat uns Mittel dagegen in die Hand gegeben. Zum Beispiel das Gebet."

„Ach ja, das Gebet!" rief der Hadrian aus, „ich hab's versucht. Hilft gar nichts."

„So halte Dich an die Arbeit," rieth der Student; „stete Beschäftigung, körperliche Anstrengung stärken Körper und Seele, glaube es mir. Du mußt ja noch wachsen und wirst noch wachsen. Und bist Du erst tüchtig zur Arbeit, wirst Du auch ein Mädchen finden, das für Dich paßt und Du heiraten kannst."

„Was hilft mir das, wenn's die Dafel nicht ist!" sagte der kleine Bursche ganz verzagt.

„Warum soll sie's denn nicht sein!" entgegnete der Student, „sie kann's ja sein. Ihr seid Beide noch jung genug zum Warten. Ich sehe nicht ein, was Euch jagt, wenn nicht Ihr selber!"

„Wenn ich's bedenke," sagte jetzt der Hadrian etwas gefaßter, „Du hast wirklich recht. Mir ist gerade, als ob ich Dir eine Beicht hätte abgelegt, nur weiß ich halt nicht, ob Du mir leichter gemacht hast oder schwerer!"

„Sei gescheit, Hadrian, und folg' mir!" sprach der Student und drückte dem Burschen die Hand. „Und jetzt, ich muß da hinab ins Dorf. Du kannst mit dem Holzknecht gehen, dort, der will gewiß auch in den Kühgraben hinab. Gute Nacht schön, wir sehen uns ja noch, bevor ich einrücke. Folg' mir, sei gescheit."

So gingen die zwei jungen Leute auseinander. Dem Hadrian war recht weh. Er ging eine Weile allein für sich hin auf dem abendlichen Waldweg. Aber so im Nachdenken über allerlei wurde er noch trauriger, daher schloß er sich endlich dem alten Holzknecht an, der ihm langsam und schwerfällig voraus gegangen war. Der trug außer seinem Werkzeug auch noch eine Ladung Brennholz auf dem Rücken, wahrscheinlich für seine kleine Wirthschaft daheim. Der Hadrian trug sich an, dem alten, ohnehin von dem langen Tagewerk erschöpften Mann das Werkzeug zu tragen und siehe, unter dieser Last vergaß er ein wenig den Kummer seines Herzens.

Da erinnerte er sich daran, was einmal seine Mutter gesagt hatte: „Wenn Du recht schwer betrübt bist, mein Kind, daß Du meinst, kein Mensch auf der Welt kunnt

Dich trösten, so thue Jemandem was Gutes, und gleich wird's besser sein."

* * *

Die Sommerszeit ging zur Rüste. Die Wiesen- und Feldfrüchte waren unter Dach, es war Segen gewesen dies Jahr und so hatte der Dorfwirth auch heuer wieder, wie fast alljährlich gegen Ende September, eine Freimusik veranstaltet, einen öffentlichen Bauernball, und die Betheiligung war eine große. Alles war da, was das Dorf Jugendliches und Lustiges aufwies. Selbst der Hadrian war dagewesen, weil er die Kränze flechten half, mit denen der Wirth sein Hausthor und den Tanzboden verzieren ließ. Er war auch noch unter der Stiege gestanden, als die ersten Paare den Tanz eröffneten, dann war ihm zu Muthe geworden: er passe nicht her da — und hatte sich davongeschlichen. Wer nicht hopste oder im Tact mit den Musikanten strampfte und mit den Händen klatschte, oder jodelte und jauchzte, der saß oben in der großen Stube an den langen Tischen oder unten im gewöhnlichen Gastzimmer. Der Wirth brachte kaum genug Leute auf, um aus Küche und Keller das schreiend Begehrte beizuschaffen und ließ schon wieder den Hadrian suchen, daß er komme und helfe.

Im Extrastübel saßen der Herr Pfarrer, der Schullehrer, der Gemeindevorstand, der Student mit seinem Vater, dem Scheintreiber, der auch zu den Ehrenleuten des Dorfes gehörte, seit sein Sohn in der „Studie" war. Es saßen im Extrastübchen auch noch der Förster und der Schmied, letzterer ein gar handfester Geselle und bereit, falls es Unfrieden giebt im Haus, den Arm des Gesetzes zu machen.

Diese kleine Gesellschaft war nicht minder fröhlich, als die Tanzenden draußen im Vorsaal und sie gestalteten den

Abend allmählich zu einem Abschiedsfeste für den Studenten, der am nächsten Tage schon ins Priesterhaus einzurücken hatte. Das hinderte den Sohn des Scheintreibers durchaus nicht, heute gar weltlich munter zu sein, mit dem Schmied und dem Förster allerlei Schwänke zu treiben, mit dem Schullehrer Studentenlieder und endlich auch Schnaderhüpfeln zu singen. Das lockte die Leute an die Thür des Extrastübels zusammen, um zu horchen. Der Student hatte eine frische und zugleich weiche Tenorstimme, die dem Hörer ins Blut ging. Einige Dirndeln — auch die Dasel war darunter — sie hatten schon etwas Rosen vom Tanz und dem ungewohnten Trunk auf den Wangen — standen armverschlungen und die Köpfchen einander auf die Achsel legend in einem Winkel und sahen dem Studenten zu, wie er zum Sang den hübschen Blondkopf wiegte und dabei mit den Augen so schalkhaft zwinkerte. „Das ist ein lieber Kerl!“ flüsterten sie sich einander zu.

Jetzt klingelte plötzlich etwas und unterbrach die Herren in ihrem Gesang. Der Gemeindevorstand — Meister Müller war's — hatte sich erhoben und mit dem langen Pfeifenrohr an sein Bierglas geschlagen. Er wollte eine Rede halten. Die Musik und das Gejohle draußen kehrte sich nicht daran, aber im Extrastübel ward es still; auch der Mädchenreigen hatte sich sachte und ein wenig verschämt nähergezogen, um zu sehen, was da komme — und der Mann hielt seine Rede.

Dieselbe war mehr als tüchtig. Er wies gleich anfangs darauf hin, wie heute Einer in ihrer Mitte sitze, der morgen nicht mehr in ihrer Mitte sitzen würde. Das wäre Einer, aus niederem Stamme entsprungen, und hätt's so weit gebracht, der ganzen Gemeinde zur hohen Ehr! Heute sei er noch im weltlichen Kleid, als der frische Student, dem

Keiner Feind sein könne, er sei so viel ein gemeiner (leutseliger, wollte der Redner sagen) lieber Herr. Aber wenn er wieder komme über's Jahr — Gott geb's, daß wir's Alle erleben! — so werde er schon das weiße Binderl haben um den Hals — die Geistler-Halsen — und das Glatzerl auf dem Kopf. Daß er gesund wieder komme, auf das erhebe er sein Glas.

Der alte Scheintreiber ließ sich die Rede tiefer zu Herzen gehen, als der Student; fortwährend strich er seine dünnen, aschenfarbigen Haare über die Glatze hervor und hatte Angst, es könne plötzlich irgend ein Lärm, ein Johlen oder gar Raufen hereindringen und die Rede unterbrechen. Schweiß stand ihm auf dem Gesicht, als der Sprecher endlich glücklich zu Rande gekommen war, und er ging mit seinem Glase weit umher, daß er mit Jedem anstoße und die wohlverdienten Ehren einheimse. „Ja!" sagte er zu Jedem, der es hören wollte, „Geld braucht's, bis man's so weit bringt. Der Bub' hat mir mehr als drei Paar Ochsen gekostet!"

„Nehmen Sie Ihr Glas und gehen Sie auf den Tanzboden hinaus, anzustoßen. Die Leute getrauen sich nicht herein," so erinnerte der Pfarrer den Studenten. Dieser ließ sich's nicht zweimal sagen, unternahm den Gang hinaus durch das Gedränge und — kam nicht mehr zurück.

Jedes lief eiligst zu seinem Glas, manches der Weiber mußte sein Becherlein sogar vom Ofenwinkel herholen und war der Wein drin ganz trüb vor lauter Zuckersatz und Semmeltunken. Für Jeden hatte der Student ein freundliches, lustiges Wort, und als er zur Dasel kam, welche hochgeröthet und ganz schämig vor ihm dastand, sagte er: „Mit Dir stoß ich nur an, wenn Du nachher austrinkst!"

„Das wäre eine Kunst," kicherte das Dirndl, denn es hatte ein leeres Glas.

„Wart', da werden wir gleich helfen!" sagte der Student und goß rasch den größten Theil seines Weines in ihr Glas über. Sie wollte zucken, aber er hielt ihr den Arm, und so ließ sie's geschehen. Sie stieß mit ihm an und trank aus.

„Jetzt bist Du brav, Dasel!" rief der Student, „jetzt wollen wir Eins tanzen miteinander!"

Da ging's drunter und drüber. Der Theolog konnte es wie der keckste Bauernbursche, er schnalzte mit den Fingern, klatschte auf die Oberschenkel, sang allerhand Schelmenliedchen und war eitel Lust und Leben, so daß die Dirndeln völlig locker wurden in den Armen ihrer Tänzer und nach dem Studenten hinlugten.

Spät war's schon in der Nacht, als die Dasel wahrnahm, wie zerfahren ihre Gewandung war. Das Busentuch aus seiner Lage, die Schürze gelockert, das Kopftuch verschoben, die Haare verwirrt. Er war mit ihr aber auch so unbändig herumgefahren auf dem Tanzboden, der Student! Jetzt, da er sich just mit einer Anderen zu schaffen machte — mit einer weitläufigen Muhme von ihm, nu ja, ein wenig muß er doch auch mit dieser was reden — jetzt macht sich die Dasel aus dem Staube. Nicht etwa, daß sie schon nach Hause ginge, sie wartet, bis Alle gehen, aber einen Winkel sucht sie, um sich wieder in Ordnung zu bringen, sonst möchte der Student eine saubere Erinnerung mitnehmen — was doch diese Bauerndirnen zerzaust und zerrissen sind über und über!

Der Dasel war heiß, das bißchen Wein ging ihr durch alle Glieder. Auch draußen war es schwül und die Nacht fast sternenlos; sie warf einen Blick zum Himmel: Mein

Gott, wie es doch lustig ist auf dieser Welt! — Hinter den Bergen zuckte zwischen Wolkenballen ein matter Blitz. Rückwärts am Hofe, in dem Reisig- und Streumoosschoppen fand sie das ruhige Plätzchen, um sich wieder herzurichten. Sie hatte erst damit begonnen, als sie Schritte hörte. In der Absicht, sich eilig hinter Mooshaufen zu verstecken, stolperte sie über einen Balken. Auf dieses Geräusch nahten sich die Schritte dem Schoppen. Das Dirndl schmiegte sich zu Boden. Der Unbekannte zögerte ein wenig, als überlege er, ob er vordringen und die Ursache des Geräusches untersuchen, oder ob er das bleiben lassen solle. Ein Mann war's, so viel ließ sich nun unterscheiden. Jetzt that er ein paar rasche, entschlossene Schritte heran, jetzt tastete er sich an der Wand in den Schoppen. Die Dasel hielt den Athem an, aber nun glaubte sie, er müsse das Pochen ihres Herzens hören. — Wenn's ein Dieb ist oder ein anderer Bösewicht? Ob sie rufen soll? Sie versucht's, sie kann nicht. — Plötzlich zuckte die Flamme eines Streichhölzchens auf. Dasselbe zwischen den Fingern, steht — der Student vor ihr. Als er sieht, wer da ist, wirft er das brennende Hölzchen zur Erde und tritt mit dem Fuße darauf . . . .

* * *

An einem nebeligen Octobertag ging der Hadrian den Waldweg hin. Er ging aus, um Arbeit zu suchen, denn gegen den Winter zu war es allemal am schwersten, irgendwo ein paar Groschen zu erwerben. Die Bäume waren heute weiß bereift und die blattlosen Besen des Heidekrautes waren voll von eisigen Zähnlein.

Als er das vorigemal diesen Weg gegangen, war der Student bei ihm gewesen; es ist just kein süßes Er-

innern an das Gespräch, das sie miteinander geführt hatten Fast war es dem Burschen wohl, den Studenten in der fernen Stadt zu wissen und er sagte sich doch wieder: „Es ist schon recht, er hat Dir's gut gemeint. Wird auch befolgt, was er gesagt hat, so lange es geht. Und geht's einmal nicht mehr, dann soll der Geistliche predigen was er will — jeder Käfer sucht seine Käferin."

Als er hinauskam auf den Punkt, wo sich der Wald lichtet und man sonst so schön hinabsieht in die Gegend von Rainau, war auch dort nichts, als finsterer Nebel und es schien, als müsse man sich mit einer Eishacke durch ihn den Weg aushauen, daß man weiter könne.

Nun hatte der Hadrian aber plötzlich etwas ganz Besonderes vor sich. Einer der Baumstämme, die in seiner nächsten Nähe aus dem Nebel tauchten, war an seinem Fuß lebendig, ein menschlicher Kopf und menschliche Beine zuckten daran hin und her. Am Baume stand ein großer, starker Mann, und zwar der Michel des Dohlen-Franz. Beide erschraken fast vor einander, aber der Michel blieb wie angenagelt am Stamme stehen. Der Hadrian wollte vorübereilen, da rief ihm der Michel zu: „Kamerad! Du kommst mir gerade recht. Hast Du ein Messer bei Dir?"

Davor erschrak unser Bursche noch mehr, denn er glaubte, hier handle es sich um einen Zweikampf. Aber der Andere fuhr fort: „Dich hab' ich alleweil gern gehabt, Hadrian, weil Du einen Spaß verstehst, sonst hättest Du dazumal, des Baches wegen, bös werden müssen auf mich. Ist ein dummer Spaß gewest von mir; hab' mir oft gedacht, den Hadrian sollt' man in den besten Guldenwein tauchen und nicht ins Wasser. Der verdient's. Du, geh' her ein Bissel, wenn Du selber kein Messer bei Dir hast, so greif' mir da ins linke

Hosentaschel, da hab' ich meinen Feitel drinnen. Mit dem schneidest Du mir den sackerments Strick ab."

Jetzt erst sah es der Hadrian, der unwillkürlich stehen geblieben war, daß der Michel seine Arme hinter dem Rücken drüben hielt, und daß sie dort fest zusammengeschnürt und an den Baum gebunden waren.

„Aber Michel, was treibst Du denn da?" fragte der Hadrian.

„Der Dudel wegen geht's her," versetzte der Michel in raschen Wortstößen, „Du wirst sie ja kennen, die Schingel-Dirn. Ist ihretwegen schon lang' eine Feindschaft gewest zwischen mir und den Holzbauern-Buben. Da haben sie mich heut', wie ich Streu hacken geh, im Wald erwischt — ihrer Drei gegen Einen. Wehr' Dich! — Mit meinem eigenen Streustrick haben sie mich an den Baum gebunden, diese Mistvieher, die verdammten! — Geh', Hadrian, schneid' ab, ich dank Dir's mein Lebtag!"

„Ist ein rechtes Glück, daß ich heut' just diesen Weg zu gehen hab', er hätt' zugrund' gehen können!" so dachte sich der Hadrian, trat hin, zog dem Michel das Taschenmesser aus dem Sack und schnitt den Strick entzwei.

„Du bist ja auch noch mit einem Kettel gebunden!" bemerkte der Hadrian.

„Stecken einen Baumast durch und sprengen es ab," war die Antwort des Recken. Ein kräftiger Ruck und Alles war los.

Das erste, was der Sohn des Dohlen-Franz that, als er seine Arme frei hatte: er schleuderte den Hadrian hohnlachend an den Baum und floh durch Wald und Nebel davon.

Eine Weile währte es, bis sich unser Bursche von dieser neuen Ueberraschung erholen konnte. Er blutete aus Mund und Nase. Da war auch schon eine dritte Ueberraschung da: vor ihm stand ein Gendarm mit aufgepflanztem Gewehr und that die ingrimmige Frage nach dem Dohlen-Franz-Sohn.

„Den habe ich losgeschnitten, er war dahier angebunden," erzählte der Hadrian.

„Du hast dem Deserteur zur Flucht verholfen!" knirschte der Gendarm wüthend und packte den Burschen am Kragen. „Dafür kommst jetzt Du mit mir!"

„Aber um Gottes Willen!" Diesen Aufschrei that er noch, der arme Hadrian, dann preßte er seine Lippen zusammen und ließ sich fesseln. Plötzlich jedoch hielt der Gendarm in der Fesselung inne, riß die Bande wieder auf und fluchte: „Geh' zum Teufel!" Und machte sich selbst davon.

Wenn wir schon Alles verrathen wollen, Ursache an diesem Hergang war die Schnapspeterin, ein mordsauberes Weibsbild. Der Nebel verhüllt ihre Hütte, aber selbe ist in allernächster Nähe. Der Gendarm, wenn es ihm nach einem „Stamperl Kranabetenen" gelustet, hätte ja den eingefangenen Soldatenflüchtling in die Stube mitnehmen können, das wohl. Bei dem jedoch, was der Gendarm mit der Schnapspeterin zu plaudern hatte, war der Bauernlümmel überflüssig, und hat ihn daher der löbliche Landwächter draußen am Baum dieweilen angebunden. Würde er nun den nichtigen Weberburschen mit ins Kreisgericht geschleppt haben, um ihn ob der Befreiung des Deserteurs zur Rechenschaft zu ziehen, so hätte der Gendarm die ganze Geschichte erzählen müssen — da fand er's klüger, den Dohlen-Franz-Sohn — gar niemals erwischt zu haben.

Er untersuchte seine Waffen und machte sich neuerdings auf die Jagd nach dem Entwichenen.

Der Hadrian ging tief gebeugt seines Weges und wußte nicht, was er sich von diesem Begegnisse denken sollte. Trotz des dichten Nebels dämmerte es in ihm so weit auf, daß er zu ahnen begann: Vom Michel, es ist doch wieder ein Spitzbubenstreich gewesen!

Noch am selben Tage fand der Bursche in der Neumühl Arbeit zum Korndreschen. Deß war er froh, denn er arbeitete gern und hatte auch gern muntere Leute um sich.

Es war unter den Dreschern viel die Rede von dem Deserteur; die Knechte des Neumüllner's waren selber Soldaten gewesen und sagten: „Soll's nur auch probiren, dieser Dohlen-Franzische, dem schadet's nit, wenn er etliche Jahr gerüppelt wird! Muß eh nit weit weg sein, weil wieder der Standar umstreicht da draußen!" Dem Hadrian war unheimlich und nicht ohne Grund. Einmal, als er vom Uebergeschoß Korngarben herabwarf zu den Knechten auf die Tenne, erfaßte er unter den Garben einen Menschenfuß. Der Michel stak drin, mit gerungenen Händen bat er den Hadrian, ihn nicht zu verrathen.

„Der Flüchtling! der Flüchtling!" rief der Bursche so laut als er nur konnte, da stürmten die Knechte mit hellem Halloh in das Obergeschoß. Dort hub ein scharfer Kampf an. Zuerst entwanden sie dem Deserteur das Messer; weil er sich mit den Zähnen wehrte, so stopfte man den Mund mit einem Ballen Stroh voll; dann band man ihm mit Strohbändern Hände und Füße und ließ ihn liegen. Er wand und bäumte sich wie ein Wurm, aber vergebens.

Die einzige boshafte That, die Hadrian in seinem ganzen Leben verübt, war die, daß er jetzt einen Strohhalm nahm

und den Michel an der Nase kitzelte. „Und jetzt, mein lieber Michel!" sagte er dann, „jetzt gehe ich den Standarn holen."

* * *

Im Frühsommer des nächsten Jahres finden wir die Weberfamilie nicht mehr in ihrem Häuschen. Dieses ist vergantet — die Weberin arbeitet als Taglöhnerin bei den Bauernhäusern herum und der alte Polykarp — regiert.

Er ist in die Armenversorgung gekommen und wenn das Wetter schön ist und er seinen „guten Tag" hat — so einem alten Einleger wird nur selten einer zugerufen — so geht er mit seinem Buckelkörbchen im Dorfe und auf den Feldern um, schaut den Leuten bei ihrer Arbeit zu und commandirt mit ihnen, als ob er der Herr wäre. Nachher bettelt er sie um „eine Pfeifen Tabak" an, und wenn Einer oder der Andere sagt, er habe keinen Tabak, weil er selber nicht rauche, so meint der alte Polykarp allemal: „Das macht nichts, das, kannst mir's ja in Geld geben. Ich kaprizier' mich nit, und was der Mensch nit kann, das kann er nit."

Wenn er im Baumschatten sitzt, gar armselig und erschöpft, so muntert er die Feld- und Waldarbeiter zur Arbeit auf: „Nur recht fleißig sein, meine lieben Leut', daß Ihr auch einmal einen Herrn spielen könnt's und nachher rasten, nachher. Ich hab' auch müssen arbeiten, bis ich's so weit hab' bracht. Schlecht ist's mir niemals gangen, nit. Gott Lob und Dank, jetzt geht's mir schier ganz gut, jetzt, und bis ich mich erst satt hab' gessen — wenn ich was krieg' — nachher schon gar, nachher!"

Den Hadrian sehen wir Sonntags in einem neuen Steirergewand mit aufgefedertem Hut. Wie er nur dazu ge-

kommen sein mag! Etwan doch vom Dohlen-Franz? Ich dank' schön.

Beim Neumüllner war der Hadrian als Knecht eingestanden und hatte sich so brav und fleißig gezeigt, daß der Neumüllner aus Eigenem auf den Gedanken kam, den stillen Herzenswunsch des Burschen beim Schneider ausarbeiten zu lassen. Und es war schier, wie der alte Weber Polykarp gesagt, im lodenen Bauerngewand hub der Hadrian an zu wachsen, und zeigte er sich zu mancher schwereren Arbeit fähig, die man ihm nicht zugetraut hätte.

Nun — denkt er — wird's Zeit sein, mit der Dasel zu reden.

Allein, das Dirndl war seit einiger Zeit so eigen geworden, so eigen. Auch Andere sagten es. Sie war nicht auf dem Felde und nicht auf dem Kirchweg zu sehen. Das muntere, blühende Dirndl von früher, wo war es denn? Wer sie doch einmal sah, der konnte nicht genug verwunderlich thun, wie verschlossen und blaß sie geworden! Allerlei Bemerkungen und Anspielungen konnte man hören über die Unterhald-Tochter. Einmal hatte der Hadrian wegen derlei sogar einen schlimmen Handel. An einem Sonntag war's, im Dorf, just vor dem Bäckerladen. Sagte ein rothhaariger Bursche zum Bäckermädel: „Hat die Unterhaldische noch keinen Kresenstritzel bestellt?"

Darüber war lautes Gelächter.

Der Hadrian stand daneben. Der verstand die Bemerkung vom Kresenstritzel und fragte den Rothhaarigen, was er damit sagen wolle? Der gab ihm einen unfläthigen Spott zurück. Der Hadrian ward glutroth im Gesicht und rief: „Halt' Dein Lugendorf, sonst! sonst!"

Der Rothe stellte sich, die Hände in dem Sack, mit ausgespreiteten Beinen vor den Hadrian hin und sagte:

„Oho! 's Hascherl wird munter! Das thät' mich g'freuen!"

„Schlechter Lump!" schrie der Hadrian, „ein braves Dirndl schimpfen! Schlechter Lump! Ich will Dir's zeigen! Lump! Schlechter Lump!"

„Was willst denn Du von mir, Kindlein?" lachte der Rothhaarige, „so? beleidigen willst mich? Oh Hascherl, das kannst Du ja nit, laß gut sein."

„Lump!" schrie der Hadrian.

„Lump, Lump!" antwortete der Andere, „wenn das Dein ganzes Aufbegehren ist, nachher ist's traurig. Das kann die Mostflaschen auch, wenn ich ihr aus dem Hals trink: Lump, Lump!"

„Bist auch einer!" rief der empörte kleine Bursche, „ein Lump bist, ein schlechter Lump!" Den heißesten Zorn hatte er, und nichts fiel ihm ein, den Zorn loszubrennen, als dieses lumpige Lump. So geht's, wenn man nichts gelernt hat, nicht einmal das Schimpfen. Aber dem Gemeindediener war das schon zu viel, er trug dem Burschen den Kotter an, wenn er nicht augenblicklich still sei.

Da war er freilich still, aber sein Herz blutete wegen der Dasel.

Zur Zeit, als die Kirschen reif waren, fiel es dem Hadrian eines Sonntagsnachmittags ein, er wolle zum Unterhaldhöfer gehen und dort ansuchen, daß man ihn ein wenig auf einen Kirschbaum steigen lasse. Es waren genug andere Kirschbäume in der Gegend, neben dem Hause standen deren etliche, auch beim Neumüllnerhaus. Aber dem Hadrian ging's just einmal nach den Kirschen des Unterhaldhofes. Dort hatte er schon als kleiner Knabe Kirschen gegessen, er wußte es noch.

Als er zum Hof kam, sah er auf dem Anger im Schatten eines Kirschbaumes die Dasel sitzen. Sie saß in einem Lehnstuhl, zugedeckt mit altem Gewand. Ihr Haupt lehnte sie an ein blaues Kissen. Es war zum Erschrecken, wie blaß und eingefallen und verändert sie aussah. Ihr Haar hing schwer nieder auf den Nacken; sie sah aus, wie die Mutter Gottes unter dem Kreuze, das auf dem Kirchhofe steht.

Der Hadrian blieb einige Schritte vor ihr stehen. Er war plötzlich lahm, dann hub er an zu zittern, wollte sich wenden und vorübergehen, und konnte nicht.

„Hadrian!" sagte das Dirndl mit heiserer, fremdklingender Stimme und hob ein klein wenig ihre Hand. Da ging er ganz zu ihr hin und sank vor ihr auf die Knie. Sie legte ihre Hand auf sein Haupt. Beide weinten.

Nach einer Weile trocknete sich die Dasel mit dem Aermel Augen und Wangen und sagte noch schluchzend: „Es ist nit mehr anders. Ich will gern büßen und sterben. Aber — Deinetwegen, mein Hadrian — ist mir so weh . . . ."

Sie redeten kaum noch ein Wort miteinander. Der Bursche taumelte hinweg — betäubt, halbverloren. Als es schon dämmerte, saß der Hadrian in der Schlucht des Kühthales auf einem Stein. Er wußte selbst kaum, wie er dort hingekommen.

* * *

An dem Tage, als sie die Dasel nahe an der Kirchhofsmauer in ein schmales, tiefes Grab gesenkt hatten, erhielt der Hadrian vom Postboten einen Brief.

Abseits vom Dorfe in der Schlucht, wo Felstrümmer und Haselsträucher sind, wo das graue Sand- und Steinbett des versiegten Baches ist, dort irrte der Bursche dahin.

Der Kopf war ihm wirr, sein Inneres wie gestorben. Seit Tagen war er allein umgestrichen, planlos, es war kein Wachen, es war kein Schlafen. Es war kein Licht mehr auf der Welt. Alles Dämmerung. Auf den Strunk eines gebrochenen Buchenstammes ließ er sich jetzt nieder und hub an das Schreiben zu entziffern. Dieses war aus Graz und von dem Sohne des Scheintreibers. Es lautete wie folgt:

„Lieber Freund Hadrian!

Morgen erhalte ich die Weihe. Wäre es kein Frevel, ich müßte sagen, der Tag ist für mich furchtbar, wie das jüngste Gericht. Ich weiß, was daheim geschehen ist. Der Schullehrer hat mir Alles geschrieben. Ich leugne nichts. Ich erinnere mich auch noch, was ich vor einem Jahr zu Dir gesagt habe, als wir zusammen durch den Wald gingen. Gott verzeihe dem Schwachen solchen Pharisäerstolz! Es ist Alles vorbei und nichts mehr zu ändern. Aber in den Priesterstand kann ich nicht treten, ohne Dich, Hadrian, um Verzeihung zu bitten. Glaube mir, es ist fürchterlich, mit dem Bewußtsein, zwei gute Menschen unglücklich gemacht zu haben, von dem Weltleben Abschied zu nehmen. Es ist schrecklich, mit einer so großen Schuld vor den Altar zu treten. Mit ihr muß ich's ausmachen vor Gott; Dich bitte ich bei unserer Seligkeit: Verzeihe. Du wirst ja doch noch glücklicher werden als ich. Du hast keine Schuld. Verzeihe mir und bete für den armen

Stefan Scheintreiber."

Das war der Brief. Der Hadrian hatte noch ein Weile auf das Blatt gestarrt, aber nichts gedacht. Die Hand sank ihm aufs Knie. Dort spielte der Wind sachte mit dem Blatt

Papier. Endlich wehte es hinweg, hüpfte ein Weilchen auf dem Boden hin und flog über das Gestrüppe davon.

Auch mit den Haarlocken des Burschen spielte der Wind, sie fächelten an der Stirne hin und her. Der Hadrian hatte sich verloren in ein tiefes Träumen ... Allmählich sank sein Oberkörper zurück an die Lehne eines Astes, sanft fielen die Augenlider zur leiblosen Rast.

’s Guderl.

Wenn ich bei Dir, mein lieber, himmlischer Vater, eine Bitte frei habe: dem „Guderl“ bereite ein recht feines, warmes Plätzchen dort oben in Deinem Himmel, vielleicht ganz nah’ bei der lieben Frau, sie wird sich mit dieser Nachbarin aus dem Steirerland nicht zu schämen brauchen. Aber eilen brauchst nicht, wir mögen die alte Ludmilla recht gern noch eine Zeit lang bei uns herunten haben und sie — so arm und mühselig sie gleichwohl ist — hat auch noch kein Verlangen, dieses Jammerthal mit der himmlischen Freud’ zu vertauschen. Sie fürchtet, dort oben wird sich Niemand von ihr was Gutes thun lassen wollen, weil es ja ohnehin Jedem so schauderhaft gut gehen soll — und nachher freut sie der ganze Himmel nicht. Vielleicht, wenn sie einmal kommt, ist der heilige Laurentius so gut, seine Brandmale von ihr mit frischem Leinöl bestreichen zu lassen, oder der heilige Sebastianus sich von ihr die Pfeile aus den Wunden ziehen zu lassen, oder die blinde heilige Ottilia, sich von der Ludmilla herumführen zu lassen im Paradies, sich von ihr die himmlische Pracht erzählen und manchmal eine Butterbirne reichen zu lassen vom Baume. Ja dann, wenn sie wem einen Gefallen thun kann, wird es

ihr auch selber gefallen im hohen Himmel oben, einstweilen paßt sie aber für die Erde besser.

Alt und mühselig ist sie, und das kann ihr Niemand nehmen; ist sie auch einmal jung gewesen. Seit sie im Vorbeigehen einmal jene Erklärung vom Schulmeister gehört hat, daß nach den Aufmerkungen im Lande eine gewisse, sich fast gleichbleibende Anzahl von Krüppeln vorkomme, seither trägt sie ihre verkümmerten Beine noch lieber, weil sie denkt: Gut ist's, ich trag' sie für einen Anderen. Sie trägt die Beine, anstatt, wie sonst gebräuchlich, von ihnen getragen zu werden. Da ist vor Jahren drüben auf der Reisinger-Seiten ein Pferd scheu geworden, an das Pferd war ein Streuwagen gespannt, und auf dem Streuwagen hockten zwei Knaben, die sich krampfhaft an die Sprossen klammerten und jämmerlich schrien. Der Reisinger reckte seine Arme zum Himmel und rief Gott und die Heiligen um Beistand an für seine Söhnlein. Gott und die Heiligen schoben rasch die Ludmilla voran, die am Feldraine Strauchwerk schnitt: Der alte Narr steht da und kann nichts als schreien, lauf' Du, Ludmilla, und pack' das Roß, ehe es zur Schlucht hinabkommt! — Die Magd lief hinzu, erfaßte das Pferd am Kopfriemen. Eine Strecke weit wurde sie mitgeschleppt hinab über den steinigen Hang, endlich stand das Fuhrwerk still, die Knaben sprangen unversehrt davon, aber der Leib der Magd war arg zerschunden und zerrissen, ein Bein gequetscht, das andere gebrochen.

Der Reisinger sagte hierauf zu seinen Söhnen: „Wenn die Ludl nicht wär', so wäret Ihr jetzt auch nimmer. Wäret auch nimmer, daß Ihr es wißt. Und sie ist jetzt ein elendiger Krüppel, und wenn ich nicht mehr bin und Ihr seid auf dem Hof und sie ist noch am Leben, weil solche Leut' leider Gottes oft eine zähe Natur haben, so müßt Ihr

sie behalten, das ist Eure verfluchte Schuldigkeit, daß Ihr es wißt!"

Als die Ludmilla das gehört hatte, packte sie stillweinend ihre Sachen zusammen. Da hatte sie warten wollen im Reisingerhof, bis ihr Sebast zurückkäme aus dem Strafhaus; in einem Jahr muß er ja endlich kommen und dann sind zwei arme Leut' mehr in der Gegend. — Kaum noch zur Noth geheilt, stolperte sie zu vier Füßen, wovon die zwei hölzernen verläßlicher waren als die zwei beinernen, vom Berg herab nach Bärndorf und bat um ein Plätzlein im Armenhaus. Das ward ihr natürlich versagt, denn sie gehörte in die Gemeinde zum „Steinernen Elend" hinauf. Das Steinerne Elend aber hatte kein Armenhaus und auch kaum ein anderes mehr. Schier die ganze Gemeinde war abgestiftet worden und Abstifter war der Staat mit seinen Lasten, und jetzt wußte das Restlein der im Steinernen Elend Geborenen nicht einmal, wo es daheim war, und die arme Ludmilla hatte kein Armenhaus. Aber das erzwungene Gnadenbrot beim Reisinger wollte sie einmal nicht essen; es wäre ihr zu stark gesalzen, sagte sie. Und in das Bärendorfer Armenhaus kam sie doch hinein.

Als Aushilfswärterin kam sie zuerst nur auf ein paar Tage. Als diese paar Tage vorbei waren, ersuchte man sie um Verlängerung ihrer Aushilfsthätigkeit und bald war ihr stillgeschäftiges, rathsames, sanftes und stets munteres Wesen den Kranken und Bresthaften so unentbehrlich geworden, daß sie im Armenhause verblieb. „Und da g'freut's mich!" sagte sie nun oft, aber sie sagte nicht warum, nämlich, weil sie den Leuten allerhand Gutes anthun konnte. Dem einen bettete sie das Lager bequemer, dem Anderen theilte sie etwelches von ihrem Brot, dem Dritten stellte sie was Grünes und Blühendes

ans Fenster, dem Vierten besserte sie ein Kleid aus, sie konnte ja gar schneidern; und wo sie ein Zwirnfädlein liegen sah, und war es auch nur fingerlang, da that sie es in ihr Nähkörbchen, das Jedem, der ein Bändlein oder eine Nadel oder Schere oder ein Knöpfel brauchte, zur Nutzung stand. Für lange Abendstunden, wo sonst Tratsch und Mißlaune und Streit sich einzustellen pflegten unter den bissigen, mürrischen Bewohnern des Armenhauses, erzählte sie Geschichten, sang Lieder, wobei freilich ihre Lebhaftigkeit im Vortrag, sie half auch mit den Händen mit, die Stimmmittel ersetzen mußte. Die dankbaren Gemüther behaupteten rundweg, die Ludmilla sei ein Engel, worauf sie allemal entgegnete: „Ja, wär' schon recht, wenn ich Flügeln hätt', auf den Füßen will's eh nicht gehen."

Das Elend der Armuth liegt zumeist nicht im Nichtshaben und Nichtssein allein, es liegt vielmehr noch in der Giftigkeit des Herzens, in der Scheelsucht des Armen gegen die Mitmenschen, selbst im Mißtrauen gegen die Wohlthäter. So war ein Mann im Armenhause, sie hießen ihn den Einhandel, weil er nur eine Hand hatte. Der hatte sich in der Jugend aus Furcht vor dem Soldatenleben mit einer Zimmermannshacke den Zeigefinger der rechten Hand abgehauen; zur Wunde kam der „Brand" und mußte ihm die ganze Hand abgenommen werden. Viele Monate war er im Spital gelegen und als er endlich geheilt war, kam er seiner Selbstverstümmelung wegen auf acht Jahre in das Zuchthaus und dann von diesem schnurgerade ins Armenhaus. Am meisten beklagte er hier den Verlust seiner Hand, weil er beim Beten den Rosenkranz nicht so handhaben konnte wie andere Leute, denn zwei Dinge waren seine Hauptbeschäftigung: das Beten und das Ehrabschneiden. An Jedem und Jeder wußte er was

auszusetzen, gegen jedes Gute hatte er sein Bedenken, und es ging kein braver Mann um im Dorf, der nicht doch „ein schlechter Kerl“ war. Gegen die Ludmilla wußte der Einhandel aber spottwenig aufzubringen und so ließ er gelegentlich nur durchblicken, sie würde es schon wissen, warum sie so fromm thue, und trotz ihrer Demüthigkeit würde sie am Ende doch lieber mit neun Teufeln in die Hölle fahren, als mit einem Engel in den Himmel.

„Geh, geh, Einhandel,“ sagte ihm die Ludmilla einmal, „mach' Dich nicht gar so bös' mit Deinem losen Maul, bist ja doch ein guter Lapp.“ Und schnitt ihm das Suppenfleisch klein, denn — so scharf sein Mund sonst war — mit dem Gebiß stand's schlecht.

Am Armenhaus führte ein Feldweg vorbei, der gewöhnlich durch eine Thorschranke abgesperrt war. Wenn nun die Ludmilla durchs Fenster ein Fuhrwerk daherkommen sah, torkelte sie allsogleich hinaus, um die Thorschranke zu öffnen, damit der Fuhrmann sitzen bleiben konnte auf seinem Karren.

Vor dem Armenhaus war auch ein Brunnen, der aus dem Ständerrohr üppig und rauschend in den Trog schoß. An diesem Brunnen hatte ich die Ludmilla das erstemal gesehen. An einem heißen Sommertag war's, ich kam als unbedachtsamer Student halbverschmachtet vom Gebirge über die sonnigen Felder her und nun eilends dem Brunnen zu, daß ich mich erquicke. In demselben Augenblicke, wie ich mein glühendes Gesicht zum Wasserquell senkte, kam das kleine, runde, wackelnde Weiblein aus dem Hause und erhob ein Zetergeschrei, daß ich emporfuhr und glaubte, es schlügen zum Dach die Flammen heraus. „Kruziwetter Paraplie, Du leichtsinnig Volk Du!“ rief sie, dann nahm sie mich an der Hand und sagte ganz ruhig und warmherzig wie eine Mutter:

„Mußt nicht trinken, Bübel, der Brunnen ist giftig. Nur ein vaterunserlang wart', ich bin geschwind wieder da." Damit verschwand sie im Hause, kam im nächsten Augenblick mit einer Schnitte Brot hervor: „So, da im Schatten setzest Dich jetzt nieder und das issest schön langsam und wenn Du es gegessen hast, netzest die Hände mit Wasser und den Nacken mit Wasser, und nachher kannst ein wenig trinken."

Aus dem Hause heraus hörte ich sie später noch sagen: „Ich weiß zwar nicht, wem er gehört, hat aber gewiß Vater und Mutter, und so ein Bürschel darf man heut' noch nicht auf die Bahr legen."

Als ich mich hernach im Dorf erkundigte nach der Person, antwortete man mir: Das „Guderl" wäre es gewesen. Das Guderl, so wäre sie ihres guten, dienstfertigen und einfältigen Herzens wegen von den Insassen des Armenhauses getauft worden. Und sie wäre ein ganz merkwürdiges Geschöpf, hieß es, in der Jugend sei sie gar fein gewesen und man höre Geschichten, die sich ihretwegen einstmals zugetragen, aber man wisse nichts Sicheres; in der Gegend sei sie damals nicht gewesen und erzählen wollte sie auch nichts davon.

Das hat mich denn gleich gepackt, und ein nächstesmal — ich fand sie auf dem Dorfweg damit beschäftigt, eine Wasserkehre auszukrauen, damit die Gieß ablaufen konnte — suchte ich mit ihr anzuknüpfen. Sie wäre wohl keine Hiesige? fragte ich.

Wie ich ihr das ansehe? fragte sie entgegen und stützte sich ein wenig auf den Haustiel, weil sie doch recht unsicher stand auf ihren Füßen.

„Ansehen nicht, aber anhören an der Sprache."

„So, haben die Leut' im Steinernen Elend eine andere Sprache, wie die Bärndorfer dahier?"

„Also vom Steinernen Elend seid Ihr? Das muß aber eine traurige Gegend sein."

„Das kommt auf die Leut' an, junger Herr," gab sie zur Antwort, „die Steine sind überall hart."

„So ist es. Und die Leut' sollen auch im Steinernen Elend recht brav sein. Ich habe gehört, Ihr wisset so schöne Geschichten vom Steinernen Elend herab."

„Das hast Du gehört!" rief sie aus, sie nannte mich „Du Herr". „Aber," fuhr sie lachend fort, „was doch die Leut' Alles reden. Schöne Geschichten weiß ich! Und etwan rechtschaffen lustige, nicht?"

„Rastet ein wenig, mit dem Weg eilt's nicht; ist ja der Himmel über und über blau, da ist die Gieß noch weit. Unter den Kirschbaum setzen wir uns hin und Ihr erzählt mir was."

„So närrische Sachen da!" rief sie, „ich weiß nichts, ich weiß nichts!" Damit schob sie sich um, daß das Röcklein flog, und kraute mit Hast an der Wasserkehre.

Ein zweitesmal erging es mir nicht besser. Halb schmollend und halb bittend sagte sie, ich solle nicht kindisch sein, ich solle mich an junge Dirndeln machen, wenn ich was wissen wolle, und nicht an alte. Die alten hätten lauter Sauerampfergeschichten und möchte sich so ein flotter Herr leicht daran langweilen und darüber lustig machen.

„Die Leute sagen, es hätte sich mit Euch etwas Besonderes zugetragen."

„Mein lieber Herrgott in der Krüppelkapellen!" lachte sie auf, „zutragen thut sich mit jedem Menschen was, wenn er sich's aufmerken will. Und das mag für ihn selber was sein, aber für Andere nicht. Ich erzähle nichts."

Zwei Jahre später kam ich wieder nach Bärndorf, aber unfreiwilligerweise. Ich hatte mir bei einem kleinen Sturz

im Gebirge die Kniescheibe verletzt, mußte zwei Tage lang in einer Köhlerei liegen und wurde dann nach Bärndorf hinabgebracht, wo ich beim „Weißen Lamm" eine Woche lang im Bette lag. Wer war's, der mich pflegte? Das alte, runde Guderl. Aber es war kaum mehr zu erkennen, über die ganze linke Seite des Gesichts, von der Stirne bis zum Halse hinab, hatte sie einen schier zinnoberrothen Flecken und das linke Auge war geschwollen und hatte die Brauen und Wimpern verloren.

„Gelt, jetzt gefall' ich Dir, junger Herr?" sagte sie, als sie mein Befremden merkte, „jetzt, weil ich so schön rothwangig worden bin!"

Des Einhandel wegen war sie rothwangig worden, und das ging so zu: Der Einhandel rauchte starken Tabak und rauchte den ganzen lieben Tag lang, und wenn er keinen Tabak hatte, dann rauchte er gedörrte Sauerampferblätter. Saß er zusammengekauert, einen Fuß über dem anderen und den Ellbogen auf dem Knie, auf der Ofenbank; die beiden Mundwinkel zog er tief hinab, in einem derselben stak das Pfeifenrohr, aus dem anderen stieß er den Rauch herfür. Wenn die Pfeife nicht brannte, so machte er Gestank mit dem Ausputzen derselben, beim Anzünden wieder mit den Schwefelhölzern, die nicht brennen wollten. Und so ging es den ganzen Tag. Da hatte ihn die Ludmilla einmal in Güte gebeten: „Geh, Einhandel, sei so gut und thu nicht gar so stark nebeln, oder rauch' beim Fenster hinaus, wenn Du's schon einmal nicht lassen kannst. Mußt halt betrachten, daß Du nicht allein im Haus bist. Schau, in der Stuben ist die alte Sanna, die muß so viel husten, und der Stindl hat Augenweh, weißt es eh, da thut der kratzend' Rauch halt wohl gar nit gut. Ist Dir was übel, so wird man's auch ändern, wenn's se'n kann. Sei gescheit."

Auf so was wurde der Einhandel giftig wie ein welker Schierling. Er sagte es zwar nicht laut, aber zu seinem Kameraden, dem Marter-Hies, knurrte er: „Da hast es. Hab' ich nicht alleweil gesagt, dieses Weibsbild ist ein Teuxel! Und schon gewiß auch. Mir hat ihre Frommheit und Gutherzigkeit niemals gefallen, mir nit, mir! Hab's doch gewußt, es steckt ein höllischer Drach' dahinter. Desweg hinkt sie auch; der Teufel hinkt allemal. Guderl! Ein sauberes Guderl, das! Luderl, ja, das ist das Richtige. Schau da her! Einem armen Menschen, der eh nichts hat auf der Welt, als das Bissel Rauchen, das auch noch nit gunnen mögen! Aber wart', jetzt erst zu Fleiß rauch' ich ihr recht unter der Nasen herum und das stinkendste Kraut, das ich auftreib'!"

Er that's, und wo die Ludmilla ging und stand und saß im Haus, immer war der Einhandel da und dampfte, daß man vor lauter Giftnebel die Stubenwände kaum sah. Sie hüstelte wohl und fuhr sich mit der Schürze über die brennenden Augen, sagte aber nichts, als einmal: „Wenn's schon sein muß, ich dertrag's, nur die Kranken thu' ein wenig verschonen."

Von jetzt an dampfte der Einhandel den Augenleidenden und den Lungensüchtigen ins Gesicht. Nun beschwerten sie sich beim Armenhausverweser, dem Fleischhacker Marner, der zumeist auf Viehhandel aus war und sich daher um das Armenhaus nicht viel kümmern konnte. Es war auch schon wirthschaftlich so geboten: Das Vieh bringt Geld, die Armen kosten Geld. Nun, auf die Beschwerde konnte er doch nicht leicht ausweichen, der Verweser. „Da muß Ordnung gemacht werden!" sagte er großsprecherisch. Wurde Der und Die und auch das Guderl befragt, ob es denn wirklich so arg sei mit dem Rauchen des Einhandel? „Wenn er's nicht just in

der Stuben thät," antwortete die Ludmilla, „draußen auf der Gartenbank kunnt' er rauchen so viel er wollt'; man sieht's ja ein, daß er auch was haben muß."

Auf das bekam der Einhandel einen Verweis, der noch um Einiges stärker war als sein „Tubak" und der ihm so lange in die Nase rauchte, bis er eines Tages ein Fläschchen Scheidewasser von der Stelle nahm, wo er es „zum Putzen des messing'nen Pfeifenbeschlachtes" aufbewahrt hatte und es der Ludmilla ins Gesicht goß.

Es sei aus Zufall geschehen, behauptete der Einhandel, er habe das Fläschchen zum Putzen hernehmen und den Stoppel herausziehen wollen, aber mein Gott, mit einer einzigen Hand! es sei halt ein Elend auf der Welt. Die Ludmilla sah wohl ein, daß sie und der Einhandel nun nicht mehr unter einem Dach hausen konnten, und um ihn nicht unterstandslos zu machen, ging sie selbst davon. Sie ging in den Häusern um, und gerade in solchen, wo das Elend war, sie brachte sich mit Krankenwarten durch. Es war ein rechtes Geriß um sie, überall in der Gegend, wo ein Kranker lag, wollte man das Guderl haben, und als ich nun mit meinem verletzten Knie beim „Weißen Lamm" darniederlag, hatte die Wirthin eben auch das alte Dirndl, die hinkende Ludmilla rufen lassen. Wie sie da geschäftig um mich herumthat! einmal den Eisumschlag, dann das Auswaschen der Wunde mit Arnicathee, dann jede halbe Stunde ein frisches Glas Wasser auf den Betttisch, falls ich trinken wolle; hernach den Fenstervorhang zugezogen, daß mir die Sonne nicht ins Gesicht scheine, oder Kissen aufgeschichtet, daß ich hübsch lehnen konnte im Bett, auch unter den Arm einen Polster zur Stütze gelegt, damit mir beim Lesen das Halten des Buches die Hand nicht ermüde. In Allem wußte sie mir es besser zu machen

als ich es selbst konnte, ja besser, als ich es ahnte, wie man unermüdlich in liebevollem Sorgen und Erfinden allerlei kleiner Vortheile und Annehmlichkeiten gar das Kranksein zu einem Genuß machen könne. Dabei war sie doch so unaufdringlich und war so still heiter, wußte auch ein fröhliches Sprüchlein, ein anregendes Geschichtchen zu rechter Zeit.

Und der rothe Brandflecken auf ihrem Gesicht, der mir anfangs so häßlich erschienen — ich sah ihn nicht mehr; ihre freundlichen Züge, der sanfte, gütige Glanz ihres Auges verbreitete eine eigenthümliche Schönheit über die kleine verkümmerte Gestalt.

Als ich endlich wieder laufen konnte, nahm ich die Ludmilla so an den beiden Händen, wie man seinen Schatz nimmt, wenn man ihm in die Augen sehen will, und sagte: „Mir thut nur Eines leid. Daß ich schon laufen kann."

„Da sollst Du froh sein, junger Herr, und unserem Herrgott Dank sagen," so war ihre Meinung. Sie riß ihre Hand aus der meinigen, erfaßte den alten Strumpf, den sie zur Ausbesserung vorgenommen hatte und strickte emsig.

Jetzt kam mir der Schalk und da rede ich allemal anders, als es einem Christenmenschen ansteht. „Heut' die ganze Nacht," sagte ich, „hab' ich unserem Herrgott Dank gesagt. Auf das schaut' er endlich herfür aus seinen Wolken und sagt: Geh' zu der Ludmilla. Die laß ich heilig sprechen, wenn der Papst einverstanden ist. Du hättest sie aber in der Jugend kennen sollen — sie ist jetzt noch nicht alt — aber in ihrer besten Jungheit da ist sie ein lustiges Dirndl gewesen!"

„Wer sagt das?" fragte die Ludmilla.

„Unser Herrgott sagt's. Und wird auch nicht anders sein, brave Leut' sind immer lustig. Aber Esel müssen sie gewesen sein, die Burschen zu Deiner Zeit!"

„Warum?'

„Daß Dich Keiner geheiratet hat."

Der Grund, warum ich so niederträchtig war, ihr ein solches Wort zu sagen? Weil ich endlich einmal ihre Jugendgeschichte hören wollte, und richtig, sie ging augenblicklich ins Garn.

„Das just nicht, Herr, daß mich Keiner geheiratet hat," versetzte sie mit leiser Stimme und einem eigenthümlichen Nachdruck. „Ich bin neunzehn Jahre lang verheiratet gewesen."

Ich erschrak ordentlich. Die Ludmilla, die man seit Gedenken als lediges Dirndl und Dienstbot kennt, in und um Bärndorf herum, soll eine alte Witwe sein?

„Jetzt gleich kannst Du ohnehin nicht fortlaufen, junger Herr," sagte sie nun, „es ist ja der Socken noch nicht fertig." Ich gewahrte, daß es mein Socken war, an dem sie die durchgetretene Ferse anstrickte. „Haben noch ein Randl Zeit, wenn so einem Herrn mein Plaudern nicht zuwider ist. Unterhaltsames ist halt nicht viel dabei, da kann ich aber nicht dafür. Ja, wenn sich der Mensch seine Lebensgeschichte kunnt anfrimmen (bestellen), ich hätt' mir die meinige schon besser eingerichtet. — Willst den Fuß nicht dieweil noch auf den Polster legen? er wird noch harten Weg genug unter sich kriegen, bis er heimkommt."

Sie wollte das gesunde Bein betreuen, als ob es noch immer das kranke wäre, und erst als sie sah, daß mein Körper in durchaus behaglicher Stellung war, setzte sie sich in den dunklen Winkel am Ofen, strickte und begann die Geschichte ihrer Jugend zu erzählen.

„Gar gut," so hub sie an, „ist es mir mein Lebtag nicht ergangen, aber die liebste Zeit ist mir doch im Steinernen

Elend gewesen. Mein Vater ist Bretterschneider gewesen im Steinernen Elend, hat jung sterben müssen. Wie ich ihm einmal — just am Mittwoch ist's vor Frohnleichnam — das Essen in die Brettersäge trag', wundert's mich, daß das Werk steht, darauf sehe ich auf dem Sägespänhaufen, der unterhalb drin ist, eine blutige Hand liegen. Der Vater ist oben gelegen neben dem Bretterblock. Ist mit seiner Hand in die Säge hineingekommen, ist die Hand abgeschnitten worden, ist der Vater ohne Hilf' verblutet. Ich bin dazumal ein Dirndl gewesen mit zehn Jahren; die Leut' haben mir und der Mutter gesagt: sterben müßten wir Alle; und das ist der ganze Trost gewesen. Meine Mutter hat mir nachher das Gewand machen gelehrt und sind wir zu den Häusern umgegangen und haben genäht. Etliche Jahr d'rauf ist meine Mutter auch gestorben. Hat sie mir auf einmal die Hand hergehalten über den Tisch, als wollt' sie mir Behütgott geben, ist an die Wand zurückgesunken und eingeschlafen. — Du sollst," so unterbrach sie sich, „den Fuß besser ausstrecken, sonst schlaft er Dir ein."

„Erzähle nur weiter," sagte ich.

„Ja," fuhr sie fort, „jetzt kommt bald das, was die Leut' so gern hören. Hast Du vom Preishubinger noch nichts gehört? Gewiß wohl, das Haus steht heut' noch und wird schier das letzte sein im Steinernen Elend. Dazumal, wie die Gemeinde noch größer war, ist er ehrengeachtet gewesen, der Preishubingerhof. Von seinem Wald hat mein Vater die meisten Bretterblöck' bekommen. Der junge Preishubinger und ich haben uns gern gesehen. Aber er hat den Anfang gemacht, ich hätt' mich mein Lebtag so einem Jungbauer nicht in die Nähe getraut. Und wie jetzt sein Vater stirbt und er den Hof muß übernehmen, will er mich heiraten. Ja gewiß auch

noch, vom Fleck weg heiraten! Aber seine Mutter hat nicht wollen. Die ist ein gestrenges Weib gewesen und hat gesagt: So eine Betteldirn wird nicht Preishubingerin, so lang' ich die Augen offen hab'. Ich hab' mir für meinen Donat eine Andere gedacht. Aber sonst war sie gut, die alte Preishubingerin. Der Donat ist sonst woltern weich gewesen und hat gern bei Allem nachgegeben; aber jetzt hat er sich auf seine zwei Füß' gestellt, und wenn er vier gehabt, hätt' er sich auf vier gestellt, und hat gesagt: ich heirate für mich und nicht für die Mutter und ich laß mir Keine aufmessen. Fest hat er sich gehalten. In die Niederau hat er mich hinübergeführt und dort hat er mich auf der Stell' wollen heiraten. Ist bald Alles richtig gewesen und hat uns der Pfarrer schon von der Kanzel geworfen. Denk' ich mir, das wird nicht gut sein und wird der Donat — seine Mutter ist ihm doch auch nicht gleichgiltig — sein Lebtag d'ran zu tragen haben, daß er ihren Segen nicht hat. Und schon gar, wenn sie einmal gestorben ist. — Nein, Donat, sage ich zu ihm noch zwei Tage, ehvor die Hochzeit hätt' sein sollen; ich sehe ihn noch, er ist an der Kirchhofplanken lehnt und ich bin neben ihm gestanden und hab' die Händ' zusammengehalten. Nein, Donat, ohne der Mutter Willen thun wir's nicht. Sie ist Deine Mutter und meint Dir's gut. Sie soll im Bett sein vor lauter Kränkung. Schieben wir's auf. Ich gehe hin zu ihr und sie soll mich kennen lernen, wie ich bin, und sie muß sehen, daß ich nicht so bin, wie sie denkt, und sie wird ihren Segen geben. Nachher ist's gut, wir haben uns keinen Vorwurf zu machen und Deine Mutter — schau, sie hat auch Niemand mehr auf der Welt als Dich — soll sich auf ihre alten Tage nicht kränken. — Der Donat sagt darauf: Wenn wir's jetzt nicht fortmachen, was wir haben angefangen, so bleibt's

aus. — Nein, sage ich, es bleibt deswegen nicht aus, man soll nur nichts übereilen. — Du kennst meine Mutter nicht, sagt er, hat sie uns nur erst all Zwei bei sich, so zerstört sie Alles. — Wir lassen uns nichts zerstören, sage ich, und wenn wir unseren Fleiß haben angewendet und Alles gethan haben, wie es Brauch und Pflicht ist, und es hilft noch nichts, dann mach' ich mir nichts mehr d'raus, dann heiraten wir zusammen, ist's ihr recht oder nicht. Und jetzt komm', hab' ich gesagt, wir gehen zu Deiner Mutter. — Da hat er nachgegeben. Wie wir in die Stuben eintreten, wo die alte Preishubingerin im Bett liegt und sie mich sieht, thut sie einen Schrei, als hätt' ihr Einer mit der Hack' auf den Kopf geschlagen; die Decken zieht sie über ihr Gesicht hinauf, mit den Füßen strampft sie ans Bettbrett und schreit: Hinweg! hinweg mit ihr! Ich will sie nicht sehen! — Mir geht ein Stich durchs Herz. Mutter! sage ich, und heb' an zu weinen, sie sollt' sich meinetweg' nicht so aufregen. — Das Unglück ist da! Das Unglück ist da! schreit sie und setzt sich im Bett auf, und die Haar' sind ihr über das Gesicht herabgefallen, und ringt die Hände und ruft die Hausleute, man sollt' mich aus dem Haus jagen, und giebt mir einen Schimpfnamen, daß ich gerade genug hab' gehabt. Ich bin fortgegangen, und dem Donat hab' ich gesagt, er soll' bei seiner Mutter bleiben und sie beruhigen und wenn's so wär', da wollt' ich auf Alles verzichten. — Nein! sagt der Donat, Du wirst mein Weib, und fällt mir um den Hals."

Das Guderl war still und ganz ruhig; ich merkte warum: wenn sie sich jetzt bewegt und noch ein Wort sagt, so bricht ein Schluchzen aus. Ich wartete, und da sie nicht mehr anheben wollte, so sagte ich: „Erzähle doch weiter, Ludmilla."

„Das ist nichts zum Erzählen, ich sehe es wohl," versetzte sie gedämpft. „Nun, wenn Du schon willst, Herr, Du kannst Dir ja wohl denken, wie es kommt. — Die Preishubingerin ist in eine schwere Krankheit gefallen, der Donat ist bei ihr geblieben, wie es seine Pflicht ist gewesen. Sie hat viel geweint, hat ihn gehalst und geherzt und er wäre ihr Liebstes, Einziges auf der Welt, und er sollt' Ihr nicht untreu sein. Die Steffen-Tochter wäre ein gutes, braves Dirndl; die wäre auch arm, daß er nicht etwa meinen solle, sie, die Mutter, wolle nur eine reiche Schwiegertochter haben. Nicht um den Reichthum gehe es ihr, sondern um sein Glück. Das gehe ihr vor, und solche Ahnungen betrügen eine Mutter nie: mit der Bretterschneider-Dirn' würde er nie glücklich werden, die schnitte ihm die Bretter zum Sarg. Um Gottes und der Mutter Segen willen, er solle sie fahren lassen und die Steffen-Tochter nehmen."

„Du mußt dieses Weib doch einmal beleidigt haben, daß es so gegen Dich sein konnte," wendete ich jetzt der Erzählerin ein.

„Ja, ich weiß es wohl," antwortete sie, „ich bin unbedacht gewesen und hab's versäumt, ihr den Besuch zu machen wie es schon Zeit gewesen wäre. Aber weil ich immer gehört, sie wäre eine hitzige Frau, im Guten wie im Harten so gäh und wild, so habe ich Angst vor ihr gehabt. Hätte ich mich schicken können zu ihr, hätt' ich's erleiden können, heut' das Eis und morgen die Glut, es wäre vielleicht gut gewesen. Im Grund' soll sie doch eine herzensgute Frau gewesen sein, sagen die Leute. Nun, Gott tröste ihre Seel'. Das ist lang vorbei."

„Der Donat wird doch fest geblieben sein?" war meine Frage.

„Wie es ans Sterben ist gegangen bei der Preishubingerin," fuhr die Ludmilla fort, „da hat ihr der Donat das Versprechen geben müssen, daß er die Bretterschneider-Dirn' nicht heiratet."

„Und hat er's wirklich gegeben?"

„Er hat nicht anders können, er ist ein guter Sohn gewesen," antwortete die Ludmilla. „Ich bin ihm nachher ausgewichen. Gottlob, habe ich gedacht, wir sind einander nichts schuldig worden und es ist das Beste, wenn wir uns nimmer sehen. Er hat nachher die Steffen-Tochter geheiratet; das ist auch ein braves Weib gewesen, arbeitsam und zu der Wirthschaft tüchtig und gut auf den Donat. Aber das hat man wohl gemerkt und haben viele Leute gesagt: Glücklich ist er nicht mit ihr. Ist mir heiß und kalt worden, wenn mich auf dem Kirchweg sein Blick hat getroffen. Und einmal, wie ich — just am Mariahimmelfahrtstag ist's gewesen, ich weiß es noch wie von gestern — auf dem Friedhof bei meinem Elterngrab knie und der Donat von dem seinigen über die Hügel hergeht! Wie er neben mir vorbeigeht, da stolpert er, stützt sich noch an einem Holzkreuz, daß es kracht, und ohne daß er mich anschaut, höre ich, wie er sagt: Hinfallen? Soll sein, heut' lieber als morgen. Ich hab' gar keine Freud mehr auf der Welt. — Ich rühr' mich nicht und thu' als wär' ich im Gebet, und mir ist zum Umsinken so schlecht. — Er ist davongewest: Da habe ich mir gedacht: Jetzt muß was geschehen. Was, das weiß ich selber nicht. Er denkt noch auf mich, und das darf nicht sein. — Und wie sich schon oft was schickt auf der Welt — ich will nicht sagen, unser Herrgott hat's so haben wollen, ich denk', es kommt auch auf die Leut' selber an — auf dem Heimweg gesellt sich der Vorholzer Sebast zu mir. Der hat mir schon lang' alleweil schön gethan.

Und wie wir jetzt zum Lindelhäusel kommen, wo zu derselbigen Zeit Most und Branntwein ausgeschenkt worden ist, will er mich mit ins Wirthshaus haben. Das thue ich nicht. Gut, sagt der Sebast, wenn Du nicht magst, mag ich auch nicht — und geht mit mir weiter. Da denke ich bei mir: Kannst Dir was einbilden d'rauf, wenn Der Deinetweg das Wirthshaus fahren läßt! Wie wir durch den Waldschachen gehen, es ist dem Preishubinger sein Wald, da hat er mich gefragt, der Sebast, ob ich ja sagen wollt', er hätt' ein Häusel und zwei Gaisen und braucht ein Weibsbild dazu. — Das Häusel ist tief im Steinwald drinnen; vom Preishubinger-Haus braucht man länger als zwei Stunden hinein. Das wird doch weit genug sein, denke ich mir und habe ja gesagt."

Nun schwieg sie und zählte die Maschen am Strickstrumpf.

„So bist dem Vorholzer Sebast sein Weib geworden?" fragte ich in Ungeduld.

„Ich hätt's nicht schlecht getroffen," fuhr die Ludmilla fort, „der Sebast ist ein braver, fleißiger Mensch gewesen, aber das Wirthhaus hat er sich halt nicht mögen abgewöhnen, und wenn ihm dann der Branntwein in den Kopf gestiegen ist! So viel jäh ist er gewesen. — Mein Gott, es hat halt jeder Mensch seinen Fehler. Ich werd' wohl auch nicht gar zu fein gewesen sein, wenn er so heimgekommen ist. 's geht Eins aufs Andere. — Aufkommt auch Alles auf der Welt und Alles wird viel stärker gemacht, und soll jetzt der Preishubinger gehört haben, mein Mann thät' mich schlagen. Und da hat ihm halt einmal, wie er meinen Mann betrunken hat heimgehen sehen, der böse Feind den Einfall gegeben: geh' ihm nach und schau', was Wahres ist am Gered'. — Wie

der Sebast heimkommt, laß ich ihn an: Es wäre doch Sünd' und Schad ums Geld; sich im Wirthshaus Kopfweh trinken und daheim treibt der Holzknecht Thomas die Gais weg, weil er seinen Wochenlohn nicht kriegt. Da kommt ihm wieder der Zorn und er fahrt über mich her. Jetzt ist auf einmal der Preishubinger da und schleudert meinen Mann an die Wand. Und darauf —" Die Erzählerin wendet sich ab und murmelt gegen die Ofenmauer hin: „Darauf ist das Unglück geschehen."

„Was ist geschehen?" fragte ich und stand auf.

„Mein Mann hat die Holzhacke von der Wand gerissen und den Donat niedergeschlagen."

Weich und leise hatte sie das gesagt, dann legte sie das Strickzeug auf die Ofenbank und ging still zur Thür hinaus.

— Niedergeschlagen! Erst später erfuhr ich den Rest. Der Donat hatte sich nach dem Schlage auf den Sebast gestürzt, war dann zu Boden gesunken und hatte den Geist aufgegeben. Der Vorholzer Sebast schrie noch der Ludmilla zu: „Du bist *sein* Unglück und bist *mein* Unglück!" Dann ergriff er die Flucht. In der Niederau drüben, unter einem Heuschober hatten ihn die Gendarmen gefunden und gefangen. Zwanzig Jahre Kerker!

Die Ludmilla hatte hernach wieder die Nähterei ergriffen, arbeitete und darbte und wartete auf den Sebast. „Wenn ich's nur erlebe," sagte sie oft, „krank und mit weißen Haaren wird er mir zurückkommen, aber ich will ihm die alten Tage so gut machen, als es sein kann. Wenn ich's nur erlebe."

Von dem Donat sagte sie kein Wort mehr. Aber auf seinem Grabe — trotzdem die Witwe der großen Wirthschaft und vielem Sorgen wegen nicht Zeit hatte, es zu zieren —

fand sich immer ein grünender Strauch, ein helles Blümlein. — Als die Leute im Steinernen Elend durch Holzhändler verarmt, durch die Steuern abgestiftet waren und auswandern mußten, fand auch die Ludmilla keinen Erwerb mehr in ihrer Heimat. So kam sie herüber in die Berndorfer Gegend und suchte ihr Brot als Dienstmagd. Immer zählte sie die Jahre, bis ihr Mann zurückkehren sollte vom Strafhaus. Schon im Voraus suchte sie die Leute für ihn zu gewinnen, erzählte von seinen Vorzügen, von seiner Bravheit; der Jähzorn wäre sein Fehler gewesen, den hätte er gebüßt und gewiß abgelegt. Man wartete schon mit einer gewissen Neugierde auf den Sebast und mehrere Bauern in Bärndorf stellten ihm der Ludmilla wegen, die sie überall gerne hatten, Dienstplätze in Aussicht. Mittlerweile hatte die Ludmilla das Unglück auf dem Reisingergrund. Trotzdem hielt sie ihr Haupt aufrecht und ebnete — wo sie konnte — die Wege für ihren Mann. Da starb der Sebast ein Jahr vor Ablauf seiner Strafzeit!

Nun wußte ich Alles. Als ich dann den frisch beguteten Socken am Fuß hatte und den Wanderstab in der linken Hand, und ihre Hand in der rechten — es war unter dem Thore des Wirthshauses — da sagte ich zu ihr: „Ja, die Leute haben recht, Du bist das Guderl. Aber wie es schon schlecht eingerichtet ist auf der Welt, Dir ist das Gute schier noch allemal zum Schlimmen ausgefallen. Doch das sage ich Dir: Wie gut Du es mir hast gemeint, eine Schwester, eine Mutter könnt' nicht besser sein, trotzdem ich doch ein Fremder bin, das will ich Dir mein Leben lang dankbar gedenken, das soll zum Guten sein."

„Wie sie ihn fest hält bei der Hand!" rief jetzt im Hofraume eine der Stallmägde der anderen zu. „Wie sie

ihn festhält! Hat sie ihm ein Pflaster auf die Füß' bunden, daß er nit fort kann. Jetzt ist er doch auf der Höh'." Und dann zur Ludmilla: „Nur nit auslassen, Luderl! So ein feiner Stadtherr kommt Dir nimmer."

Erschrocken ließ ich ihre Hand los, die ich bisher festgehalten hatte.

„Hast Du's gehört, Herr?" lächelte die Ludmilla. „Es wird mir auch das schlimm ausfallen. Aber das macht nichts. Wenn sie ihre Mäuler schon alle Tage füttern müssen, so wollen sie sie halt auch brauchen und nutzen. Das schadet mir nimmer, gleichwohl ich manchmal über und über möcht' roth werden im Gesicht, wenn mich nicht schon der Einhandel so schön gefärbt hätt'. — Daß ich aber nicht vergeß', ein Töpfel hätt' ich da, es ist ganz klein, Du bringst es leicht ins Rocktaschel und macht nicht einmal einen Kropf." Damit schob sie mir was Rundes in den Rocksack: „Arnicasalben ist drinnen, und ein Leinwandfleckel dabei. 's ist nur für den Fall, wenn der Fuß wieder sollt' anheben weh zu thun, oder sonst — ei geh nein! Mußt halt sauber achtgeben, junger Herr, daß nicht wieder was passirt. Behüt' Gott schön!"

Sie rieselte davon, ich sah sie nimmer.

Seither sind fünfzehn Jahre vergangen. Das Guderl lebt noch immer als Krankenwärterin in Bärndorf. Vor einigen Jahren habe ich ihr, eingedenk der Wohlthaten, die sie mir erwiesen, einen kleinen Geldbetrag geschickt. Den soll sie zur Hälfte verschenkt haben, zur anderen Hälfte ist er ihr von einem ihrer Pfleglinge gestohlen worden. Später sandte ich ihr ein silbernes Kreuzlein; das ist ihr — auch abhanden gekommen. Nun habe ich ihr vor einigen Monaten, als ich sie in Bärndorf wieder aufgesucht, zum Andenken ein aus

Holz geschnitztes Kreuz gebracht. Das hat sie heute noch und das wird ihr sicherlich bleiben.

Jetzt, da ich fertig bin mit meiner Geschichte, höre ich meinen Leser entrüstet ausrufen: Elende, gottverlassene Welt, in der die Güte und die Treue so undankbar vergolten wird!

Darauf antworte ich: Glückselige, gottbegnadete Welt, in der trotz alles Undankes die Güte und Treue nicht ausstirbt, sondern reinen Herzens und göttlichen Friedens die Dornenpfade siegreich wandelt!

Den Pfingstsonntag will ich mir merken!

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit.

Im Sommer des Jahres 1855 kam eine große Aufregung in die Waldgemeinde Alpel. Schon im Frühlenz hatte der Nachbar Auenhofer das Gerücht heimgebracht, nach Fischbach thäten die „frommen Geistlinger" kommen.

Versetzte hierauf die alte Riegelbergerin: „Du redest daher, wie ein Unchrist. Die Geistlinger sind ja Alle fromm — denke ich!"

„Denkst Du!" versetzte der Auenhofer und schob sich einen Tabaksballen in den Mund — das war so Einer! „Ich denk's nit! Was ist denn das für eine Frommheit, wenn Der zu Krieglach beim Versehgang sein Büchsel mitnimmt und sich im Heimweg vom Kranken aufs Jagern verlegt! Was ist denn das für eine Frommheit, wenn er mit derselbigen Hand, die Morgens die heilige Hostie aufwandelt, am Abend die Schellsau (das Schellaß) herpackt und mit einem geschmalzenen Sapperment seinen Trumpf aufhaut! Was ist denn das für eine Frommheit!"

„Du wirst noch ersticken an Deinem Tabakknödel," unterbrach ihn die Riegelbergerin, „wenn Du die Goschen so

vollnimmst! Denk auf das, was sie sagen, die Geistlinger, und nit auf das, was sie thun."

Und muß jeder Vernünftige mit der alten Riegelbergerin einverstanden sein. Der Auenhofer drückte sich.

Ein wenig später brachte unser Knecht Diktel die Nachricht heim: „s' wird halt doch Ernst. Sie thun schon die Kirchen auskränzen in Fischbach. Die schwarzen Geistlinger kommen."

Auf das lachte unsere Kuhdirn auf: „Hu, als ob sie nicht alle schwarz wären!"

„So!" sagte der Diktel und bog seine lange, hagere Körpergestalt krumm nach vorwärts, was ein Zeichen der Entrüstung war. „Ist der Krieglacher schwarz, wenn er auf der Kanzel steht? Ist der Kathreiner schwarz? Oder der Stanzer? Wenn Du Dein Lebtag einmal in einer Predigt bist gewest, so mußt es gesehen haben: die weiß' Pfaid haben sie an. Die Fremden herentgegen, die nach Fischbach kommen, die steigen Dir kohlrabenschwarz wie Schwabenkäfer auf den Predigtstuhl."

„Jessas Maria!" rief die Kuhmagd, „was Du wieder zusammenschwatzest, Diktel! Hat Christus der Herr die weiß' Pfaid angehabt beim Predigen? Hab' nichts davon gehört!"

„Ich auch nicht," brummte der Diktel und zog sein Knochengerüst wieder in die Höhe.

Zwischen Alpel und Fischbach steht der langgestreckte bewaldete Rücken des Teufelssteingebirges. Er steht an der Mittagsseite von Alpel wie ein stundenlanger dunkelblauer Wall ins Firmament auf, an welchem sich dort und da ein aus dem Jungwald steigender verknorrter Baum scharf abhebt. Von meinem Heimatshause aus konnte man die ganze Ausbreitung des Waldgebirges übersehen. Wer gute Augen

hatte, der konnte auch auf dem höchsten Punkte des Bergzuges über dem Walde etwas wie eine Warte aufragen erblicken; das war der Teufelsfels, ein von dem Volke verrufener und gemiedener Ort. Mitunter, wenn ein leichter „Landwind" (Südwind) zog, konnte man ein zartes Klingen hören über diesem Gebirge her, nicht anders, als ob Jemand in den Lüften ganz leise Zither spiele. Das war das Geläute vom Kirchthurme zu Fischbach. Und ein solches Zitherspielen war am Abende des Pfingstsamstages im genannten Jahre. Mein Vater und ich standen auf dem Rain hinter dem Hause und horchten. Einmal war es weich, wie das Summen einer Hummel, dann verwehte und erstarb es fast ganz, um allmählich wieder rein klingend aufzutauchen, daß man sogar die Glockenschläge hörte. Mein Vater trug zwei buschige Lärchenwipfel auf der Achsel, die er von unserem Schachen geholt hatte, um damit für das Fest den Kreuzpfahl zu schmücken, der auf dem Anger stand. Er vergaß die Last abzulegen, selbst wie eine mit Reisig geschmückte Bildsäule stand er da und horchte. So schön hatte er zeitlebens die Fischbacher Glocken noch nicht gehört an seinem Hause. Es ist doch eine Entfernung! und der große Berg dazwischen! Aber ein prächtiges Geläute haben sie, die Fischbacher, das muß man ihnen nachsagen.

„Wie lang wird's denn her sein," so unterbrach uns jetzt der Schuster Florl, der mit seinem Leistenbündel auf dem Heimweg von einer Ster an uns vorbeiging. Er blieb bei uns stehen, stopfte sich eine Pfeife Tabak und sagte: „Wie lang wird's denn her sein? nicht zehn Jahr, daß die Fischbacher Glocken christkatholisch sind eingeweiht worden. Bin dabeigewest. Dazumal werden sie sich's nicht gedacht haben, daß sie einmal den anderen Christen (Antichrist) einläuten sollen."

„Den anderen Christen?“ fragte mein Vater.

„Die Mission-Geistlinger halten jetzt ihren Einzug in Fischbach,“ so berichtete der Schuster Florl, hob einen Schenkel, fuhr sich mit einem Streichholz über das Hintertheil — da hatte er Tabaksfeuer. „Bei uns in Krieglach,“ fuhr er fort, „haben sie sich auch angemeldet, aber unser Pfarrer hat gesagt: Ich kann eh selber predigen. Wenn sie das befolgen, was Einer sagt, bin ich schon zufrieden; ich brauch nicht Vier. Ist schon recht, unser Pfarrer. In Fischbach sind vier fremde Geistlinger angekommen und wollen jeden Tag drei Predigten halten, vierzehn Tag lang. Da wirst wohl doch auch zuhören gehen, Waldbauer.“

„Wenn's der andere Christ ist, gehe ich nicht.“

„G'rad den will ich sehen.“

„Ich bleib' schon bei meinem alten Glauben.“

„Bei dem bleib' ich auch. Aber predigen hören will ich sie doch, die Fremden. Bei mir greift nichts Gutes an, so wird auch nichts Schlechtes angreifen.“

„Hast eh recht,“ sagte mein Vater.

So viel ward gesprochen, dann schupfte der Schuster seinen Leistenknäuel höher auf den Rücken, gab uns noch „recht glückselige Pfingstfeiertage“ und ging seines Weges.

Noch an demselben Abende kam die alte Riegelbergerin zu uns. Die hatte ihren Kopf immer dicht in Tücher gewickelt, weil er gichtisch war; aber ihr Mundwerk achtete weder der Tücher noch der Gicht, das war ein scharfes Zeug, besonders wenn sich die Alte in religiöser Aufregung befand, da ging ihr alle Vernunft durch und sie wollte die Welt erlösen. So kam sie an diesem Abende, es war schon in der Dämmerung, in unsere rauchige Küche und hub einen gewaltigen Lärm an. Unser Haus und unsere Leute, sagte sie,

die gingen sie zwar nichts an, aber soviel Recht habe sie als Nachbarin und Christenmensch, daß sie in jedem Alpelhause Jedem verbiete, nach Fischbach zu den fremden Geistlingern zu gehen. Es seien keine Geistlinger, es seien falsche Geistlinger! Es sei ihr nicht leid um die Nacht, sie laufe durch ganz Alpel und warne vor dem anderen Christen, der schon von Jesum Christum vorhergesagt endlich erschienen wäre.

Es widersprach ihr kein Mensch, aber sie schrie sich so sehr in den Zorn, daß von der Stube und von der Dachkammer und vom Stalle herein das Gesinde zusammengelaufen war, um die Alte zu hören.

„Ihr seid im Stand und geht nach Fischbach!" schrie sie, „denn Ihr seid allmiteinander ein schlechtes Gesindel!" Hierauf hub sie an, Jedem seine Fehler vorzuhalten, bis wir Alle laut lachten. Da fluderte die Alte auf mich zu: „Du lachst auch? Mistiger Rotzbub! Wie einen Frosch tret' ich Dich ins Fletz hinein. Schlepp'st eh allerhand schlechte Bücher zusamm'! Waldheid Du! Rosenkranz beten! Ist g'scheiter, wie christliche Leut' auslachen! Junger Kochlecker, miserabliger! Du bist recht für den anderen Christen, geh' nur, soll Dich aufspießen, der höllische Feind mit seinen Hörnern. Die Ohrwaschel reiß' ich Dir aus!"

Kaum gelang es mir, mich unter die Beine des Diktel zu retten; dieser schnupperte durch die Nase und sagte, mit der Hand mein Haupt streichelnd: „Laß sie nur ausgaustern, die alte Hex. Ich habe wollen morgen nach Krieglach in die Kirchen gehen, jetzt gehe ich nach Fischbach. Wer mitgeht?"

Unter allerlei Verwünschungen verließ die Riegelbergerin das Haus und noch lange hörte man ihr Zetern, als sie hinabhuschte gegen den Auenhof.

Das Interesse für die fremden Priester von Fischbach war nun erregt und der Weidknecht Natz sagte: „Wenn schon einmal der Diktel geht, nachher ist's was!"

Der Diktel war bei uns nicht als Knecht, sondern war nur als Tagwerker. Obwohl in der Arbeit tüchtig und handsam im Umgang, stand er nicht eben in gutem Ruf. Der Mann hatte immer Geld, und wenn man seinen kargen Erwerb betrachtete, so stimmte es nicht. Er war aus der Leobner Gegend eingewandert. Er war einäugig und es hieß, das Auge hätte er im Kampfe mit einem Jäger verloren. Andere sagten, es wäre umgekehrt, er wäre schon früher einäugig gewesen und er sei Wildschütze geworden, weil man zum Schießen ohnehin nur ein Auge brauche. Man wurde nicht klug.

Am Pfingstsonntage Früh war er wieder recht brav herausgestiefelt, der Diktel. Braune Hosen hatte er an, die waren unten mit Leder besetzt, schlotterten ein wenig über den kräftigen Bundschuhen und machten spitze Knie. Durch den Hosenträger etwas zu stramm hinaufgespannt — hielt ich — waren die Hosen, es traten die Rundungen rückwärts schier stark hervor. Um die Hüften hatte er eine blaue Schürze strickartig gewunden, in welcher hinten der strotzende Tabaksbeutel stak. Die graue Lodenjoppe trug Keiner so kurz, als der Diktel, und Keiner hatte so viel grünes Gebäume und anderes Zierwerk daran. Auf dem Haupt — aber nie ordentlich aufgesetzt, sondern immer schief nach einer Seite geneigt — saß der graue Rundhut mit Gemsbart und Schildhahnfedern. Darunter kräuselten sich die lichtfalben Haare hervor, aber heute zu Pfingsten waren sie hübsch geschoren. Das thaten sie gestern: der Weidbub Natz schor den Diktel, dieser den Weidbuben, hierauf der Diktel meinen Vater und mein Vater den

Nachbar Michel, und der Michel mich. Dreimal des Jahres war eine ähnliche Schur und einmal rühmte sich der Weidknecht Natz, daß er unter Allen die dicksten Haare habe, worauf ihm die Kuhmagd zurückgab: „Allemal, das größte Schaf hat die meiste Wolle."

Nun das unterwegs. Ich wollte nur sagen, daß der Diktel, so sauber zusammengestellt, früh Morgens das Haus verließ und über die Felder hinging den Weg gegen Fischbach. Auch Andere folgten ihm und eine Stunde später — mein Frühsüppel hatte mich so lange aufgehalten — ging ich denselben Weg

Es war ein warmer, nebellichter Frühsommermorgen. Als ich den Berg erstiegen hatte und über die Höhe hinging. immer durch jungen Fichten- und Lärchenwald, da lag der Nebel so dicht, daß ich von den Bäumen die Wipfel nicht sah. Auf allen Zweigen zitterten und funkelten die Thautropfen, in allen Kronen sangen die Finken. Auf dem Boden das junge grüne Gras, und wo im Dickicht oder auf alten morschenden Baumstöcken Spinnengewebe gespannt waren, da glitzerten daran die unzähligen Silberperlen. Ich weiß nicht mehr, ob mir damals die Schönheit eines solchen weichen, stillen Sommermorgens im Walde, an welchem mitten in der weißen Nebelnacht doch Alles funkelt, mitten in der süßen Ruhe doch Alles klingt, aufgefallen ist; ich glaube kaum, aber daß ich mich durch und durch frisch und freudig fühlte, das weiß ich wohl noch.

Es war kein eigentlicher Weg, es war nur eine baumfreie Gasse hin über grünen Rasen und über glatten, graubemoosten Sandgrund — rechts Wälder, die kein Ende hatten, links Wälder, die kein Ende hatten, und so ging man in leichten Windungen fast wie auf einer Hochebene. Ja,

wären die Bäume nicht gewesen und wäre der Nebel nicht gewesen, man hätte von jener Höhe aus weit ins Hochgebirge hinein, weit ins Oesterreicherland hinaus und weit in die ungarischen Ebenen hinabgesehen. Auf diesem Wege war kein Zaun und keine Schranke stundenlang, aber an ein Bächlein kam man einmal, das still und klar durch den Wald daherrieselte. Ein Baumstrunk war als Steg gelegt, auf welchem der Darüberschreitende die beiden Arme wie Flügel ausbreiten mußte, um das Gleichgewicht zu erhalten.

An diesem Pfingstsonntage vermißte ich den Steg über das Wasser und halb im Uebermuth, halb im Ernst dachte ich: den hat gewiß mein Schutzengel abgebrochen, damit ich nicht soll zum anderen Christen kommen. Indeß ersetzte ich den Strunk rasch durch einen Sprung und ging weiter.

Nachdem ich länger als eine Stunde gegangen war, fiel es mir auf, daß der Waldpfad sich nicht thalwärts zu wenden begann. Ich sollte ja schon längst auf der Fischbacher Seite sein, aber der Weg stieg noch immer sachte an und statt jungen Anwuchses war ein schütterer Wald von kleinen verkümmerten Bäumen da, die schon alt sein mußten, weil sie so lange graue Bärte trugen. Auf dem Boden war niedriges, kleinblätteriges Heidelbeerkraut, und dort und da lagen, wie aus der Erde quellend, graue Steine. Endlich nahm ich auch wahr, daß auf dem Federgras des Weges noch überall der zarte Silberschimmer des Thaues hing. So war heute vor mir noch Niemand da gegangen. Und kaum mir endlich klar wurde, daß ich mich verirrt hatte, stand ich erschrocken vor einem ungeahnten Bilde. Der verkrüppelte Wald hatte aufgehört, eine Lichtung war da, deren kahler Boden nach allen Seiten abfiel. Ein paar graue Fichtengerippe standen einsam, und fast auf dem höchsten

Punkte dieser Blöße ragte eine haushohe Felsmasse empor, die in Form dreier übereinander gelegter Riesensteine mehrere Abstufungen hatte, bis sich der oberste Theil im lichten dünnen Nebel verlor.

Ich stand vor dem Teufelsfels, das machte mir aber nichts; und wenn's in Fischbach unten heute ohnehin zweifelhaft ist mit dem Gottesdienst, so kann man am Pfingstsonntag ja wohl einmal den Teufelsstein besteigen. Es war schon lange mein heimlich Verlangen gewesen, dieses Stümperwerk des Bösen zu sehen. Der Teufel wollte von hier aus einen Thurm in den Himmel bauen, aber er brachte es nicht höher, als sieben alte Weiber hoch sind, wenn man sie übereinander stellt.

Zwei Leitern waren angelehnt, eine von der Erde bis zur Zinne des ersten Steines empor, die andere von dort bis zum Plateau. Nachdem ich ein paarmal um den Fels herumgegangen war und überlegt hatte, ob ich mich meiner armen Seele wegen wohl näher mit dieser absonderlichen Sache einlassen dürfe, rief ich plötzlich fast laut: „Na, wer wird denn abergläubisch sein!" und steig die Leitern hinan. Oben staunte ich. Das Felsplateau war ganz eben und so groß, daß darauf drei Liebespaare bequem nebeneinander hätten steirisch tanzen können. Und die Umsicht! Ich war plötzlich über dem Nebel. Oben war der reinste blaue Himmel mit der lichten, heißen Sonne, und rings um mich war ein weißes, grenzenloses Meer, aus welchem mein Fels wie eine Insel emporstand. Weit draußen waren auch noch andere Inseln. Da ging dort im Morgen ein dunstblauer Bergrücken empor — das war das Stuhleck. Weiter links standen in weiten Entfernungen von einander die besonnten Felsen des Scheeberges, der Rax, der Hohen Veitsch aus dem Nebelmeer,

dann noch weiter links wie ein ganzer Welttheil die wild-zerrissene Schwabenkette. Endlich die näheren Spitzen des Hochschlag und des Lantsch. Bei dieser Rundschau war mir schier schwindelig geworden, daß mir vorkam, als gleite der Teufelsfels mit mir wie ein Schiff auf dem weißen Meere dahin. Dort und da waren die Nebel unruhig, wirbelten und wogten, als koche es in den Thälern, und stiegen dann in vergehendem Dunst auf. Ungeheure Gewalten ringsum, und doch war es so still um mich, daß ein Sandkorn, welches am Felsen niederrieselte, schier unheimlich rauschte. Kein Wasser aus dem Thale war zu hören, kein Vogel von den Wipfeln, kein Lüftchen. Doch horch! Aus den Tiefen des Nebels drang plötzlich ein weiches Klingen und Tönen — es waren die Glocken zu Fischbach. Da unten also, in diesen steilen Tiefen lag das Dorf und die Kirche, in der heute die fremden Priester das erstemal Gottesdienst hielten. Fast überkam es mich bei diesen Glockenklängen wie Heimweh, nicht nach den Priestern, wohl aber nach der Menschengemeinschaft, die dort unten war.

Auf der warmbesonnten Felsenplatte hatte ich mich ausgestreckt, hatte mein Schuhwerk von den Füßen gethan, daß diese trocknen konnten, und auf dem Rücken liegend hatte ich mein Angesicht dem Himmel zugewendet und mich verloren im Sinnen, wie es wäre, wenn jetzt aus den blaudämmernden Höhen nieder ein weißer Punkt geschwebt käme, und er zucke wie ein silbernes Lichtlein und schlüge seine Flügel aus — und es wäre die Taube des heiligen Geistes . . . . .

Da knallte ein Schuß. Ich sprang auf. In nächster Nähe von mir war er gefallen. Unten um den Fels herum verdampften die Nebel, daß nur mehr ein sonniger Dunst war zwischen den Baumwipfeln. Als ich so über die Kante

des Steines hinabspähte, sah ich über die Blöße einen Mann laufen, ein Schußgewehr in der Hand und ein todtes Reh beim Hinterläufel über das Gras zerrend. Der Mann war unser Tagwerker, der Diktel. Er wollte gegen das Gebäume hinab, aber quer den Hang heran sprang ein Jäger — der alte Förster Baldhauser war's — und rief dem Wilderer ein heiseres „Halt!" zu. Jetzt setzt's was! dachte ich und kroch zurück auf die Mitte des Plateaus, wo ich auf dem Bauch liegen blieb. Der Diktel ließ das Reh sofort auf dem Rasen liegen, aber sein Gewehr riß er fest an sich und eilte dem Teufelsstein zu. Mit zwei Sprüngen war er auf dem unteren Vorsprung des Felsens, gleichzeitig zog er die Leiter herauf — da war er in der Festung. Ich guckte durch eine Scharte hinab und konnte genau sehen und hören, was nun geschah, ohne von unten bemerkt zu werden.

Der Diktel unter mir hatte sich flach auf seinem Felsvorsprung hingelegt, lud rasch sein Doppelgewehr und schnob dabei wie ein gereizter Eber. Der Jäger Baldhauser schritt mit schußgerechtem Stutzen langsam über die Blöße heran, warf einen Blick auf das Wild und knurrte: „Ewig Sünd' und Schad', jetzt in der Schonzeit ein solches Thierlein umbringen! Hängen soll man den gottverdammten Lumpen, der so was thun kann!" Dann näherte er sich dem Fels und rief: „Was treibst da oben, Haderlump!"

„Passen," antwortete der Diktel.

„Wirf mir Dein Gewehr herab!"

„Das brauch' ich selber."

„Oder ich schieß' Dich vom Stein, wie einen Raben!" rief der Jäger und machte dazu die bedenklichsten Anstalten.

Mir wurde angst und bang.

„Schieß zu!“ höhnte der Wildschütz, denn er war auf seiner Platte so geborgen, daß ihn, den flach Ausgestreckten, der Stein gegen unten vollkommen deckte. Er hob auch während der Verhandlung den Kopf nicht, lauerte aber mit dem Ohr, welche Stellung sein Feind unten einnahm. Dabei legte er seinen Finger an den Hahn des Gewehres, dessen Lauf ein wenig über die Felskante hinausstand. Der Jäger überlegte, wie dem Manne beizukommen sei; dann pfiff er seinem Hunde, der das todte Reh beschnuppert hatte. Es war nicht der Jagdhund, an solchen Tagen pflegte der Baldhauser den großen Fanghund mit sich zu nehmen. Den hetzte er nun gegen den Wilderer. Da krachte es und mit einem schrillen Gewinsel purzelte der Hund über und über. Im selben Augenblick hatte auch der Jäger nach dem etwas gehobenen Kopf des Wilderers gezielt, aber der duckte sich noch zu rechter Zeit, die Kugel prallte an den Stein und flog summend auf den Rasen hinab.

„Ich ruf' es zum letztenmal, ergieb Dich!“ rief der Jäger, hob von neuem sein Gewehr und entfernte sich einige Schritte vom Fels, um den Wilderer auf die Mücke zu kriegen.

„Und ich,“ sagte der Diktel pfusternd, indem er sich noch enger an die Platte schmiegte und den Finger schärfer an das Schloß bog, „ich rathe Dir, Baldhauser, geh' heim. Es geht eine ungesunde Luft da heroben auf dem Berg.“

„Ja, das wirst Du bald spüren,“ gab der Jäger zurück.

„Wenn Du eine Kugel hättest, die um's Eck geht!“ spottete der Diktel.

„Sie wird Dich auch auf dem geraden Weg noch finden!“ So der Jäger und machte jetzt Miene, am Felsen emporzuklettern, aber so, daß er durch denselben gedeckt blieb.

„Baldhauser," sagte der Wildschütz und seine Stimme bebte, „wenn Du da heraufsteigen willst, das hilft Dir nichts. Du wirst es einsehen. Mein Stutzen hat einen Doppellauf und einen Kolben, ich geb' Dir einen guten Rath: bleib' unten. Schau, Dein Weib und Kind derbarmt mich. Ich bin heute ausgegangen, um ein Thier zu schießen. Ich bitt' Dich, derspar' es mir, daß ich einen Menschen umbringen muß am heiligen Pfingstsonntag."

Aus der Tiefe klangen die Glocken. Es war eine bange Stunde und mir kam in den Sinn, den Vermittler zu machen. — Misch' Dich nicht d'rein! rief sogleich eine Stimme in mir, gieb Acht, daß sie Dich nicht sehen, sonst kann's Dir schlecht bekommen!

Der Jäger hatte eine Weile überlegt und die vortheilhafte Stellung seines Feindes wohl erwogen.

„Wenn Du mir den Hund nicht erschossen hättest," sagte er dann, „ich ließe Dich laufen. Wer Du bist, das weiß ich doch."

„Thu', wie Du willst, Jäger," versetzte der Diktel; „Du wirst einsehen, daß sich der Mensch um sein Leben wehrt. Laßt Du mich in Fried, so —"

Er brach ab. Nach einer Weile sagte der Jäger: „Wenn ich jetzt geh', Du bist das Hundsfott und brennst mir eine Kugel nach."

„Stell Dich sicher dagegen!" sagte der Diktel trotzig; „leg mir einen Eid ab, daß Du mich nicht verrathen wirst!"

„Legst Du mir einen ab, daß es das letztemal sein soll bei Dir?"

„Jäger," sagte der Diktel, „mich gefreut das von Dir, daß Du auf mein Ehrenwort noch was giebst. Die heutige G'schicht ist mir zu dumm da. Ich lass' es sein."

„Und zum Beweis giebst mir jetzt das Gewehr."

„Das nicht, Jäger, das Gewehr geb' ich Dir jetzt nicht. Wir trauen uns einander nicht, und wir Zwei werden unser Lebtag keine guten Freunde mehr. Aber das versprech' ich Dir, wenn Du mir bei Deiner Seel' und Seligkeit zusagst, daß Du mich nicht anzeigen wirst, so gehen wir heut gesund auseinander."

„Es soll Dir für dasmal geschenkt sein!" sagte der alte Baldhauser. „Aber das Reh rühr' mir nicht mehr an! Ich werde es von hier holen lassen durch meinen Burschen."

„Deinen Jägerburschen? Den kannst heute im Wirthshaus suchen."

„So soll er morgen nachschauen und die Post heimbringen: Der Schütz ist beim Teufel! Ich weiß von nichts."

„Alsdann behüt' Dich Gott, Jäger Baldhauser." So der Diktel. Dann ging der Förster eiligen Schrittes gegen den Wald hinab. Der Wildschütz blieb noch eine Weile kauern auf dem Steinvorsprung, endlich erhob er sich, sprang auf die Erde, lauerte und lief davon.

Das hatte ich erlebt am selbigen Pfingstsonntag auf dem Teufelsfels. Noch stellte ich mir vor, wie es sein könnte, wenn der Jägerbursche käme, das todte Reh, den todten Hund und mich hier fände — dann machte ich mich auch davon, so rasch es ging.

Mittlerweile hatte sich in den Thälern der Nebel gelöst und tief unten im blauen Dunstschimmer lag auf den Matten das Dörflein Fischbach mit seinem silberig leuchtenden Thurm. Um die Kirche herum und zwischen den Häusern war es schwarz vor lauter Menschen. Auf dem Steinbühel hinter der Kirche sprang bisweilen ein Rauchwölklein auf, aber es währte unglaublich lange, bis der Schall des Pöllerschusses empordrang zu meiner Höhe.

Ich eilte gegen die Gegend von Alpel hinab und am späten Mittag war ich zu Hause.

Nach und nach kamen die Leute von der Kirche heim, auch die von Fischbach. Letztere waren schier kleinlaut, und als sie während des Mittagsmahls mein Vater fragte, was die fremden Geistlinger gepredigt hätten, antwortete die Magd: „Alles ist derlogen!"

„So grob mußt nicht reden," verwies ihr mein Vater, „Wort Gottes wird's doch gewesen sein."

Mit Entrüstung wiederholte sie: „Alles ist derstunken und derlogen, was sie geschwatzt haben, die Leut', daß die fremden Geistlinger schwarz thäten auf die Kanzel steigen und daß sie der andere Christ thäten sein! Ich hab' meiner Tag keine weißere Wäsch' gesehen, als wie die Chorpfaid, die der geistliche Herr hat angehabt."

„Und fromm sind sie Dir!" rief der Weidbub Natz, der auch in Fischbach gewesen. Das Wort war ursprünglich an den Hausvater gerichtet gewesen, aber als dem Natz das unehrerbietige „Dir" entschlüpft war, drehte er seinen Kopf geschwind gegen den Knecht, als sei es dem vermeint gewesen. „Wenn Du sie beten hättest gesehen! Da sind sie Dir gekniet vor dem Altar, und die Hände hoch aufgehoben, accurat, wie die alte Schneiderin bittet, wenn ihr der Höfelsepp, dem sie schuldig ist, die letzte Gais will davontreiben. Und Augenäpfel hat man gar keine gesehen, so haben sie selbige gegen Himmel geschlagen."

„Und predigt hat er!" rief die Magd, legte den Löffel weg, um die Hände zu falten, „predigt hat er! Leut', ich sag' Euch's, wenn wir kein frömmeres Leben anheben, so wird's gefehlt sein mit uns!"

„Nau, nau, nau", sagte mein Vater, „was ist denn das, die Dirn ist ja ganz aus dem Häusel!"

„Geh' der Vater selber zuhören," sagte die Magd. „Morgen ist eine Predigt für Hausväter und Eheleute."

„Und übermorgen ist eine für die Junggesellen," versetzte der Natz, „da muß ich wohl bitten, daß ich gehen darf. Ich bring' die Arbeit gern ein andersmal ein."

„Nachher kommt auch eine für die Kinder, da soll Der gehen, wird ihm nicht schaden." So die Magd und deutete auf mich.

„Nachher kommt eine für die Greise und Greisinnen. Das muß man dem alten Köhlerhansel sagen und dem krumppen Wirt."

„Der krumpp Wirt kann ja nicht gehen," warf ich ein.

„So soll er sich tragen lassen," eiferte die Magd, „wird sich nachher auch müssen tragen lassen, wenn er in der Truhen liegt."

„Laßt's die Knödelsuppen nicht kalt werden!" mahnte nun meine Mutter, „ich weiß gar nicht, wie Ihr mir heut vorkommt."

Aber es war keine Lust zum Essen da und mit dem Pfingstmahl hatte sich meine Mutter doch gewiß niemals spotten lassen. Alles sprach von der Mission, die in Fischbach begonnen hatte, vom Einzug der Geistlichkeit, von der Feierlichkeit des Hochamtes, von der Eindringlichkeit der Predigten — es waren deren zwei an einem Vormittage gewesen, und jede über eine Stunde lang. — „Aber zu kurz, viel zu kurz! Den ganzen Tag könnte man ihnen zuhören. Wie ein Kind haben die Leut' geweint, und niederpredigt hat er sie!"

Niederpredigen heißt — so ward auf meine Frage erklärt — wenn Einer so eindringlich predigt, zum Altare gekehrt Gott und die Heiligen anruft, bis die Zuhörer auf

die Knie sinken. Diese Art, zumeist nur von außerordentlichen Predigern beliebt, verfehlt ihre Wirkung niemals.

Hierauf erzählte die Magd, wie die fremden Geistlinger noch gleichwohl recht jung wären, aber blaß im Gesicht, und jeder ein rundes Glatzerl auf dem Scheitel. Nach dem Gottesdienst seien sie auf den Kirchhof gegangen, niedergekniet an den Grabhügeln und hätten gebetet, denn das hätte einer der Prediger auch gesagt, wie sie von Jesum gesandt worden als Apostel nach dem lieben Fischbach, so wollten sie nicht früher von dannen gehen, als bis die Lebendigen und die Todten dieser Gemeinde gerettet wären.

Ob heute denn keine Predigt mehr wäre? fragte mein Vater.

„Ja freilich ist noch eine," wußte der Natz zu berichten. „Um Sechs auf den Abend."

Mein Vater zog sein Kirchengewand an, um nach Fischbach zu gehen. An der Hausthür begegnete ihm der Diktel, fast mehr noch verstört als die Anderen.

„Dich hat's auch gefreut zu Fischbach," redete ihn der Vater an, „weil Du so spat kommst. Weißt was?"

„Den Pfingstsonntag will ich mir merken," murmelte der Diktel, und ging, ohne einen Bissen von seinem Mahle zu berühren, in die Kammer.

* * *

In meiner Erzählung: „Der Müller von Falkenbach"*) habe ich eine Jesuitenmission auf dem Lande geschildert. Ich mag mich hier nicht zu sehr wiederholen, sondern sage nur, was uns Alpelleuten jetzt, nach diesem Pfingstsonntag, für

*) „Buch der Novellen", II. Band, Ausgewählte Schriften, Wien, A. Hartleben.

eine absonderliche Zeit kam. Ein vierzehntägiger Feiertag. Vom Felde liefen die Leute weg und gingen nach Fischbach. Früh vor Tags gingen sie aus den Häusern davon, ohne Morgenbrot, und standen viele Stunden lang in einem finsteren Winkel der Kirche, zum Beichtstuhle drängend. Viele, die sonst gewohnt waren, ihren Morgenkaffee noch im Bett zu sich zu nehmen, wie die Bäckin zu Falkenstein, fasteten nun willig bis zum Abend, wo sie erst d'ran kamen und die Communion empfingen. Ich war natürlich bei Allem dabei, und wenn wir dann spät Abends durch die Wälder heimwärts gingen, standen längst die Sterne am Himmel, um unseren aufgeregten Gemüthern die Predigten von Tod, Gericht, Himmel und Hölle in stiller, aber gewaltiger Sprache zu wiederholen. Die Riegelbergerin war gar nicht mehr in ihrem Ausnahmshäusel. In den ersten Tagen der Mission war sie wie rasend durch die Gegend gelaufen und hatte die Leute beschworen, den fremden Geistlingern ja nicht in die Fallstricke zu gehen. Und wenn man ihr rieth, sich selbst die Missionäre einmal anzuhören, kreischte sie: „Nicht mit vier Ochsen bringt Ihr mich nach Fischbach!" Zu Beginn der zweiten Woche war die Wandlung vollzogen. In der Absicht, einen Prediger in der Kirche zu unterbrechen und ihn laut den „anderen Christen" zu heißen, war die alte Riegelbergerin nach Fischbach gegangen. Sie hatte aber den Prediger nicht unterbrochen, sondern nach dem Gottesdienste, als die Leute nach Hause gingen, ausgerufen: „Nicht mit sechs Rössern bringt man mich von Fischbach weg, so lange die heilige Mission nicht zu Ende ist." Da die Wirthshäuser überfüllt waren, so brachte sie, wie viele Andere, die kurzen Nächte auf Heustadeln zu, und wenn zum Tagesgrauen die Aveglocke klang, ging sie schon

zur Kirchenthüre, wo bereits eine Menschenmenge auf Einlaß harrte.

Einer der eifrigsten Kirchengeher war Martin, der junge Jägergehilfe des Försters Baldhauser. Anfangs hatte er sein Dirndl, die saubere Schmiedstochter Kathrin, mit hineingeführt, in der Meinung, wenn sie eine scharfe Predigt höre, bliebe sie ihm sicher treu. Bald war es so, daß er nichts mehr von ihr wissen wollte, denn die Predigt gegen unerlaubte Liebschaften war zu schreckbar gewesen. Die Verlassene weinte sich halbblind — und es hieß, sie hätte Grund dazu gehabt. Der Martin nahm sich nach den Darstellungen des Predigers vor, die irdischen W, Weib, Wirthshaus und dergleichen zu meiden, um dem ewigen Weh zu entgehen.

Ganz unglaublich war die Wirkung der Missionäre auf das Volk. Meilenweit kamen die Leute herbei, anfangs aus Neugierde, bald aus Frömmigkeit und Buße, deren Ausübung plötzlich zu einem Hochgenuß geworden war. Die Priester predigten längst nicht mehr in der Kirche, sondern im Freien, wo an der Kirchhofsmauer eine Kanzel errichtet worden war. Und es war kein gewöhnliches Predigen jenes stets nur dogmatischen Inhaltes, der die Gemeinde so gleichgiltig läßt, wie den Prediger. Schon Ton und Aussprache der Priester war eigenartig; sie wären aus dem Tiroler-Land — hieß es — wo es sonst so lustige, weltliche Leute giebt, die in den Wirthshäusern Jodler singen. Das waren Andere! Die Predigten der Missionäre waren voll Gluth und Leidenschaft und dann wieder voll Innigkeit, sie bewegten sich immer nur im Ideenkreise des Volkes, brachten zahllose Geschichtchen, die scheinbar aus dem Leben gegriffen waren, und Beispiele aus der bäuerlichen Anschauungsweise. Mit Hinweis auf die lieben Kleinen in der Wiege, auf die

duldenden Kranken, die fern in den stillen Stuben leiden, während die Gesunden der Gnaden der heiligen Mission theilhaftig werden, auf die Angehörigen in fremden Ländern, auf die Todten, die unter den Füßen der Zuhörer ruhen, griffen sie den Leuten ans Herz; und als das Herz aufgefurcht war, legten sie den Samen zu vielen Tugenden hinein, aber auch den der Frömmelei, der Unduldsamkeit, der Verachtung gegen Schule und Fortschritt, selbst gegen Eisenbahn, Telegraphen und dergleichen, und — den Samen des blinden Anschließens an die Absichten der Kirche. So schlicht und einfältig sich Alles anhörte, es war doch unendlich klug und fein gewebt und heute weiß ich's: nicht dem Sittengesetze sind wir damals gewonnen worden, sondern der Kirche. In mir war ein wahrer Zelotismus erwacht, ein Haß und Rachegefühl gegen Andersgläubige oder auch gegen solche Katholiken, die sich aus dem Papste nichts machten. Sogar die Seelsorger unserer Nachbarspfarren Birkfeld, Stanz, Langenwang und Mürzzuschlag begann ich zu verachten, weil sie mir zu weltlich gesinnt schienen, die Hausirjuden und Protestanten nicht austrieben aus ihren Gemeinden, die Eisenbahn nicht zerstören ließen, die doch so viel Unheil in die Gegend brachte. Ein halbes Jahr lang wurde in unseren Bergen nichts als gegen die Sünder geflucht und nichts als gebetet um Erlösung der armen Seelen aus dem Fegefeuer, um Erlangung von Ablässen, und nichts gebetet, als immer wieder die Missions-, Segen- und Ablaßgebete, die Amulete und Rosenkränze, die man sich während der Mission in den Buden auf dem Kirchplatz zu Fischbach gekauft hatte. Nach einem halben Jahre begann die Frömmigkeit wieder langsam zu verdunsten.

Die Missionspriester mußten das wohl vorausgeahnt haben. Als Andenken und „ewigen Mahner an die Gnaden-

zeit" wollten sie am Tage ihres Abschiedes das große Missionskreuz aufstellen an der Kirchenmauer zu Fischbach. Solche Kreuze pflegen bekanntlich riesigen Grabkreuzen ähnlich und ohne Christusbild zu sein. „Der Heiland ist schon herabgenommen," sagen sie bei der „Kreuzpredigt", „jetzt, Sünder, müßt Ihr hinauf."

Aber der Pfarrer von Fischbach machte seine Missionäre darauf aufmerksam, daß die Leute gegen ein „herrgottsloses" Missionskreuz Mißtrauen haben könnten, weil im Volke eine alte Prophezeiung gehe: daran werde man den Antichrist erkennen, daß er heilandlose Kreuze aufstelle.

So mußte eilends nach Graz um einen „Christus" geschrieben werden, „aber nicht auf dem Postwagen schicken, sondern auf der Eisenbahn bis Marein, sonst kommt er zu spät!"

Mittlerweile erhielt der Zimmermeister Josef in Fischbach den Auftrag, das Kreuz zu verfertigen; es hatte vierzehn Schuh hoch zu sein. Der Zimmermeister dingte sich einen Taglöhner — und zwar unseren Diktel — um mit ihm in den Wald zu gehen und einen Baum zu fällen. Am Fuße des Teufelssteingebirges standen stattliche Fichten und Kiefern, aber da hieß es, zu einem Kreuze müsse ein hartes Holz sein. Jedes Kreuz ist hart, das war freilich einzusehen. Der Meister entschloß sich für einen Lärchbaum, der am Waldrande stand. Aber, als die Männer ihre Säge daran legten, kam der alte Almhalter Guisel herbeigehumpelt. Der hatte einen großen, fast kahlen Kopf, welcher tief zwischen den Schultern steckte, und diesen Kopf schüttelte er, als die Säge in den Baumstamm rauschte.

„Was wollt's Ihr denn damit?" fragte er endlich schnarrend.

„Aus diesem Baum wird das Missionskreuz gezimmert," rief der Meister Josef laut, denn der Almhalter war schwerhörig.

„Das Kreuz?" fragte der Alte, „aus diesem Baum!"

„Warum denn nicht?"

„Haben die Geistlinger den ausgesucht? Ich glaub', es stehen bessere im Wald."

„Hat ein kernfestes Holz," sagte der Meister.

„Das wird schon sein, das," versetzte der Almhalter, „wenn sich nur der Leitenbauer nicht daran hätte aufgehenkt — erst vor drei Jahren."

„Das wäre der Lärchbaum, an den sich der Leitenbauer —?" fragte der Meister.

„Ist's," sagte der Halter, „liegt der Selbstmörder auch eingescharrt unter Euren Füßen."

Der Meister Josef zog die Säge langsam aus dem Einschnitt, den sie dem Baum schon beigebracht hatten. „Saggra!" rief er dann, „da wären wir einmal beim Unrechten gewesen!"

„Jetzt muß ich schon fragen," redete nun der Diktel drein, „ich bin vom Alpel herüber, warum hat er sich denn aufgehenkt, der Bauer?"

„Das ist so hergegangen," erzählte hierauf der Almhalter und stieß die Worte scharf heraus. „Jetzt, der Leitenbauer, das ist ein Wildschütz gewest. Hätt's nicht noth gehabt, er hätt' zu leben gehabt. Aber der böse Feind, der laßt Keinen mehr aus, den er einmal hat. Gerad' am großen Frauentag ist's gewest, im Frühherbst, geht der Leitenbauer, dieweil Andere in der Kirchen sind, mit der Büchsen hinaus in den Fischbacher Wald; da derwischt ihn ein Birkfelder Jagerbursch, und den schießt er nieder."

„Der Wildschütz den Jager?" fragt der Diktel.

„Schießt ihn nieder, und kein Mensch hat's gewußt, wer's gethan hat. Die Geschicht ist wieder still worden, aber der Leitenbauer ist verzweifelt, wie der Judas. Ein Briefel laßt er zurück: Er kunnt keine Rast und Ruh' finden, er hätt' den Jägerburschen erschossen und müßt' sich aufhenken. Alsdann, da an diesem Lärchbaum — das ist der Ast, der mit dem dürren Stießel — da hab' ich ihn gefunden."

Hierauf suchten die beiden Männer einen anderen Baum. Als er fiel, schwirrte aus dem buschigen Wipfel junges Gevögel. „Die armen Thierlein," sagte der Meister Josef, „müssen ihr Haus fahren lassen. Und wenn's nicht für so was Heiliges wär', so möcht' ich sagen, dieser Baum ist noch zu jung zum Sterben."

Der Diktel zwinkerte mit seinem Auge, schnob manchmal durch die Nase, sagte aber nichts. Er, der sonst gesprächige Mann, war völlig kleinlaut.

Und am hohen Mittag, während der Meister hinab ins Dorf gegangen war zum Essen, der Diktel aber zurückgeblieben im stillen Wald, saß er auf dem Baumstock, schaute auf das zum Theile ausgehauene Kreuzholz hin und murmelte: „Zimmere ich aus dem Baum das Christuskreuz. Und er kunnt so gut mein Galgen worden sein, wie der dort drüben dem Leitenbauer seiner worden ist, wenn mich mein Herrgott hätt' verlassen am Pfingstsonntag. — Bist gleichwohl heut' noch nicht geweiht, heiliges Kreuz —!" Er kniete nieder, umarmte das Holz. „Jetzt nehm' ich mir's für, Wild stehlen gehe ich nimmer!" —

Als der Meister Josef zum Walde zurückkam, war der Diktel frisch und lustig. —

Am letzten Tage der Mission hatte sich eine unerhörte Menschenmenge versammelt zu Fischbach. In der Nacht war

„Buß' und Gnad'" geläutet worden, daß die Leute aus den Häusern hervorgingen und sich umarmten. Am Nachmittag war große Procession über die Felder bis hinaus zu den Schatten des Fischbacher Waldes. Acht Männer trugen auf den Achseln das Missionskreuz wagrecht wie eine Bahre. Es war braun angestrichen, hatte einen lebensgroßen Christus und war umwunden mit Waldranken und Rosen. Die Priesterschaft — aus weit und breit war die Geistlichkeit gekommen — schritt hinter dem Kreuze her und die Missionäre waren versunken in inbrünstiger Andacht. Zurückgekehrt zur Kirche, ward das Kreuz sofort aufgestellt unter dem Gesange des Volkes:

„Heiliges Holz, sei hoch verehret,
Kreuzstamm Christi, meines Herrn!
Heiliges Kreuz, sei unsere Fahne,
In des Lebens jeder Noth,
Die uns wecke, die uns mahne,
Treu zu sein bis in den Tod,
Sei mit Mund und Herz verehret,
Kreuzstamm Christi, meines Herrn!"

Meine Empfindungen in jener Stunde sind nicht zu beschreiben. Die niedergehende Sonne legte einen überirdischen Glanz auf das erhöhte Kreuzbild, auf die Kirche, auf die Waldberge ringsum. Dann wurde die „Kreuzpredigt" gehalten, und Abends, als in der Dämmerung schon die Wachslichter schimmerten auf dem mit Menschen überfüllten Kirchhof, fand die „Urlaubpredigt" statt.

Bei dieser war der Redner anfangs vor innerer Bewegung kaum im Stande zu sprechen. Er sagte, daß es nun wohl gelte, Abschied zu nehmen bis auf den jüngsten Tag. Aber beim Gerichte Gottes wolle er sich alsbald umsehen nach seinen geliebten Fischbachern, und er hoffe in Zuversicht,

Eltern und Kinder, Gatte und Gattin, Freund und Feind in der Gnade der alleinseligmachenden Religion vereinigt zu finden, daß Keines fehle und Keines verloren sei. Nieder kniete er endlich und bat die Mutter Gottes, zu deren Bildniß an der Kirchenwand er sich wendete, das stille Alpendorf zu beschützen vor Feuer und Wasser, vor Wetter und Seuchen und besonders vor den Irrlehren, mit denen der böse Feind heutzutage die Welt überfluthe. Endlich gab der Prediger uns und den Todten, die in den Gräbern ruhten, „das Letzte und Größte der Mission, das Unterpfand des ewigen Lebens“ — den päpstlichen Segen.

Tief erschüttert gingen die Menschen auseinander. — Die alte Riegelbergerin aber blieb am Thore des Pfarrhofes stehen und schwur hoch und heilig, sie begleite diese frommen Männer auf allen ihren Wegen und weiche nimmermehr von ihnen.

Wir, Vater, Mutter, die Knechte, Mägde und ich, gingen den nächtigen Weg über das Gebirge heim. Als wir auf der Höhe waren und noch einmal zurückschauten in die Fischbacher Gegend und auf das Dorf, wo im Kirchhofe noch die Lichtlein schimmerten, sagte meine Mutter: „Ja, meine Leut', eine solche Zeit werden wir leicht wohl nimmer erleben!“

Voller Wehmuth stiegen wir niederwärts gegen unser einsames Heim. —

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, soll die alte Riegelbergerin immer noch gestanden sein an dem Thore des Pfarrhofes. Aber die schwarzen Herren waren durch ein anderes Thor noch vor der Sonne Aufgang — abgereist.

Am selben Tage hat man den Förster Baldhauser und den Tagwerker Diktel mitsammen durch den Wald gehen gesehen.

„Es freut mich, Diktel, daß auch Dich die Missionsbeichte bekehrt hat,“ sagte der Baldhauser.

„Das nicht,“ versetzte der Diktel ruhig und schnob nicht, wie sonst, mit der Nase, „ich bin bei keiner Beicht gewest und ich bin bei keiner Predigt gewest. Mir ist der heilige Geist im Wald gekommen. Derschossen werden oder selber derschießen, 's ist ein Teufel. Der Schrecken ist erst nachher über mich gekommen und mir tagelang in den Gliedern gelegen. Erst wie ich mit aller Gewalt das heilig' Fürnehmen hab' gemacht, ist's gut gewest. Da hast meine Hand d'rauf, Jager. Ich hab' gesehen, wohin es führen kann — so gern ich im Wald bin, wildern mag ich nimmer. Den Pfingstsonntag will ich mir merken!“

„Vielleicht magst als Jagdbursche bei mir einstehen?“ fragte plötzlich der Förster Baldhauser.

Der Diktel lugte ihn seltsam an. „Wär' das Dein Ernst?“ fragte er dann. „Geh', Du willst mich foppen, Du hast ja den Martin.“

„Mein Ernst wär's wohl,“ antwortete der Baldhauser, „denn der Martin, der will jetzt ins Kloster gehen.“

Das zugrunde gegangene Dorf.

Aus den Bekenntnissen eines Emigranten.

Seit länger als dreißig Jahren hatte ich mein stilles Dreiwalden nicht mehr gesehen. Das abgelegene Bauerndorf im Hochland, im Thalkessel der Eisach eingeschlossen zwischen drei Waldungen, die sich schier endlos weit hinausdehnten über die Hochebene und über die Berge und den kleinen Ort abgrenzten von Land und Leuten, von aller Welt und der Weltgeschichte.

Von der Weltgeschichte eigentlich doch nicht; es sind Tage gewesen, da das idyllische Dreiwalden aus seinem Pflügen und Wiesenmähen und Viehhegen und Holzarbeiten, aus seinen stillvergnügten Samstagsfeierabenden und frohen Sonntagen wild aufgeschreckt worden ist. — Ich war die Zeit her fort gewesen, sehr weit fort, ich hatte Manches wohl gehört, aber allzuwenig, wie es stand in der Gegend an der Eisach, in der ich als Sohn eines Schulmeisters von Dreiwalden meine erste Jugendzeit verlebt, bevor ich in die Stadt gebracht wurde. In die Stadt, in die Anstalt, wo sie Schulmeister machen, nichts als Schulmeister oder Pfarrersknechte und Kirchenwaschel, wie man damals treffender gesagt hat. Ich habe ja nichts Schlechtes thun wollen, beim

heiligen Gott, ich habe es so getrieben, wie Andere auch, die heute Staats- und Hofräthe sind und sonstige Ehrenleute. 's war ja wohl an der Zeit, wahrhaftig, daß wir aufgestanden sind gegen unsere Unterdrücker und Schänder, Seelenschacher und Rechträuber, und es ihnen einmal gesagt haben. Andere haben mit Pulver und Schwert gesprochen, mit Felstrümmern und Waldstämmen, denn die Sprache des Mundes war so lange geknebelt gewesen und ungeübt. Ich trieb's nicht so herbe als die Anderen, und nun sehe ich, wie unermeßlich schwer meine Last ist. — Sanfter könnte ich sterben, wenn ich meinem Heimweh nicht nachgegeben hätte . . .

So saß ich eines Tages auf dem moosbewachsenen Lärchenstock im Walde und schaute wohl fast gedankenlahm in die rauschende Eisach. Daß sie sich mit ewiger Gewalt durch diese begrünten Felsblöcke und Gewurzel der Wildniß zwängen muß, daß sie an dem überhängenden Gefilze des Erdreichs dünne Eiszapfen bildet oft mitten im Sommer, weil das Wasser in den stunden- und stundenlangen Schattengründen kaum je von einem Sonnenstrahl getroffen wird — Einer, der von Drüben kommt, hat über wichtigere Dinge denken gelernt, als über solches Kleinleben in der Einsamkeit, mit dem sich Maler und Liedermacher abgeben können. Ja es war schon recht, aber angethan hat er mir's doch, der heimische Waldbach; ich bin gewiß nichts weniger als Poet und trotzdem fiel es mir jetzt ein: sie haben wahrhaftig recht, diese Leute, die den Wald und das Wasser und die Wolken sprechen hören, als hätte derlei Lungen und Zungen, Kopf und Herz. Sie haben recht, diese Leute, die ganze Weile schwätzte er mit mir, als ich so dasaß, und wußte weiß Gott was zu machen aus jenen fernen Zeiten, da ich in diesen Bergen als barfüßiger Junge herumgelaufen, das

kleine Herz voll Blumen, Vögel, Forellen und bunter Steinchen. Daß Alles doch wieder so lebendig werden kann in einem alten Mann! Es wäre ja gut gewesen, wenn ich nach einer solch glückseligen Kindheit bei Vater und Mutter und anderen lieben Menschen nun nach einem harten, kampfesheißen Leben nur nicht gar so welteinsam und verlassen dagesessen wäre.

Dann muß ich meinen Kopf gewendet haben und in die Runde geschaut, ob's denn richtig sei mit mir oder mit dem, was mich umgab. Ja, es standen die braunen Stämme da, glatt bis hoch hinan, wo zuerst die feinen, dürren Aestlein kamen und dann das schwere, üppig dichte Astwerk, das sich ineinanderlegte und sogar über das breite Bett des gischtenden Baches hoch hinüberstrebte zu den jenständigen Fichten, die ihrerseits wieder so bereitwillig schienen, die ganze Eisach grün einwölben zu helfen. Der Wald hat ja das Wasser so lieb und läßt sich ungern das Naß entführen, welches die Sonne, wenn sie niederzudringen vermag, emporlockt in die Höhen der Lüfte. Hinter den Stämmen standen wieder Stämme, und zwischen solchen blickten andere, die noch weiter im Hintergrunde und im Dunkeln standen, bis sich Alles in den mattgrünen Schatten des Hochwaldes verlor.

An einem der rückwärtigen Bäume lehnte eine menschliche Gestalt. Ich hätte sie kaum bemerkt, denn die Kleider derselben hatten die Farbe der Baumrinden, als gehöre sie zu jenen Thieren, denen die Natur zum Schutze statt anderer Waffe die Farbe des Elementes oder Bereiches verliehen hat, in dem sie leben. Aber die Gestalt bewegte sich ein wenig, als wollte sie sich vor mir verbergen. Da sie jedoch sah, daß ich sie bereits im Auge hatte, trat sie hervor und schritt langsam gegen mich her. Es war ein alter Waldmensch, wie

sie zur Arbeit gehen in den Holzschlag, zum Kohlenmeiler oder auch auf die Suche nach Heilkräutern, Harz, Ameiseneiern und dergleichen. Der Mann hatte eine tüchtig abgeschundene Lederhose an, welche bis zu den Knien ging, die nackt blieben und unter welchen die zerfransten Strümpfe und plumpen Bundschuhe waren. Die Knie blieben bei jedem Schritte stark gebogen, als wären sie so gewachsen; ich kannte das wohl, alle Bergleute gehen so und halten damit aus, ob sie berg- oder thalwärts steigen. Auch die Ellbogen waren ähnlich gekrümmt, wie die harte Arbeit ihre Gesellen eben über und über steif macht. Er trug ein braunes Hemd und die Jacke hatte er über eine Achsel gehangen. Am Rücken trug er einen schmalen Korb, aus welchem hinter dem verwitterten, aber gefederten Hut die Holzstiele von Werkzeugen aufragten. Im braunen, faltigen Gesichtlein staken kleine, graue und lebhafte Augen, eine scharfe, sehr keck hervorstehende Adlernase und ein thurmdeckeliges Tabakspfeiflein. Anfangs meinte ich, er fleschte nach mir her die Zähne, doch was ich für Zähne hielt, das war ein schneeweißer sauber gestutzter Schnurrbart.

Ich hatte eine Freude, als ich diese deutsche Waldgestalt betrachtete, blieb sitzen, und als sie herankam, sagte ich: „Gott zum Gruß, Alter!"

„Auch so viel," antwortete er. Dann blieb er stehen, hielt mit der Hand sein Pfeiflein, als sollte es nicht aus dem Mund fallen und schaute mich an.

Er hatte ein offenes, kluges Antlitz, in welchem aber ein gewisses Befremden über mich recht leidlich verdeckt blieb.

„Ihr geht ins Tagwerk," sagte ich.

„So?" versetzte er, „ich denk', dazu thäts wohl ein Eichtel zu spat sein. Ich geh' schon auf den Feierabend."

„Ei ja so, heute ist Sonnabend und Ihr da habt noch Euren Feierabend. Ich habe lange darauf vergessen."

„Glaub's eh," meinte der Waldmensch; „der Herr wird halt Einer von Denen sein, die alleweil Feierabend haben."

Ich lachte und stand auf.

Es wäre ja recht, setzte er noch bei, er gönne es Jedem. Er habe auch nicht mehr weit dazu. Wenn er nur erst im Himmel ist, legt er sich ins Heu und rastet sich einmal hundert Jahre aus.

„Und dann?" fragte ich, um seine weiteren himmlischen Passionen zu erfahren.

Bishin würde zu Dreiwalden der Dorfwald schlagbar, da wolle er wieder mit anpacken.

Diese Worte sagte er ruhig und ernsthaft, daß man meinte, es sei die volle Wesenheit dahinter. Und schließlich, seine Wesenheit war's ja, ein alter Holzknecht thut's einmal nicht ohne schlagbaren Wald.

„Ihr sprecht da von Dreiwalden," sagte ich, „seid Ihr vielleicht Einer von dort."

„Ich bin Einer von dort."

„Führt Euer Weg dahin, so gehen wir miteinander," schlug ich vor.

„Ein Forstmann oder so was?" fragte er, da er mich neuerdings betrachtete. „Jäger ist der Herr keiner, so viel kenne ich."

Ob wir wohl rechtzeitig hinkämen?

Rechtzeitig wär's immer und nimmer.

Wie er das meine?

„Je, nun halt so. Weil ich mir nicht denken kann, was der Herr heute noch in Dreiwalden will?"

„Wisset, Alter, ich möchte vom Dreiwaldner Kirchthurm wieder einmal das Avemaria-Glöcklein läuten hören."

Der Holzmann lachte heiser auf und sagte: „Wäre schon recht, das."

„Ich bin ein Hiesiger," belehrte ich, indem wir anhuben auf dem Waldsteig, über querlaufende Baumwurzeln oder auf glattem, mit dürren Fichtennadeln bestreuten Boden neben- oder hintereinander dahinzugehen, „bin aber seit vielen Jahren in der weiten Welt gewesen und noch dazu in einer, wo sie nicht den schönen Sonnabendfrieden haben, als wie dahier. Dort achtet Keiner auf ein frommes Abendläuten, dort will man nichts klingen hören, als das Geld."

„Aber," rief der Alte jetzt aus, „zu Dreiwalden läutet ja gar nichts mehr."

„Ihr werdet doch nicht auch hier Quäker herbekommen haben, die vom Kirchthurm die Glocken herabgerissen?"

„Das weiß ich nicht," sagte der Alte, der die „Quäker" nicht verstand, „ich weiß nur, daß in Dreiwalden gar kein Kirchthurm mehr steht. Auch lange keine Kirche mehr, kein Wirthshaus mehr, nichts mehr. Der Herr wird's sehen."

Das hatte mich nicht gering überrascht. Ich hatte wohl gehört, daß der Ort sehr herabgekommen sei, daß ein Theil der Dreiwaldner Leute sogar ausgewandert wäre, aber so arg! Keine Kirche mehr! Kein Wirthshaus! Weit muß es gekommen sein, wenn dieses letzte Wahrzeichen eines Dorfes fehlt! — Nun, für die Bauern ist's kein Schade, wahrlich keiner!

„Branntwein kann der Herr bei mir haben," sagte der Wäldler, „die Meinige brennt ihn. Aus Moschbeeren und Kranabet. Und gar den Enzianern kann ich anrathen. Wir können ja gleich einen kosten."

Und zog auch schon ein ziegelrothes Thonplützerl aus der Rocktasche und trug mir Schnaps an, während ich ihm eine Cigarre aufnöthigte.

„Aha," meinte er zu dieser, „das ist so ein Schwanzel, wie sie der Burgfelder Amtmann unten raucht. Der steckt es aber gleich in den Mund. Den Tabak bei einem Ort kauen und beim andern rauchen — ich nicht, dazu kann ich mich nicht schicken. Das Gescheitere wird's sein, ich mach's so."

Da hatte er die Havanna auch schon zwischen den Fingern zerquetscht, daß die Fetzen auseinanderhingen und stopfte sie in seine Pfeife.

Wir waren aus dem Hochwald getreten; der Steig führte uns vom Bache ab, an einigen Laubbäumen vorbei durch jüngeren Bestand und an einer sanften Höhe hin. Ein grüner, angerartiger Grasstreifen zog sich vor und zwischen den buschigen Fichten her, wir Beide gingen schier wie gute Bekannte auf diesem Wege dahin.

„Wir müssen ja doch schon bald zum Plan-Michel kommen," bemerkte ich.

„Sind schon vorüber," sagte der Alte, „dort, wo die Ahorne sind, ist das Plan-Michel-Haus gestanden."

Das Wort ging mir wie ein Streich durch den Kopf.

„Der schöne große Hof steht nicht mehr!"

„Es ist freilich ein schöner, großer Hof gewesen, lieber Herr; wie ein G'schloß ist er dagestanden und selber mit Scheun und Stadl, Mühl und Schmiede, dem Ausgedinghäusel und Allem, was dazugehört und herumgestanden ist, ein kleines Dorf gewest. Eine Kugelbahn dabei und ein Scheibenschützenstand, wo die weißen Scheiben und Bretterhirschen auf den Wänden gehangen sind, wenn sich der Herr erinnern kann."

„Ich habe selber einmal ins Centrum geschossen auf dem Stand beim Plan-Michel,“ sagte ich, „und das ist nicht mehr?“

„Seit zwanzig Jahren nicht mehr.“

„Mit Roß und Wagen ist er Sonntags in die Kirche gefahren, der Plan-Michel.“

„Und Alles ist ausgewichen und hat ihm zugegrüßt.“

„Und er hat vornehm nur so ein wenig mit der Pfeife gedeutet, die er in der Hand gehabt.“

„Und die Silberknöpfe, die er auf der Weste getragen — nußgroß!“

„Und im Wirthshaus hat's geheißen beim Nobeltisch: Da ist kein Platz, da ist's für den Plan-Michel.“

„Ist der Herrgott gewesen zu Dreiwalden.“

„Sein Weib war eine recht Dicke, Große, mit dreifacher Silberkette um den Hals.“

„Und das Redhaus, das sie gehabt hat! Wenn Die angefangen, da hat der Erdboden gefiebert im ganzen Eisachviertel.“

„Etliche Söhne haben sie gehabt.“

„Lustige und brave Jungen. Hat Jeder eine geschickte Hand gehabt und Einer hat sich in der Hausschmieden gar auf die Schlosserei verlegt. In meiner Hütten habe ich eine alte Thür vom Plan-Michelhaus, da ist noch ein Schloß von ihm d'ran. Freilich haben sie es gewußt, daß sie Plan-Michels sind. Alle drei vom Soldatenleben ausgekauft. Jeder einen Tausender! Wenn Die, so für sie gehen haben müssen, nur auch was davon gesehen hätten!“

„Aber sonst wohlthätig!“

„Wohlthätig, das schon. Den armen Leuten ausgeholfen mit Getreide, Fuhrwerk, und hat's geheißen: so lang' auf Plan-Michel's Feldern die Sonnen scheint, verhungert Keiner zu Dreiwalden. Nicht oft wird's geschehen sein, daß er in

der Arbeit selber einen Handgriff hat gemacht, aber commandirt hat er seine zehn Knecht' und schier so viel Dirnen, wie ein alter General, und das ist Alles so glatt und genau geschehen, daß man geglaubt hat, es arbeitet sich selber. Segen Gottes! hat man vor dem Rummel gesagt, denn er hat Messen gezahlt und aus seinem Sack um Regen oder Sonnenschein beten lassen, wenn's das Eisachviertel zu brauchen gehabt. Den ganzen Isidoraltar mit den zwei goldenen Engeln hat der Plan-Michel allein gestiftet. Ei ja, wohlthätig schon! Und was er gesagt hat, das ist wahr gewest. Sein Wort ist mir lieber gewest, wie Kaisers Fünfguldenstück, die nachher fünfundzwanzig Groschen haben gegolten."

So ergingen wir uns in Erinnerung an die Plan-Michel-Familie.

„Aber wie es denn kam, daß von diesem stolzen Hofe kein Stein mehr auf dem anderen liegt?" fragte ich.

„Ist ja kein Leben mehr gewest, nach dem Rummel, in Dreiwalden," antwortete der Alte. „Die armen Teufel haben freilich dableiben müssen. Die Anderen sind davon. Nur zu früh ist der Plan-Michel abgeflogen, viel zu früh, das muß ich sagen. 's hätt' nicht das schlechte End' nehmen müssen, mit diesen Leuten, 's hätt' nicht müssen. — Wenn ich aber aufrichtig sein darf, lieber Herr, mein Ungarischer ist mir lieber, als wie das Kraut von Eurem Würzel. Nicht, daß ich undankbar bin, 's hat halt Jeder seinen Gusto. Ich sag' rechtschaffen vergelt's Gott dafür."

„Ein schlechtes End'?" fragte ich.

„Ei das nicht, gar nicht," antwortete er rasch, „vertragen thu' ich's schon. Ah so, des Plan-Michel's wegen meint der Herr. Ja freilich, ein schlechtes End'. 's hat Leut' gegeben, die noch gelacht haben dazu," flüsterte er, als wolle

er die Bosheit dieser Leute nicht einmal vor den Bäumen ausplaudern. Ich muß sagen, ich habe geweint wie ein Kind, als wir ihn vom Feldburger Armenhaus auf den Kirchhof getragen haben."

Wieso das gekommen wäre?

„Wieso? Weil er zu viel Waldbauer, Kleinbauer gewesen ist, unser Großbauer. Weil er das Eisachviertel für die Welt gehalten, so hat er gemeint, er ist der Fürderste auf der Welt. Hat gemeint, wer in Dreiwalden Kaiser-König ist, der kann auch auf dem flachen Land und überall der Gottsoberste sein. Weil Alles, was so ein Dreiwaldner seiner Tage braucht, vom Schuh bis zur Kappen, von der Schnitten Brot bis zur gebrat'nen Henne, vom Hausgrundstein bis zum Dachbrett — und gar die hölzernen Nägel dazu — weil das Alles und noch viel mehr auf seinem Grund und Boden wachst und gemacht wird, d'rum lernt so ein Mensch ja eigentlich sein Lebtag kein Baargeld kennen und für eine Handvoll Silberthaler vermeint er schon, daß er die Weltkugel pachten kunnt von Georgi bis Micheli. Zum Lachen ist's! Und wie ihm der Graf die zwölftausend Gulden antragt für den Plan-Michelhof, hat's dem alten Esel just 's Maul aufgerissen, und zu schwerer Noth, daß es ihm nicht ist herausgefahren: um die Halbscheid (Hälfte) nur und er gehört Dein! — Heut' möcht' der Graf den Plan-Michelgrund nit um's Vierfache weggeben. 's ist ein schönes Fleckel, von der Eisach über den Plan und den sieben Leiten in den Hullgraben hinüber und drüben wieder hinauf bis zum Feichtwald. Ich bin noch nit schlecht auf den Füßen, gottlob, aber in Einem Tag, und wenn's der lang' Hanstag*) wär', getrau' ich mir

*) Tag Johannes des Täufers, als der längste Tag des Jahres bekannt.

den Plan-Michelgrund nicht zu umgehen. Um zwölftausend Gulden und zwanzig Ducaten Leihkauf fürs Weib! Ein Jahr dürfen sie noch hocken bleiben auf Vaters- und Großvatersgut. Was nicht noch! haben sie gesagt, sind froh, wenn wir weiterkommen von diesem ödweiligen Bergwinkel, wo sich das Heidenvolk und die Rauberbanden umtreiben. Im schönen Bleinthal, wo sie gar schon die Eisenbahn bauen, kaufen wir uns ein Herrenhaus. — Ja, ist schon recht, wie hat's denn ausgesehen, das Herrenhaus? Eine alte Postwirthschaft ist's gewesen an der Reichsstraße, wo Grafen und Fürsten eingekehrt sind und gar der Kaiser Franz einmal über Nacht ist geblieben, und die Postmeister haben alle und alle Tag einen Hut voll Thaler vom Tisch gestrichen. Die Post ist abgekommen und das Haus ist jetzt um Zwölftausend zu haben gewest. — Wie das ein Anderes ist, als im Hintergebirge, wo alle Wochen ein Hausirer und zwei Holzknechte und drei Bettelmänner am Haus vorbeigehen und sonst Niemand! Hier mitten im Marktflecken, der Platz voller Leut', und was für Leut'! und die Kirchenorgel klingt zu den Fenstern herein, wenn der Prälat das Hochamt hält! Da haben sich die Plan-Michelleut' erst einmal sauber auseinandergethan! Die Buben mit goldenen Uhren und alleweil nur Kugelbahn, Scheibenschießen, Kartenspielen, Weibercaressiren; und solche Tugenden kosten dort ein anderes Geldel als zu Dreiwalden. Die Alten sind mit ihrer Herrschaftskalesch' und zwei Schimmeln wie närrisch thalauf- und abgefahren; sollen nur sehen, die Bleinthaler, daß auch vom Gebirg nicht lauter Pfründnerleut' hervorkommen! Ein gutes Tröpfel hat er im Keller gehabt, aber die schneidige Frau Wirthin hat Manchen, der Eins kosten wollt', beim Loch hinausgescholten, wenn er ihr nicht anstund. Sollt' sich Eins etwan was gefallen lassen von dem Ge-

sindel? sie braucht das Lumpengeld nicht. — Da ist das Kaltenbrunnerhäusel gestanden, lieber Herr," unterbrach sich der alte Holzmann in seiner Erzählung. „Es hat auch zum Plan-Michelgut gehört."

Nichts zu sehen als ein Schutthäuflein vom verfallenen Feuerherd, darüber wuchern Nesseln und ein verkümmerter Hollunderstrauch mit einigen rothen Trauben. Ringsum junger Lärchenwald mit Eichhörnchen, die sich vor uns gar nicht zu fürchten scheinen, sondern auf ihren hohen schaukelnden Brücken munter dahinhüpfen.

Als wir das hinter uns hatten, erzählte der Alte weiter, wie sich der neue Posthausbesitzer und sein Weib zu Feldburg über das viele Volk im Haus bald nicht mehr zu beklagen gehabt hätten. Die Eisenbahn sei fertig geworden; den Wirthshöfen wäre das Gras gewachsen. Die Wirthschaft hätte doch müssen in Stand gehalten werden; es muß Geld her, wo man es kriegt. In der Sparcasse kriegt man's. Das geht ein paar Jahre noch so hin, aber auf einmal, als die Sparcasse im Grundbuch nachschaut, sagt sie, sie gebe kein Geld mehr, aber sie wolle ein's nehmen. Ist vergantet worden, das Posthaus; die Söhne haben, dieweilen der Hammer fällt, halbbetrunken kugelgeschoben beim Nachbarwirthshaus. — Na freilich, thut der alte Michel, jetzt lachen sich die Leut' ins Fäustel und meinen, wir sind fertig! Wir vom Gebirg werden noch einmal dastehen! Von den drei Burschen der jüngste, der sauberste und bravste, der wird in Feldburg die Frau Bäckermeisterin heiraten. Ein reiches Haus! Eine kinderlose Witwe! — Es hätt' sich geschmiegt, wie die Katz' im Wollsack; hätt' der junge Herr nur nicht schon einer Anderen das Heiraten versprochen gehabt. — Das macht nichts, so genau nehmen wir's nicht, wir vom Gebirg'. Am

Hochzeitstag mit der Bäckerin geht die Betrogene in die Plein — das ist ein sehr schönes, klares, tiefes Wasser. Der Bäcker hält nun alle Schuld für abgewaschen. Dieweilen kommt eine andere Schuld vor, eine Geldschuld, die fest verbrieft ist, und von der die liebe Bäckermeisterin nichts gesagt hat. Was das für ein Lärmen und Wehgeschrei in der Plan-Michel-Familie gewesen sein soll, als sie mit dem allerletzten Restlein ihres Vermögens den Bäcker loskaufen müssen! Die Söhne haben sich bald darauf zerstreut in die Welt. Hat aber nit viel Gutes gehört von ihnen. Einer ist bei einem Kirchweihraufen erschlagen worden, der Andere, der Bäcker, ist freiwillig zum Militär gegangen, vom Dritten hat man gar nichts mehr gehört. Die dicke Wirthin ist sehr rasch schlank geworden, aber an ihrem „Redhaus" soll sie nichts eingebüßt haben. Sie soll — das ging schon von ihren silbernen Halsketten — viel in den Wirthshäusern herumgetrunken haben, während ihr Mann krank im Spitale lag. War sie nüchtern, so saß sie bei ihrem Mann in der schwülen Kammer und soll oft gottsjämmerlich geweint haben und gerufen: Du liebes Dreiwalden, du liebes Dreiwalden, wären wir bei dir verblieben! — Eines Abends ist sie über die Treppe gestürzt und nicht mehr aufgestanden. — Er soll darauf gesagt haben: Jetzt ist's schon gut, mit mir allein werd' ich leicht fertig, ob wir den Plan-Michelhof gehabt haben oder im Armenhaus gelegen sind, das ist nachher Eins. Aber im Fieber, noch eine Stunde vor seinem Tode, soll ihm doch wieder das Plan-Michelhaus vorgekommen sein, daß er, wie er es sonst an Samstagen gerne gethan, laut hinausgeschrien hätte: Knecht' und Dirnen, hört Ihr, 's ist Feierabendszeit! — „Als wir es," so beschloß der alte Holzer seine Geschichte, „im Eisachviertel erfahren haben, er wäre gestorben, sind unser Viele

die Tagreise hinausgegangen und haben Jeder Eins hinabgeschaufelt auf seine weiße Truhen."

Ich muß gestehen, daß mir bei dieser Erzählung etwas schwül geworden war. Zum Glücke lichtete sich der Wald und wir waren auf einem sachten Bergrücken, von welchem aus man nach zwei entgegengesetzten Seiten freie Aussicht hat. Zur Rechten jenseits einer tiefen Thalung bauen sich im blauen Schatten die Waldungen der Hochbrunnerberge hin, die in meiner Jugend schon gestanden waren. Jetzt sind sie bereits für die Axt gereift und an einer der Lehnen geht schon der röthliche Streifen eines Schlages nieder, auf welchem die entrindeten Stämme der Hundertjährigen in Kreuz und Krumm übereinander liegen, von der Ferne zu sehen wie Zündhölzchen. Weiter in der Tiefe neben Lärchenanflug ist das taubengraue Quadratlein einer Hütte.

„Es ist das Steigerhaus," bedeutete mir der Alte, „sie haben es stehen gelassen, daß die Holzknechte d'rin wohnen können. Ich wohne in der Woche auch dort d'rinnen und bin nur über den Sonntag daheim bei meinen Leuten."

Ich erinnerte mich noch an den Michel Steiger, der zu meinem Vater in die Schule gegangen war und ein kluges Köpflein geworden ist. Er verstand aus Föhrenrinden mancherlei possirliche Figuren zu schnitzen, die er gegen Brotstücklein weggab, weil es bei ihm zu Hause oft etwas schmal mit dem Essen gewesen sein soll.

„Ja, der Steiger-Michel, der freilich!" machte mein Begleiter, „der Steiger-Michel, der lacht uns Alle aus."

„Lebt er noch?"

„Ich denke schon. Ist zu letztvergangenen Sonnenwenden draußen bei Kalching herum gesehen worden. — Meine Mutter — Gott tröst' sie, ist jetzt schon dreiundfünfzig

Jahr in der Ewigkeit — die hat gern gesagt, wer sich fleißig ans Leiden und Sterben Jesu Christi halten thät', der kunnt nicht zugrund' gehen. Beim Michel hat's zugetroffen, beim Steiger-Michel. Als erstes hat er für die Dreiwaldner Kirchen ein Krippel gemacht, hat's aber nit mehr können aufstellen, ist die Kirchen schon zu früh niedergebrannt worden. Wo das Ding nachher hingerathen ist, das weiß ich nicht. Nach dem Rummel hat der Michel gar nit mehr gearbeitet auf seinem Grund; wär' eh nit viel gewachsen, wie das Gütel schon steht auf der Schattseiten. Da müssen ein paar Leut' schon sakrisch fleißig sein, wenn sie d'rauf alle Tag ihr Krümmel zu beißen haben wollen. Sein Weib ist auch schon gestorben gewesen. Der Michel hat aber Figuren geschnitzt und Figuren geschnitzt und ein ganzes Leiden-Christi-G'spiel zusammengestellt. Das hat er auf die Kraxen genommen, hat daheim Alles liegen und stehen gelassen und ist fort von seinem Häusel, wie die Dirn' vom Tanz.

Seit dreißig Jahren hat er sich nit mehr d'rum gekümmert, ist in der Welt herumgegangen und hat den Leuten sein Leiden-Christi gezeigt und vorgespielt. Ich hab' ihm selber einmal dabei zugeschaut, es war g'rad schön und erbaulich, man hätt's allzeit für eine heilige Meß halten mögen, so erbaulich. — Da hat er die hölzerne Kirchen mit den Tragbändern vom Buckel abgeladen, auf den Tisch gestellt und zu läuten angefangen mit den Glöcklein, die im Thürmel gehangen sind. Dabei ist er schon ganz ernsthaft geworden, daß man's gleich gespürt hat: 's ist kein G'spiel, 's ist ein Gottesdienst, und Jeder hat seinen Hut abgenommen, der einen aufgehabt hat. Und wie die große Kirchenthür weit offen ist, da hebt's an. Die hölzernen Mandeln heben an

die Händ' auf- und abzuthun, den Kopf zu drehen und hin und her zu gehen, und allerhand Bewegungen machen sie, die nur denkbar sind, daß man meint, lebendig müßten sie sein, die Dinger, 's wär' heilig nit anders möglich. Kniet der Herr Jesus auf dem Oelberg, neigt den Kopf auf und nieder und schwitzt Blut. Daß ihm auf der Stirn die rothen Tröpfeln stehen, so schwitzt er Blut! Schwups fliegt vom blauen Himmel auch schon der Engel herab mit dem Kelch. Nachher d'rauf kommt der Pilatus und bricht seinen Stab, und die Hauben von den hohen Priestern und Pharisäern sind mit ihren Hörnern schreckbar genau wie die Bischofsmützen gemacht gewesen. Bei der Geißelung kommen zwei falsche Juden, einer von links und einer von rechts, da fallen dem Herrn Jesus schon die Kleider vom Leib und die Juden schlagen mit kleinen Beselein auf ihn los, und gar zu verwundern ist's, wie man die blutigen Streich' sieht auf dem heiligen Leib. Nach der Geißelung macht einer der Schergen-Juden eine tiefe Verbeugung vor dem Christus und sagt: Durch Deine heilige Geißlung, o Herr, erbarme Dich der armen Seelen im Fegefeuer! — Kann mich recht gut erinnern an etliche von so Sprüchlein. — Und wie nachher d'rauf drei Zimmerleut' das Kreuz daherschleppen und es dem Herrn Jesus auf die Schultern legen, daß es ihn niederdrückt, während er noch so die kleinen Schritte macht, als wollt' er's doch versuchen, bis er auf einmal hinfällt, daß es klappert. Wie der Christus mit dem Kreuz der Mutter Maria und den Frauen begegnet, grüßt er sie mit dem: Gegrüßt sei'st Du Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder! — Nachher d'rauf kommt's zu der heiligen Kreuzigung. Dieweilen ein paar so blutrothe Kerle ums Gewand würfeln, wird der Herr Christi an zwei Schnürlein schon hinauf-

gezogen und drei falsche Juden nageln ihn an, und wie er sein heiliges Haupt auf- und niederneigt, da werden Einem just einmal die Augen naß. — Ausdeuten kann ich's nit," meinte der alte Holzknecht, während er in seiner Erzählung ganz warm und weichmüthig geworden war, „der Mensch muß es selber sehen, er kann's sonst nit glauben, wie das Alles so verwunderlich zusammengerichtet ist. Nachher d'rauf kommt das Erdbeben, daß allmiteinander klappert, der Herr Jesus fällt vom Kreuze und ins offene Grab hinein. Wie er begraben ist, kommt ein buntscheckiges Mandel flink hervorstolziert, macht vor dem heiligen Kreuz seine Verbeugung, springt vorwärts, so weit er's kann und macht mit der Hand das Zeichen, die Leut' sollten Geld ins zinnerne Schüsselein werfen, das anstatt des Weihbrunnkessels an der Kirchenthür steht. Thut's auch gern ein Jeder. — Wohl, wohl, so geht's her bei diesem G'spiel. Der Steiger-Michel, der einen langen Bart hat, steht dabei, hat die rechte Hand alleweil hinter der hölzernen Kirchen drüben, wo Unsereiner nit hinsieht, und die linke Hand hält er mit dem aufgehobenen Finger zum Deuten, weil er Alles in schönen Sprücheln auslegt, was d'rinnen gespielt wird. — Nachher d'rauf" — fuhr mein Berichterstatter fort — „ist's, daß die Leut' auseinandergehen wollen, da sagt der Michel, jetzt thät' erst noch die D'raufgab' kommen und gute Christen sollten auch an die Auferstehung denken. Da ist wieder das Erdbeben, das Grab springt auf und der Herr Jesus steht mit einer schönen Fahn' da und hat einen goldenen Schein und neigt in Freuden sein Haupt. Und läuten die Glöckelein. Und wie das ist, thut sich gäh auch ein anderes Grab auf und da steigt ein Bauernweibel heraus, schaut gegen den Michel hin und der läßt ihr sagen: Durch Jesu Leiden und Aufersteh'n

werden wir uns wiederseh'n. — Wer es nicht so weiß, dem sagt er's nicht, daß diese Person sein verstorbenes Weib ist. — Auf ja und nein ist Alles verschwunden, nichts ist mehr da, als wie das Osterlamm und der Michel sagt: Nun hab' ich die Ehr' und Gnad' gehabt, Dir zu zeigen, frommer Christ, wie unser lieber Herr gestorben und erstanden ist und ich bitt' um ein kleines Trinkgeld, was der gute Willen ist."

Wir lachten alle Beide, während ich noch sagte: „Zum Lachen ist es eigentlich gar nicht."

„Nein, freilich ist es nicht zum Lachen," gab mein Alter lachend bei, „und es lacht auch kein Mensch. Just er selber kann lachen, der Leiden-Christi-Michel, wie sein Spitznamen ist, er selber kann's und wird's, soll sich ein gutes Sachel erworben haben. Hat schon viel vor hohen Herrschaften gespielt; auch vor dem Feldburger Prälaten. Der soll aber nach dem G'spiel den Michel einmal auf die Seiten gezogen und gesagt haben: Du Mann, wenn Du mir den hohen Priestern nicht die Hörner abschneidest, so laß ich Dich einsperren!" —

Das ist nun also die Geschichte von Michel Steiger gewesen, dessen Haus dort unten im schattigen Waldthale steht, zu dem er gar nicht mehr zurückkehren will, weil sich ihm die Hausirerei mit dem Automaten-Theaterchen weit besser verlohnt, als der Grundbesitz im Eisachviertel.

„Wie sich doch der Weg kürzt beim Plaudern so," meinte nun der Alte; „gelt, wir schwatzen daher, als thäten wir alte Bekannte sein. Mein, wenn Einer so alt wird, als wie der Baumhacker-Thomerl — schaut's, das ist wieder mein Spitznamen, 's hat Jeder den seinen bei uns — weil ich halt mein Lebtag nichts als Baum gehackt hab'; nu, wenn Einer dabei so alt wird, der weiß schon ein Körbel voll, und fällt

ihm oft so viel ein, daß er sich selber verwundert, wie viel ihm einfällt."

„Wenn Ihr noch was wißt, von den Dreiwaldner-Leuten, ich höre Euch schon zu," sagte ich.

„Daß es dem Herrn nicht langweilig wird!" meinte er, „nu, meinetwegen, junge Leut' schlafen gern, alte Leut' schwatzen gern."

Zu unserer linken Hand hatten wir das Engthal, in welchem die Eisach floß, von der wir herangestiegen waren, und jenseits die Berglehnen, Alles voll Wald, nichts als junger Wald, auf dessen höhere Partien die abendliche Sonne schien und über den ganzen Bergzug einen goldenen Hauch legte. Das Rauschen des Wassers war nur mehr zu hören, wenn man daran dachte. Vom jungen Bestande herüber bellte ein Reh, ein ferner weicher Ton, der anmuthig in den Lüften verklang. Sonst war Alles im stillen Feierabendfrieden, den ich in meinem Leben noch nicht so empfand, als an diesem Tage. Die Gegend war mir nahezu fremd, ich fand mich nicht mehr zurecht. Die Berge schienen mir weit niedriger als in meiner Kindheit, und die Wälder größer. Mein Begleiter zeigte auf die jenseitigen Berge hinüber: „Dort, wo der kleine Anger liegt, ist das Ehrenpreis-Haus gestanden. Dort, wo die schwarzen Tannen hoch aus dem Anwachs hervorstehen, ist der Hof des Simmerl im Greith gestanden. Dort ganz oben auf der Bergschneide, wo ein einziger alter Fichtenbaum in den Himmel hineinsticht, haben der Rad-Sepp und der Rad-Urban ihre Häuser gehabt. Die Radhäuser sind beim Rummel niedergebrannt worden. Die Leute haben mit Hüttenbauen wieder neu anfangen wollen, aber bald gesehen, in Dreiwalden ist nichts mehr zu machen. Haben Grund und Boden dem Grafen verkauft, was er giebt dafür, müssen sie

nehmen; besser als daheim zugrunde gehen, ist Dienstknecht sein in der Fremde, oder Soldat, oder Eisenbahnarbeiter, oder was immer. Ausgewandert sind sie, die verheirateten Leut', Eltern und Kinder zusammen, anzuschauen, wie die Zigeuner, die Ledigen jeder für sich, der Eine dahin, der Andere dorthin. Haben die Wenigsten was mehr von sich hören lassen, werden wohl die Mehresten schon gestorben sein. Den Rad-Urban hat ein hiesiger Holzknecht draußen im Bleinthal begegnet. Um eine kleine Gab' ist ihn der Urban angegangen, wie er's aber gesehen, 's wär' ein alter Bekannter, hat er sich eilends umgewendet, den Hut ins Gesicht gedrückt und ist seines Weges gegangen."

Nun wollte ich fast schon sagen, der Baumhacker-Thomerl möchte aufhören, wenn wir nicht auf einmal vor einem alten Holzhause gestanden wären, das mit seinen kleinen Glasfenstern noch ganz wohnlich ausgesehen hätte, vor dessen verwitterter Thür aber eine üppige Menge von Ampferblättern und Nesseln wuchs. Auch legte sich dieses Kraut um das ganze Haus herum und über den Platz davor. Der Stall, der etliche Schritte vom Hause stand, hatte aber kein Dach mehr, nur daß noch einige Knie des Dachstuhles aufragten. Oben auf dem Rande der Zimmerung wuchs Gras, aus welchem etliche grüne Kornähren aufstanden und in der Luft wiegten.

Mein Alter blieb stehen, deutete auf das öde dastehende Gebäude hin und erzählte, das wäre das Kühschlagerhaus; einer der kleinsten Höfe in Dreiwalden und just so hoch verkauft worden, als der herrliche Plan-Michel-Hof. Weil viel später, da die etlichen Bauern, die noch dagewesen, schon gemerkt haben, wo der Himmel das Loch hat.

„Das wäre einmal was Besseres," meinte ich.

„Ja, wem's gefällt," sagte der Alte. „Der Kühschlager ist schon voreh ein grimmiger Kartenspieler gewest, aber kreuzerweis, kreuzerweis, weil ihm dahier sonst Keiner hätt' helfen können. Mit dem Geld vom Hof ist er eilends hinaus, nach einem halben Jahr ist er fertig gewest. Wie sich aber der Michel in seiner Kunst draußen hat verbessert, so hat's der Kühschlager in der seinigen gethan. Mit den Spielkarten gehen wir hausiren, markiren uns die Blätter, lassen zuerst gewinnen, was weiß ich, ich versteh' nichts davon. Was Der schon gesessen ist, der Kühschlager, wegen Falschspielen! — Sein Weib ist die Fromme, hat andere Straßen. Was das für ein arbeitsames Weibel ist gewest! Ihre zwei Händ' allein hätten eine Familie erhalten auf dem Kühschlagerhof; 's ist ein guter Korngrund, sonnseitig. Aber wie sie wahrgenommen hat: ihr Mann ist auf Irrwegen, da hat sie sich aufs Beten verlegt, und kann sie ihn schon vor dem Arrest nicht schützen, weil ihn halt der böse Feind so höllisch reitet, vor dem ewigen Feuer will sie ihn bewahren, besser kann sie die ehelich' Treu' nimmer halten. Zu Wundercapellen und Gnadenkirchen hat sie sich versprochen seinetweg', und wie er mit seinen Spielkarten umzieht, so wandert sie mit dem Rosenkranz. Dabei nimmt sie auch Bestellungen an, denn bei ihrer eigenen Sach' schaut nit einmal das Salz zu der Suppen heraus, und alleweil betteln ist doch auch wohl bitter, versteht sich. Wenn sich also wer einer Krankheit oder Feuersbrunst oder anderen Unglücks halber wohin verlobt auf einen Wallfahrtsort, und es reuet ihn nachher, wenn die Noth vorbei ist, und er mag nicht gehen, weil's zu weit ist, oder 's thut ihm 's Geld dafür weh, so giebt er der alten Kühschlagerin etliche Silberzehner: wenn sie einmal rechten Orts in die Nähe kommt, sie soll

die Wallfahrt machen auf seine gute Meinung. So reiset das Weibel allerweg in solchen Aufträgen, ist in Mariabruck zu sehen und auf dem heiligen Berg, ist gut bekannt mit der Mutter Gottes auf der grünen Au und mit derselbigen im süßen Brunn und mit der in Maria Lärch und mit den anderen. Nur mit der Maria unter dem Baum ist sie nicht zufrieden. — Das ist eine Capelle draußen auf der Raith, steht unter einer Eichen und ist das Weibel einmal vor derselbigen gekniet und hat um Gotteswillen gebeten für ihren armen Mann; sie hat lange schon nichts Schlechtes mehr von ihm gehört, vielleicht bessert er sich doch mit Gottes Hilf'. Sie ist noch nicht aufgestanden gewest vom kalten Stein, so hört sie was fluchen, daß sie meint, Himmel und Erden müssen schon fest gebaut sein, daß sie nit einstürzen bei so einem schreckbaren Fluchen. Und wie sie umschaut und denkt: heilige Jungfrau, verzeih', daß ich beim Beten umschau': treiben die Fanger nicht ihren Mann vorbei?! — Wenn ich Du wär' gewest, sagt nachher d'rauf das Weibel zur Mutter Gottes, und Du wärst mir so gut und bittweis kommen, wie ich Dir, ich glaub' nit, daß ich Dir das hätt' anthun mögen! — Und soll die arme Haut voll Jammer dem Ehemann nachgegangen sein. Sie hat's aber gar nicht Vielen vertraut, wie wirksam ihr Beten ist; wenn sie die Kundschaften verliert, so ist das wieder ein neues Unglück. — Begegnet sie mir wo, so lang' ich ihr einen Viererbatzen und sag: wenn Du einmal auf Zell kommst, der Baumhacker-Thomerl laßt die liebe Frau schön grüßen, er hat nit Zeit, daß er kommt und ist schon ein viel zu alter Schragen für den weiten Weg. Aber Abends vor dem Einschlafen denkt er auf Dich. — Fürs erstemal, wie ich so gesagt, ist die Kühschlagerin ganz schämig

worden, so daß ich geschwind hab' beisetzen müssen: nicht auf Dich, auf die liebe Frau in Zell denkt er — verstehst?"

Das verlassene Kühschlagerhaus hatten wir nun längst hinter uns, der Weg ging sachte abwärts wieder dem Wasser zu. Der Fichtenwald hatte sich verloren, es standen nur noch verknorrte, verkümmerte Stämmchen da, über und über voll grauer Flechtenbärte und Harznarben.

„Das ist noch ein Bauernwald," bemerkte mein Begleiter, „so schaut er aus, der Bauernwald. Das kommt von dem Schneiteln, weil sie den Bäumen alle sechs oder sieben Jahre einmal die schönsten Aest herabhacken fürs Vieh. Seit länger als zwanzig Jahren hat sie jetzt kein Bauer mehr angerührt, aber sie erholen sich nimmer, sie stehen da, schier wie sie beim Rummel dagestanden sind, und werden dastehen, bis sie umfallen. — Das ist Bauernwald, lieber Herr."

Mir war nun die Gegend nicht mehr so fremd. Die Baumzwerghalden blieben auch zurück und auf einmal war mir jetzt der Weg, als wäre ich ihn erst gestern gegangen. Es war der feste graue Sandboden auf dem Weg und dort und da schaute Felsgrund hervor, nebenhin das niedrige, lichtgrüne Heidekraut mit den blauen Beeren und die weißen Birkenstämme mit ihrem luftigrieselnden Blattwerk.

„Wir sind schon in den Birken," sagte der Alte, denn so hieß diese Sandhalde.

„So müssen wir doch bald nach Dreiwalden kommen."

„Wird nicht mehr lang' drauf währen."

„Jetzt möchte ich doch wissen," sagte ich, bin still gestanden und habe auf ein hohes, graues Gemäuer hingeschaut, das hinter Birken und jungen Lärchenbeständen in einem schmalen Viereck aufragte und ein paar große Löcher in sich hatte, „jetzt möchte ich doch wissen! Ich kann mich nicht erinnern.

daß bei Dreiwalden eine alte Burg gestanden wäre! Was soll denn das für eine Ruine sein?"

„Das ist ja der Dreiwaldner Kirchthurm," belehrt der Alte; „schaut einmal, von da aus sieht man ihn schon besser."

Da standen wir auch schon vor dem Gemäuer, an dem sich nur theilweise der Mörtel gelöst und die unbehauenen Steine bloßgelegt hatte. Die glatten Stellen waren grau wie Felsen und hatten dunklere Flecken, auf denen Moos und Geschwämme wuchs. Aus den Fugen und Spalten aber wucherten Erl- und Birkenzweige und anderes Strauchwerk. In einem der Fensterlöcher stand ein junger Fichtenbaum so gerade und munter da, wie einst der Meßner-Toni, wenn er die Uhr aufzog und bei dieser Gelegenheit auf das Fenstergesimse stieg und über die Hausdächer hinschaute. Vom Zifferblatte der Uhr war nichts mehr da, dasselbe war einst aus dem steilen Schindeldache in vier Vorsprüngen herausgestanden; vom Dach war auch nicht mehr ein Köhlerchen zu sehen. So ragte die Thurmmauer auf wie ein hohler Zahn. Hinter derselben standen noch Theile der Kirchenwand, andere Theile waren umgefallen, und an Allem das dichte Strauchwerk unwirthlich aufwuchernd, als beeile es sich, diese Spuren einer anderen Zeit endlich ganz und gar einzuhüllen.

„Wenn wir Dreiwaldner einmal sonst nichts zu essen haben, so gehen wir in die Kirchen — Schnecken klauben," sagte der Thomas.

Jetzt wurde ich aufmerksam auf diese Thierchen, wie sie am Mauerwerk, auf dem Schuttboden, im Grase, an den Stäben der Birken und des Hollunders überall klebten.

„Ich wüßte kein Geschöpf Gottes," bemerkte der Thomas, „das so gut ins Dreiwalden thäte passen, als wie die Schnecken. Weil die ihre Häuser selber mit auf dem Buckel tragen."

Nun sah ich mich unwillkürlich um nach den Häusern des Dorfes. Es war doch seltsam, es war doch seltsam! Wir strichen um wie in einer Wildniß. Der Steig, den wir verlassen, zog sich holperig unten am Rande der Eisach hin, sonst überall Buschwerk auf den kleinen Hügeln. Die Hügel waren Schutt, aus dem dort und da ein morscher Zimmerbaum, ein verkohlter Balken hervorstand. — Daneben und darüber die breiten Blätter des Huflattich, des Sauerampfer, gegen den Bach hin, wo einst die kleinen Wieslein gelegen, das Dickicht der Farrenkräuter und Germen. Die meisten Häuser waren aus Holz gebaut gewesen. Am größten waren die Steinhaufen, wo der Pfarrhof und die Schmiede und das Bäckerhaus gewesen. Wo das Schulhaus gestanden sein mochte? Ich suchte lange nach einer Spur desselben und konnte nichts finden. Der alte Thomas vermochte sich ans Schulhaus kaum zu erinnern. Ich wußte, daß es etwa fünfzehn Schritte vom Pfarrhofe gegen die Kirche hin gewesen war; aber an dieser Stelle standen so hohe und kräftige Fichtenbäume, daß sie schier unmöglich jünger sein konnten als ich. Sie mußten aber viel jünger sein — und waren es auch. An den anderen Stätten, an den eingesunkenen Herden, an den fast unkenntlichen Resten der Oefen wuchs der Holler mit seinen rothen Beeren, der überall so gerne steht, wo einmal Menschen gewohnt haben. Wir wanden uns durch Erl- und Haselnußgebüsch, unter welchem Eidechsen dahinrieselten.

„Ein wenig Acht geben, wo der Herr auftritt," sagte der Alte, „den Hirzel-Buben vom Neuschlag hat erst vor etlichen Tagen dahier eine Natter gestochen. Wohl eilends — und so viel ist er gewesen, daß er sich beim Bach die Wunden ausgewaschen hat, aber der Fuß ist alsbald so dick worden wie ein braver Stegbaum, und wenn der Hans-Knecht nicht

zum Glück vorbeigeht und den Hirzel-Buben weiterschleppt, so muß er liegen bleiben."

Ich wollte meine Beine beide zugleich an mich ziehen, mir war, als schlinge sich schon etwas um den Schenkel; es war aber nur das stachelige Gewinde der Brombeersträuche.

Unter der Erde, wo die Keller gewesen, möchten wohl noch hohle Räume sein, wo sich derlei Gezücht aufhalten könne. Marder und Füchse übergenug; vor Kurzem sei dahier auch ein großer Wolf gesehen worden, wohl um als Quartiermacher die Gegend auszuspähen; es möchte ihm nicht übel gefallen haben. — Nachher kommt der Bär, mit dem beginnt Dreiwalden, mit dem wird's enden.

„Vor etlichen dreißig Jahren," meinte der Thomas, während er sich mit seinem Stock langsam vor mir her durch die wuchernde Wildniß half, „wie dahier die ganzen Leut vom Eisachviertel nebeneinander gestanden sind und ihre Pfeifen haben geraucht und den Weibern Meth haben gezahlt beim Lebzeltstand — da hätt' man's wohl nit vermeint, lieber Herr, daß es einmal so sollt ausschauen! Ja freilich, am Kirchweih-Sonntag, am Isidortag, wo wir das Fest gehabt haben, ist dahier der Jahrmarkt gewesen."

Jahrhunderte lang der Tummelplatz von Menschen, Märkte, Spiele, Hochzeitszüge, Leichenbegängnisse, Processionen, Faschingsbelustigungen, Leben, Handel und Wandel in aller Form, Schauplatz der Geschichte und Geschicke vieler Geschlechter — und nach wenigen Jahren nichts mehr, als Strauch und Baum und Wildniß!

„Ja," bemerkte der alte Holzknecht, „der Mensch ist leichter auszulöschen auf Erden, als man glaubt."

Sonnseitig hin, wo die kleinen Hausgärten gelegen, in denen auf Kohlenbeeten der grasgrüne Salat schmal in die

Höhe wuchs und daneben immer etliche Nelkenstöcke mit ihren reifgrauen Stengeln und purpurnen Blüthen standen, waren wieder die Nesseln und Ampfer, und Schierlingsgewächse darunter. — Beim Bäckerlois zu Dreiwalden war einmal ein schönes Kind daheim, das hat im Garten die schlanken Stämmlein leicht an einen Stab gebunden, daß sie sich nicht an die Erde sollten legen. Da stand der Student am Gartenzaun und sagte nicht allzulaut ein schönes Wort hinein auf die Gärtnerin. Sie hat von den Stämmlein eins gebrochen und es dem Studenten über den Zaun gereicht, während sie ihr Auge zu Boden schlug und roth war. Am Stämmlein war eine der hellen, zartgezackten Nelkenblüthen offen, daß sich aus dem Innern die weißen Fädlein herauswanden, zwei andere waren noch in Knospen. —

Ob ich diese Erinnerung laut vor mich hingesagt hatte, oder nur gedacht, das weiß ich nicht. Der Alte blieb stehen, schlug mit dem Stock auf einen Steinhaufen und sagte: „Dahier ist beim Rummel ein Mensch zugrund' gegangen. Die schöne Tochter des Bäckerlois. Die Mannsleut' sind dazumal ja gewest, wie die Vieher — nu ja, wenn Einer wie ein Thier hin ist, wenn er stirbt, hat's geheißen, so soll er auch wie ein Thier leben, so lang er lebt. Kein Weibsbild ist sicher gegangen. Der Bäckerischen haben sie schon gar scharf nachgestellt und wird sie sich auf dem Dachboden versteckt haben. Nach der Feuersbrunst hat sie gefehlt und ist in der Aschen ein verkohltes Klümplein gefunden worden. — So, jetzt sind wir wieder herum. Das ist noch ein Grund von der Kirchhofsmauer. Schau, da haben wir schon wieder eine Schnecke."

Da war seit Langem, Langem kein Spatenstich mehr gethan worden. Wo sie jetzt ihre Todten hinthäten? war meine Frage.

„Wir haben nit viel. Alle Jahr Stuck ein drei, wenn's hoch geht. Da binden wir die Truhen auf ein Paar Baumstämme, steckt Einer voran seinen Kopf ins Joch, Einer hinten, und machen uns auf die Reise."

„Wohin denn?"

„Mit der Frühsonne — wenn's Sommer ist — sind wir im Sterbehaus beisammen und um die Mittagszeit stehen wir auf dem Feldburger Freithof, dem wir Dreiwaldner Ueberbleibsel zugetheilt worden sind."

„Auf dem weiten, schlechten Weg, da mag der Todte wohl recht durchgeschüttelt werden!?"

„Ist uns noch Keiner lebendig worden unterwegs. — Nun sind wir aber müd'," setzte der Thomas bei, „und wollen doch einmal ins Wirthshaus gehen."

Wir kamen an eine Stelle, wo es sumpfig war und unter Lattichblättern ein Wässerlein rann. Es quirlte gurgelnd aus dem Boden auf und der Alte belehrte mich, es wäre der Dorfbrunnen, der dazumal aus zwei Röhren in den Trog geronnen. — Am Brunnkopf habe man sich gern hingesetzt und mit der alten Clara geplaudert, die daneben ihr Semmelständlein gehabt. Dann sei denn fast auch allemal der Kirchen-Hansel — der Wirth — aus seinem Hause hervorgekommen, habe die Hände an seiner blauen Schürze abgewischt und darauf aufmerksam gemacht, daß der Wein gesünder wär' als das Wasser. Später, wie in seinem eingestürzten Keller die Sonne hinabgeschienen, sei man aber d'rauf gekommen, daß der Kirchen-Hansel auch in seinem Keller ein klares Wasserbrünnlein gehabt habe, und würde im selbigen Wirthshaus wohl manchesmal das Wunder von Kana in Galiläa gewirkt worden sein.

Wir setzten uns auf einen flachen Stein. Ich hatte in meiner Ledertasche, die ich mit dem Riemen über der Achsel

trug, einige Nahrungsmittel bei mir. Mit diesen bewirthete ich nun meinen Weggenossen, der mir einen so seltsam erbaulichen Spaziergang bereitet hatte. Mir war nicht ums Essen, ich wußte selbst nicht warum.

„So so!" machte der alte Holzknecht, „wenn ich das wegessen soll, nachher d'rauf muß der Herr schon mitgehen in mein Häusel, daß ich ihm's abstatten kann. Dort drinnen vom Steg an, wo das Wasser aus der Schluchten rinnt, drei Büchsenschuß weit steht's."

Er aß mit guter Lust und bemerkte, daß derlei Bissen halt was Seltsames wären im Eisachviertel. Der Graf, wenn er in die Gegend käme und im Walde herumginge mit seinem großen Hunde, der hätte auch allemal so was bei sich, wüßten die Leute zu erzählen.

Gebratenes Kalbfleisch war es, was der Alte mit solchen Ehren überhäufte.

„Mein lieber, alter Thomas," sprach ich nun, „der Abend ist gar zu schön, wir wollen ein Weilchen hier sitzen bleiben und Ihr erzählt mir."

„Ich soll Euch noch erzählen," rief er. „Nachher muß ich wohl mein Jackel an den Leib streifen, 's wird kühl."

Er that's, ich war ohnehin verwahrt.

„Ja freilich," sagte ich, „was Ihr mir bisher gesagt habt, das war nur das Kreuz vor der Kirche oder der Spruch vor der Predigt. Ihr habt mich mit den Geschichten, wie die Dreiwaldner-Leute ausgewandert sind, sehr neugierig gemacht. Jetzt möchte ich auch wissen, warum sie fort sind."

„Und das weiß der Herr nicht?" rief der Alte und zog die Hand mit dem Stück Fleisch, das er eben in den Mund stecken wollte, wieder zurück. — „Das weiß er nicht? Ist ein Dasiger, wie er sagt, und weiß vom Rummel nichts?! Nein,

nein, der Herr foppt mich nur und macht ihm Unterhaltung, wenn der Alte, der die Red' nit so setzen kann, wie die Holzscheiter, ungeschlacht daherschwatzt, wie er's halt weiß, daß es geschehen ist."

„Es geht mir nicht um Unterhaltung, lieber Alter, ich bin viele Jahre lang in der Fremde gewesen, komme jetzt fast geradewegs von der Eisenbahn und weiß nichts Rechtes. Erzählet mir, es muß sich was Schreckliches zugetragen haben zu Dreiwalden."

„Ja, Herr," sagte er, ergriff mit seiner rauhen Hand meinen Arm und schaute mir fast traurig in die Augen, „es hat sich was Schreckliches zugetragen."

Die Gegend war so still, daß man den Aufflug einer Wildtaube hörte, die jenseits des Engthales quer über das junge Gewipfel dahinwirbelte. Ringsum schauten höhere Berge hernieder, über denen das leichte goldene Gewölke des Abends stand. Noch war mattglühender Sonnenschein gelegen auf der Zinne des Thurmes, von dem ich an diesem Abende das Aveglöcklein zu vernehmen gewähnt hatte. Jetzt war auch der Schein vergangen und nur ein verspäteter weißer Falter zitterte wie ein Blüthenblatt vor der starren, öden Masse des Gemäuers.

Der alte Thomas begann nun auf mein Bitten zu erzählen. Und was er erzählt, das will ich hier aufmerken, und wie er es erzählt hat, in der Einfalt und mit der Gewalt der Wahrheit, ich will versuchen, es hier aufzuschreiben, wenn's möglich ist. Ein einziger Mensch wäre zu schwach, diese Last zu tragen, ich muß sie auf die Schulter von Vielen legen und bitten: Helfet mir tragen! —

Ich will ein wenig vorgreifen und mit Einigem, was ich weiß, das von dem alten Thomas Erzählte vervoll-

ständigen. Ich will dann auch den Schluß sagen, den der Alte ebenfalls nicht wußte. Und so mögt Ihr der Aussage zweier alten Männer wohl jenes Gewicht beilegen und jene Theilnahme schenken, die sie verdient. —

Wie Gemeinden aufstehen und wie sie niedergehen, man sollte es eingraben in weiche Herzen, und in harten Stein. Es wäre so groß, als die Weltgeschichte. Das geht freilich vor sich so sachte zumeist, wie das Wachsen und Modern eines Baumes, und darum halten es die Menschen nicht für wesentlich genug, darüber zu berichten. Erst wenn der Blitz in den Baum fährt, schaut man ihn an und ist erschrocken, daß ein so kraftvolles Leben dahin ist. — Nicht das Große berückt den menschlichen Sinn, sondern das Plötzliche, Gewaltsame, Außergewöhnliche; an diesem nährt sich die menschliche Leidenschaft. Viele kommen und gehen hin, ohne das Große dieser Welt erkannt zu haben.

Von kleinen Gebirgsdörfern ist es fast immer unmöglich zu erfahren, wann oder durch wen sie gegründet worden sind. Ihre längstvergangenen Schicksale mögen sich verzerrt oder geklärt in dem Thautropfen der Sage spiegeln. So leben die Menschen geruhig dahin von Geschlecht zu Geschlecht und auf einmal kommt etwas unerhört Großes; sie fahren auf mit einem Schrei des Schreckens, sinken dann in die Betäubung zurück, und eine neue Sage webt sie in den Perlenkranz des Waldes.

Die älteste Sage dieser Gegend geht von wilden Bärenhorden, die an der Eisach gehaust. Da sei einst ein heiliger Mann gereist und wie ihn die Bären anfallen wollten, habe er den Namen Gottes ausgesprochen. Hierauf wären die wilden Thiere auf ihre Vorderfüße gefallen und hätten mit ihren Pfoten die Erde aufgewühlt eine Strecke weit und aus

dem Boden wäre das erste Korn in dieser Gegend gesprossen. — Wie lange mag's währen, so wird man die letzte Sage von Dreiwalden erzählen: Es ist ein Mann gekommen, der hat den Namen Gottes ausgelöscht in Dreiwalden, wie man eine Ampel am Altar ausbläst, da ist die Kirche und das Dorf und die ganze Gemeinde in die Erde versunken.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts zählte Dreiwalden in seinem Kirchdorf und im Eisachviertel zerstreut zweiundsechzig Häuser mit etwa dreihundert und fünfzig Seelen. Es waren zumeist Mittel- und Kleinbauern, die sich durch kümmerlichen Feldbau, aber günstigere Viehzucht und durch Wald- und Holzwirthschaft ernährten. Es gehörte zum Patronate des alten Schlosses Stein bei Feldburg, das ihm die „Pflichten und Abgaben" auferlegte und den Seelsorger bestimmte. Seit der letzte Majoratsherr von Stein in den Napoleonischen Kriegen als Held gefallen war, zerstreute sich die Familie in den Städten und auf anderen Schlössern, die ihr gehörten. Stein verwaiste völlig und damit auch die ihr zuständige kleine Bauerngemeinde an der Eisach. Weil die Pfarrei zu Dreiwalden begreiflicherweise eine recht magere Pfründe war, so sträubte sich jeder Priester, so lange er konnte, bevor er sich in dieses Waldgebirge schieben ließ. Es galt gewissermaßen als ein Strafort für störrische oder gar pflichtträge Geistliche. Uebrigens lebte Dreiwalden leicht und ohne viel Scrupel dahin, so gut es ging. Es hatten sich aber in den umliegenden Wäldern und allmählich auch in der Gemeinde Elemente angesammelt, die einen Gährungsproceß vorbereiteten. Arm und Reich, Herr und Knecht, Pfaff und Pfennig! Diese Begriffe begannen sachte die Welt zu beunruhigen und fanden auch im Gebirge ihre Apostel und Hörer.

Da kamen die Stürme des Jahres 1848. Der damalige Pfarrer zu Dreiwalden wollte in seiner Gemeinde die Zügel straffer spannen, befahl strengeren Besuch des Gottesdienstes, ordnete Bet- und Bußtage an, forderte mit größerem Nachdruck seine Rechte — Alles zu unrechter Zeit. Einige, so der Karl-im-Hof, der Wald-Michel und ein paar Holzknechte, lehnten sich gegen ihn auf, anfangs im halben Spaß beim Kirchen-Hansel im Wirthshaus; weil's aber der Pfarrer für Ernst nahm, so wurde es Ernst. Es bildete sich eine Art Verbindung gegen die Kirche; doch sagten Andere: Seht Euch vor, es lebt ein gerechter Gott im Himmel und mit den Feinden Gottes hat es noch niemals ein gutes Ende genommen.

Seit dem Jahre 1810 lebte in Dreiwalden der Schulmeister Johann Rößler. Er hatte manches Gute für die Gemeinde gewirkt, besonders in der Pflege des Bodens, auch den Bau des Buchweizens hatte er eingeführt, der in manchen Jahren, wenn er an den sonnseitigen Lehnen gedieh, die Hauptnahrung der Leute war. Die Bauern hatten viel Vertrauen zum Schulmeister und gingen ihn gern um Rath an, wenn sie etwas unternahmen. Er war Witwer und hatte beim Kirchen-Hansel seinen Tisch, er aß dort mit den Hausleuten, als ob er zum Gesinde gehörte; er war's zufrieden, denn kein Mensch ahnte in ganz Dreiwalden, daß es ein Schullehrer in solchen Stücken besser haben könnte. Der Pfarrer, der um 1845 nach Dreiwalden kam, war so jung, daß der Schulmeister zeithalber sein Großvater hätte sein können. Der Alte diente dem Jungen nicht blos in der Kirche, sondern auch im Hause und überall. Er that es willig, wie er es ja gewohnt war, aber es kränkte ihn, daß der Pfarrer trotzdem bisweilen herbe mit ihm war und ihn des Gering-

fügigen wegen in Gegenwart der Leute oft zur Rede stellte und zu Schanden machte. Eines Tages, nach einer schlaflosen Nacht, er hatte Athemnoth mit Fieber gehabt, ging der dreiundsiebzigjährige Mann vom Schulhause her gegen die Kirche, um zur Messe zu läuten. Ueber den Kirchhof her rief ihm der Pfarrer zu: „Schulmeister, lauf' Er sogleich zum Schmied hinab, er soll mir das Roß beschlagen, es hat am linken Fuß das Eisen verloren!"

Murmelte der Schulmeister unmuthig: „Geh' selber, hast bessere Füß' als ich."

Der Pfarrer hörte es und da auch etliche Bauern daneben standen, so fragte er rasch: „Was hat Er gesagt?"

„Ja, ja, ich geh' schon," sagte der Schulmeister.

„Ich will wissen, was Er gesagt hat!" herrschte ihn der Priester an.

„Ist gut! wenn's verlangt wird," versetzte der alte Lehrer scheinbar ruhig, aber innerlich empört, „ich habe gesagt, der Herr Pfarrer könnte selber gehen, er hätte jüngere Füße als ich." Sagte es und ging zur Messe läuten.

Das hatte ihm denn der Pfarrer nachgetragen. Und als der Schulmeister bald darauf starb, soll der Pfarrer noch an dessen Grabe gesagt haben: „Schon zum Schmied hinab war es Dir zu weit, mein lieber Alter, und nun hat Dich der Herr gerufen, in die Ewigkeit zu gehen!"

Das war ein kleines, scheinbar nebensächliches Beispiel, aber es hatte eine Folge.

Der alte Johann Rößler hatte einen Sohn, der sich zu jener Zeit durch fremder Leut' Hilfe in Wien zu einem Pädagogen ausbildete; sein Sinn stand über einen Dorfschullehrer wesentlich hinaus, er wollte Professor werden. Die Frühlingsmonate des Jahres 1848 hatte Friedrich Rößler

in der großen Stadt verlebt, hatte den revolutionären Geist auf sein Herz wirken lassen. Er war harmlos und weich, und gerade in solchen Naturen hat die Revolution großartig schöpferisch und großartig zerstörend gewirkt. Aus Fesseln frei, wie neugeboren in übermüthigem Jugendgefühle wollte der menschliche Geist sich selbst in dem, was er im Momente schuf, genug sein. Alles verachtete er, Alles, was hergebracht war, was ihn an die Zeiten erinnern konnte, da er in Banden lag. Glühend in der Begeisterung der Freiheit, im Durste nach Wahrheit, in der Begierde nach Recht, nach jenem Recht der neuen Weltordnung, so kehrte Friedrich im Sommer desselben Jahres zurück in sein Heimatsdorf. Ein schwärmerisches, störrisches, heißblütiges Kind von zweiundzwanzig Jahren! Ein Kind, viele eingebildete, erkünstelte Bitterkeit im Herzen, aber auch eine einzige wirkliche: die Erinnerung an das kümmerliche Alter seines verdienstlichen Vaters, an die Härte, die ihm angethan worden. Und genau von derselben Seite kam's, die er hassen gelernt, als deren zornigster Todfeind die Revolution ihr Schwert aus der Scheide gerissen. Friedrich war ein frommgläubiges Gemüth gewesen, um so wilder, verzweifelter wiederhallte in ihm jetzt die Stimme der Verneinung. Im Herzen zerrissen und gleichzeitig in heiligem Feuer erhoffend den Sieg und Segen der neuen Zeit, so kehrte er in diesem Sommer also zurück nach Dreiwalden.

Für ein Waldkind, das ein Studienjahr in der großen Stadt verlebt, sind die Ferien in der stillen, frischen Heimat unbeschreiblich schön, ganz unbeschreiblich schön! Aber diesmal sollte Friedrich auf dem frischen Grabe seines Vaters stehen. Sonst hatte er Niemand mehr, so wollte er wieder von dannen ziehen, seine erwachte leidenschaftliche Seele konnte in dem einst so süßen Waldfrieden nicht mehr zur Ruhe kommen.

So weit habe ich erzählt und nun soll der alte Thomas fortfahren in dem, wie er zu mir sprach, als wir in den fast schon versunkenen Ruinen des Dorfes beisammen saßen.

„Im selbigen Sommer, so um Jakobi herum, ist auch der Student wiedergekommen," sagte er, „der Schulmeisterssohn; den haben alle Leut' gern gehabt und haben sich gefreut, wenn er in seinem grauen Gewandel, das lederne Seitentaschel um und mit dem nußbraunen Quastenstöckel dahergegangen ist. So viel lustig ist er gewest, schon gleich jedes Aderl hat gezuckt in ihm vor lauter Lustigkeit. Denselbigen Sommer ist er aber wie verwechselt gewest, schier nit mehr zu erkennen, so ernsthaft und tiefsinnig. Die längste Zeit ist er für sich allein herumgestrichen, hat aber keinem Vogel und keinem Eichhörndel nachgejagt, wie sonst; wo er doch einmal ins Reden gekommen, da haben die Dreiwaldner nur gerad' Maul und Augen aufgemacht und haben ihm zugehört, als wie wenn er das lautere Evangeli hätt' ausgelegt. Wär' auch vonnöthen gewest, in die Kirchen gehen hat eh' Keiner mehr wollen. Just allein die Reichen, die Großbauern sind noch die Frommen gewest und haben es fester mit dem Pfarrer gehalten, als zu aller Zeit. Nit etwan der Sorg' ums Seelenheil wegen; das glaub' ich nit! als weit sicherer der Sorg' wegen um ihr Hab und Gut, wenn die neue Gerechtigkeit Oberhand kriegt. Die Holzleut' — es sind dazumal viel in der Gegend gewest, weil der Graf im Hinterwald und Hullgraben schlagen hat lassen — und die Kohlenbrenner, die Bauernknecht' und die armen Häusler, wir sammt sind erdbumfest für die neue Gerechtigkeit gestanden und haben uns lieber vom Studenten beim Kirchenhausel predigen lassen, als vom Pfarrer auf der Kanzel. Das Fleischessen am Samstag und das Tanzen am Freitag,

hört man, ist aufgekommen zu Feldburg, und das heidnische Leben wird Mode; man macht's lauthalber mit, hat aber insgeheim ein wenig Angst vor der Straf' Gottes. Nun, das ist Alles recht gewest. — Es kommt der Mariahimmelfahrtstag. Für dieses Fest hat der Pfarrer einen großen Bußtag angeordnet und aus dem Kloster Maria-Lärch einen Kapuziner zum Predigen bestellt. Viel Gered' ist gewest und daß die Kapuziner halt so viel schneidig sein thäten und beim Predigen einen höllischen Zorn hätten. So Einen muß sich der Christenmensch und der Heide anhören, hat Alles gemeint, und sind die Leut' vom ganzen Eisachviertel und weiterher zusammengekommen zum Spectakel. Ist wohl auch eins gewest! Schon in der Vornacht, in der Geisterstund', haben auf dem Kirchthurm die Glocken geläutet, daß man schier gemeint hat, die Todten auf dem Kirchhof müßten aufwachen zum jüngsten Gericht. Der Kirchplatz ist voller Leut' gewest die ganze Nacht, weil sie in den Häusern nimmer Platz gehabt haben. 's wird doch wieder besser, haben die Weiber zu einander gesagt, der Langbartete wird den Antichrist schon austreiben! Andere halten dafür, der Antichrist thät erst kommen und man soll nur sehen: Der Kapuziner steigt *schwarz* auf die Kanzel. Uralte Leut' hätten gesagt: Sobald der Geistlich' zum Predigen keine weiße Pfaid mehr anlegt, trau' ihm nit! Trau' ihm nit! — Wieder auch sind Solche, die gemeint haben, es wär' nit so und nit so, der Pfarrer wollt' eine bessere Stell' und beim Bischof ein Bildel einlegen mit dem Bußtag. *Dasselb'* wär' die ganze Katz'. Und so hab' ich auch gesagt."

„Jetzt muß ich erzählen," fuhr der alte Thomas fort, „daß linker Hand nit weit von der Kirchenthür ein großes Holzbildniß gestanden ist, der vom Todten auferstandene Jesu

Christi mit der Osterfahn' und wie er die rechte Hand gegen Himmel aufhebt. Davor ist so eine Bank gestanden, auf welche bei Begräbnissen die Todtentruhen gestellt worden ist, ehevor sie der Geistlich' ins Grab gesegnet hat."

„Ich kann mich noch genau daran erinnern," sagte ich, „man hat sie die Armenseelenbank geheißen."

„Wahr ist's, die Armenseelenbank, und hat manches Eheweib zu ihrem groben Mann gesagt: Drisch nur zu! wann ich einmal auf der Armenseelenbank lieg', wirst mir's schon abbitten. — Oft, wenn ich dazumal so gestanden bin vor der Kirchenthür und drinnen ist gebetet worden für die armen Seelen, hab' ich die Zipfelmützen mit der Faust gewalkt, so hingeschaut auf die Bank und bei mir gedacht: Was die Leut' nur so viel zu büßen haben; auf der Welt arme Leiber, in der Ewigkeit arme Seelen! Richtig wahr, da muß man sich frei denken, er schlaft, Der da oben . . ."

„Solche Gedanken sind nicht gut, mein lieber Thomas."

„Freilich sind sie nicht gut, das hat sich gewiesen. — Jetzt, daß ich die Sach' erzähl' vom Mariahimmelfahrtstag: Von der Kirchenthür rechter Hand an der Freidhofmauer ist eine Kanzel aufgeschlagen worden. Ueber den Bretterkasten haben sie das schwarze Bahrtuch genagelt, als wollten sie uns Dreiwaldner allmiteinander eingraben. Schon ums Sonnaufgehen haben sie angefangen zu beten und in ganzen Schaaren sind sie dahergezogen, daß es wie von Bienenschwärmen hat gesummt in der Luft, und mitten heraus ist oft ein Schrei gegen Himmel gestiegen, daß man sich hat denken können: der trifft! — So ist nach und nach der Kirchhof voller Leut' worden und so voll, daß Keiner hätt' umfallen können. Wie es heißt: Jetzt kommt er! Er kommt! ist noch ein Hindrängen gewest, ein Stoßen und Drücken und wieder zurück, weil die

Hinteren voran wollen und die Vorderen sich fest angestemmt haben. Da meint Jeder, er hätt' lauter Feinde um sich und spießt die Ellbogen aus, wenn er kann: Wird Einer erdrückt, lieber Du, als wie ich! Das ist in solchen Tagen allemal der Anfang von der christlichen Erbauung. — Nachher d'rauf ist's still' worden und die heiße Sonn' brennt nieder auf die entblößten Köpf'. Jetzt steigt er auf die Kanzel; wer klein ist, der reckt sich. Jetzt steht er oben. Er ist schwarz. Hat eine braune Kutten an und einen ellenlangen, schwarzen Bart, und hat ein groschenrundes Glatzlein auf dem Haupte, gleichwohl er noch jung ist. Ich hab' einen guten Platz auf der Kirchhofsmauer und kann Alles sehen und hören. Die Predigt hebt mit der Maria-Himmelfahrt wunderschön an, so daß ich mir denk', es wird sich schier auszahlen, daß er so weit herkommt. Gach springt er über und ist bei der Höllfahrt. Meiner Tag hab' ich auf Einem Fleck nit so viel vom Teufel gehört, als bei derselbigen Kapuzinerpredigt; weiter hab' ich mir nichts merken können, ich weiß nur, daß Etliche zu weinen anheben, was ich nit versteh'. Mir macht Einer mit Schimpfen und Fluchen kein Aug' naß. Stark bei Stimm' ist er gewest, aber klüger hätt' er sein dürfen, ja das glaub' ich. Am End' ist's zum Niederknien, auf ein Bußgebet. Man hätt' d'rauf gehalten, die Kirchhofmauer sprengt's, wie das auseinandertrieben hat; das Knien braucht mehr Platz als das Stehen. Auf einmal, mitten im Gebet zuckt der Kapuziner ab. Er richtet sich hoch auf, als thät er baumlang aus der schwarzen Kanzel heraus wachsen, streckt den Arm gegen die Seiten hin und schreit: Wirst niederknien, Du Grauer! Alles schaut hin, bei der Armenseelenbank steht der Student. Er steht unter dem Christibild still wie eine Säulen. Wirst niederknien! schreit

der Pfaff' noch einmal. Der Student ist todtenblaß im Gesicht und ruft zurück: Ich werde jetzt nicht niederknien. — 's ist schreckbar gewesen, Herr, wie er die Gegenred' hat gethan, was noch nit erlebt worden ist. — Seht hin! sagt der Prediger, seht hin, dort steht einer der Gottlosen, der Verfluchten, die das Wort Gottes verfolgen. Die Hölle wird ihn verschlingen. — Die verschlingt mich nicht! ruft der Student. — Den Leuten bleibt der Athem stehen. — Der Herr wird Dich schlagen! schreit der Prediger. — Der schlagt mich nicht! ruft der Andere und springt auf die Armenseelenbank, daß mein Nebensitzer sagt: So schön, jetzt hätten wir Zwei auf der Höh'! — Der Kapuziner schlägt die Händ' zusammen und ruft gegen das Bildniß hin, das hinter dem Studenten aufragt: Allmächtiger Gott! Auferstandener Jesu! Sieger über Hölle und Teufel! Schlag' ihn! — Ein Augenblick ist Todtenstille. — Schlägt er mich? ruft der Student und deutet auf das Bildniß, er hebt den Arm auf, gerade über mein Haupt; schlägt er mich? Er soll allgegenwärtig sein und es hören, wie ich ihn jetzt fordere, lästere; schlägt er mich? Er soll allweise sein und wissen, daß er Dich, seinen Priester, Lügen straft, wenn er mich jetzt nicht schlägt, daß er's vor der ganzen gläubigen Gemeinde mit dem Gottlosen und Verfluchten hält, wenn er mich nicht schlägt. Er soll gerecht sein in Ewigkeit und läßt den Verruchten siegen und seinen frommen Diener zu Schanden werden, wenn er mich nicht straft in diesem Augenblick. Und seht, wie sein Arm starr bleibt! Vom heiteren Himmel fährt kein Blitz herab, der Boden verschlingt mich nicht. Himmel und Erde soll er in seiner Hand haben, wie Ihr sagt; ich rufe ihn, er kommt nicht, er schlägt mich nicht, denn er kann nicht, er ist nicht — er ist nicht! — Da ist's gewesen, als thät' der Erdboden brellen (beben) und

den Studenten haben wir nimmer gesehen. Die Leut' haben sich alle umgewendet, sind mauerweiß vor Schreck und Viele haben an allen Gliedern gezittert. Hat ihn die Erden verschlungen? haben sie jetzt gefragt. Da ist der Student gesehen worden, wie er eilends durch die Dorfgasse hinabgeht. D'rauf sind die Leut' auseinandergegangen, ehevor noch der Gottesdienst aus, haufenweis' auseinandergegangen; der Kapuziner hat sie mit Drohen und Bitten beisammen halten wollen, sie haben nimmer auf ihn gehört, endlich ist er selber von der schwarzen Kanzel verschwunden, man weiß nicht wie. Und ein solches End' hat er genommen, derselbe Bußtag."

Der alte Thomas schwieg, um zu rasten, und fuhr mit der umgekehrten Hand über die Stirn: „Allemal steigen mir noch die Aengsten auf, wenn ich daran denk'."

Die Berge ringsum waren dunkler geworden, der Thurm stand da wie ein blasses Gespenst. Fast so dunkel war es auch in meiner Seele.

„Ihr habt wohl ein gutes Gedächtniß, Thomas," sagte ich nach einer Weile, „es war so, wie Ihr erzählt habt. — Doch wisset Ihr auch, daß der Gotteslästerer furchtbar geschlagen worden ist?"

„Davon hat man nichts gehört," antwortete der Alte. „Es mag ja sein, aber aldann hätte es Gott allen Leuten, die seine Red' gehört haben, wissen lassen müssen — und daß der Priester zu seiner Rechtfertigung gekommen wär'. Das ist halt meine Meinung. So ist es jedoch nicht gewest und wir haben gehört, daß der Student recht munter bis Feldburg gegangen sein soll und sich dort mit anderen Studenten in den Wirthshäusern umgetrieben, bis sie nach und nach davongezogen sind. Der Student, unser Dreiwaldner Schulmeisterssohn, soll — was man erfahren hat

— ins Amerika gereist sein und dort Reichthümer erworben haben. Weiters weiß ich nichts von ihm."

„Und von Dreiwalden?"

„Von Dreiwalden," sagte er, „weiß ich noch viel. Die Sakra merken sich sonst keine Predigt, aber die von Schulmeisters Studenten, die haben sie sich gemerkt. Es hätt' auch sonst was setzen können, die Zeit war darnach, aber so arg wär's nit gekommen und das sagen wir heut' und sagen es beim jüngsten Gericht: das eine einzige Wort auf der Armenseelenbank, das ist der Gemeinde Dreiwalden ihr Verderben worden. Man hat ja früher schon gehört, daß draußen in der weiten Welt was ganz Seltsames umgeht. 's ist die Red' gewest von allerhand, 's hat's Jeder verstanden und Keiner. Jedem ist's im Kopf umgegangen, als hätt' er Tollkirschen im Leib' gehabt. Ich bin dazumal im Alter gewest, wo der Mensch an Herrgott und Teufel vergißt und nur auf die Weiberleut denkt; aber mir sind die Weiberleutgedanken vergangen, lange Nächt' nit schlafen hab' ich können, so hart ist mir gewest und dabei wieder so gering, als wollten mir Federn wachsen zum Fliegen. Es sind die Sonntage gewest, die Leut' sind nicht in die Kirchen gegangen; es sind die Werktage gewest, kein Mensch hat gearbeitet. Der jüngste Tag kommt! haben sie gesagt, aber mir ist es nit so vorgekommen, schon eher, wenn ich ein Gleichniß machen soll, als ob die Welt in Mutterwehen thät sein. G'rad angst und bang ist Einem worden. Und jetzt, wie der Student das Wort ausschreit, ist's nit anders gewest, als wär' in einer Uhr die Feder gesprungen. Da heben alle Räder an zu laufen wie rasend, einen Schnalzer macht's und aus ist's. — Ja, mein lieber Herr, schier so ist's gewest. Die Holzleute haben sich mit ihren Hacken und Aexten in die hinteren

Wälder zurückgezogen, die ärmeren Bauern und die Knechte haben auch ihre Häuser verlassen und haben sich oben in den sieben Leiten, im Feichtwald und im Hullgraben zusammengerottet. Gerade die Größeren sind geblieben und haben sich versammelt beim Plan-Michel oder im Pfarrhof und haben Rath gehalten, was zu machen ist. Um Micheli sind ihrer drei baumstarke Männer mit Hacken und Flinten umgegangen von Haus zu Haus und haben geworben, wer sich ihnen und den Holzleuten im Hullgraben noch wollt' anschließen. Die armen Leut' hätten dasselbe Recht auf der Welt als die reichen, oder mehr, weil sie arbeiten müssen; sie wollten sich nimmer foppen lassen mit dem Himmel, den sie nit kriegen, und mit der Höllen, die sie nit mögen, sondern ihr Theil jetzt mit Gewalt nehmen. Ich bin auch damit einverstanden, nur daß ich sag', einmal sollt' man's noch mit Gutem versuchen, nutzt's auch das letztemal nichts, dann — bin ich fürs Sengen und Brennen. So ist's ihnen recht gewest und haben wir die drei Männer in den Pfarrhof geschickt: Der Pfarrer ist für uns da, nit wir für den Pfarrer. Will er unser nit sein, so soll er gehen, wollten ihn begleiten lassen bis Stein ins G'schloß. Mit den Großbauern zu Dreiwalden wollen wir theilen; geben sie's nit willig zu, so brauchen wir Gewalt. — Der Pfarrer hat als Antwort aufs Crucifix gewiesen: Den vergeßt's nit! — Der geht uns nichts mehr an, sagen die drei Männer, der hätt' schon zweitausend Jahr' Zeit gehabt, Gerechtigkeit zu machen auf der Welt. — Gut, sagte der Pfarrer, so probiren wirs mit Dem! und reißt den Kugelstutzen von der Wand. — Mit dem nehmen wirs auf, sagen die drei Männer und gehen ihres Weges. — Sollten wir nit den unsern gehen, lieber Herr?"

„Was ist geschehen? Erzählt! erzählt!"

„Die Oberen zu Dreiwalden,“ fuhr der alte Thomas nach einer kleinen Weile fort, „die haben jetzt gemerkt, was es geschlagen hat. Sogleich heben sie an ihre Häuser zu verrammeln und aus dem Pfarrhof machen sie eine Festung, als sollt' der Franzos kommen. Der Pfarrer hat von den paar Großhöfen Knechte verlangt zum Besetzen, aber die haben ihre Knechte, so viel ihnen noch verblieben sind, selber gebraucht. Jedes Haus, das nicht schon leer steht, richtet sich zur Wehr' ein. Nachher d'rauf ist's still worden, daß man gemeint hat, Alles schläft ein. 's Beste wär's, hab' ich mir gedacht; mich ist der Greuel angegangen und hab' mich zurückgehalten nach aller Möglichkeit. Ist der schwarze Urb zu mir gekommen: Wenn ich nit mithalten wollt', so sollt' ich meine Hacken und Messer und den Stutzen hergeben, die Manner hätten Werkzeug vonnöthen. So steht's an noch kurze Zeit, dann kommt's. Am Abend zu der Gallusnacht, wie der Pfarrer in seinem Zimmer den Fenstervorhang zuziehen will, saust an seinem Kopf eine Kugel vorbei und schlägt in die Wand. Das ist der Anfang. Wie er im Haus eilends seine Leut' zusammenruft, fährt hinten über der Kornscheune schon das Feuer auf. Der Pfarrersknecht sieht über die Einfahrtsbrücke an der Dreschtenne einen Mann springen, der hat das Feuer gelegt. Der Knecht will ihn mit einer dreispießigen Streugabel herabstechen, da haut ihm der Andere den Eisenrücken der Holzaxt auf den Kopf. Wie ein Block ist er umgefallen, der Knecht, und hat sich nimmer gerührt. Und das viele fremde Gesindel, daß jetzt auf einmal umgeschossen ist auf den Straßen! Zerfetzte Lumpen und Betteln; dem geht der Hut ab, dem Anderen ein Schuh, so viel man gesehen hat im Feuerschein. Aber sein Mordzeug hat Jedes gehabt und ein Geschrei ist das: Jetzt sein wir obenauf! — Die Pfarr-

hofs-Wirthschafterin haben sie an der Hausthür niedergelegt, weil sie mit dem Küchenmesser dreingehauen hat. Der Pfarrer ist vom Fenster auf den Kirchhof herausgesprungen, durch die Dorfgassen hinab und hat die Leut' mit aufgehobenen Händen gebeten, sie sollten sich nit wehren, sonst gäb's ein schreckbares Gemetzel. — Für den Glauben laß' ich mein Leben! haben Etliche geschrien, aber der Pfarrer sagt: Es handelt sich nit um den Glauben, Ihr Leut', es handelt sich um Gut und Geld. Mich hat's gewundert vom Pfarrer und mich hat's gefreut von ihm, daß er's so hat ausgelegt. Dieweilen steht der Pfarrhof schon über und über im Feuer. Allerlei Waldleut' sind da, die wollen plündern und rauben; aber das Feuer, das sie selber gelegt haben, ist schneller und stärker wie sie, und wer in die Häuser Geld geht suchen, der ist zuletzt froh, daß er noch das nackte Leben zurückbringt. Ein Knecht des Kirchen-Michel hat sich hinter der Kirchen ins Knochenhäusel versteckt und wie sie ihn dort herauszerren wollen, hat er mit den Todtenbeinen und Schädeln so brav um sich geschlagen und geworfen, daß sie zurückgewichen sind. Der Pfarrer rafft etliche Männer zum Löschen zusammen; das Kirchendach raucht schon wie ein Kohlenmeiler und gewest ist's gerad' im Nu, steht's über und über in der Flamm'. Und wie das nach dem Kirchthurmdach ist hinaufgefahren, sind aus den Löchern die Fledermäus' herausgeschossen und mit Pfeifen durch die Luft und im Rauch erstickt niedergefallen. Der Meßner hat vom Glockenstrick nicht gelassen, bis das Metall geschmolzen auf ihn herabgeronnen ist. Jetzt ist auch der Wind da und die brennenden Schindeln sind geflogen wie die Tauben hin auf das Dorf. Alles rennt kopflos um, der Eine reckt die Händ' in die Höh' und schreit zum barmherzigen Gott. Der Andere ruft:

Er ist nicht! Du weißt ja, daß er nicht ist! und lacht, daß es durch Mark und Bein geht. Der Pfarrer sagt nit so und nit so, er arbeitet. Wo er ein Krankes weiß, da sieht man ihn eingehen, und wenn das Haus auch schon über und über brennt. Die Treidel-Lies hat er mitsammt dem Bett auf der Achsel dahergeschleppt. Beim Bach-Schneider hat er die versperrte Hausthür eingetreten, daß die Kinder, die allein daheim gewest, nit verbrannt sind. Jetzt ist Manchem vorgekommen: was in diesem Pfarrer für ein braver Mensch steckt! Aber Pfarrer ist er keiner gewest, das sag' ich noch heut'. Uns Waldkerle beim Herzen zu packen — wir haben eins, Herr, wir haben eins! — das wär' just keine Kunst; mit Guthcit richtet man Alles aus, wir brauchen keine gelehrten Brocken, keine großen Beweise, ein Herzenswort, wenn wir in der Freud' sind, ein Herzenswort, wenn wir in der Noth sind, wir sind ja wie die Kinder. — Aber das ist jetzt allzuspat gewest. Dreiwalden hat gebrannt, als wenn's in Oel gebacken wär'. Der Rauch hat die Stern am Himmel verdeckt, da haben es die Brandleut' trieben, ärger wie der Türk'. Kein wildes Thier ist so grausig, als wie der Mensch zu solcher Stund'! Man kennt seinen leiblichen Bruder nit mehr, wenn die rothunterlaufenen Augen weit hinausstieren vor Begier und am Mund der Schaum, so in der Wuth. Und schreien: Er ist nicht! Er ist nicht! Jeder ein Narr, der nit seine Sach' erschnappt, so lang' er lebt! — Der Baumer-Hies und sein Sohn haben sich auf den Lindenbaum verkrochen; sogleich ist Einer da und schreit hinauf: Da giebt's auch Spatzen zum Herabschießen! — Wir halten's mit Euch, ruft der Hies, er ist nicht! Wieso es gekommen, kein Mensch weiß es, aber wahr ist's, das Wort vom Studenten ist Schlachtgeschrei worden, als ob sie sich d'rauf hätten zu-

sammengeredet. O Herr, ich kann's nit sagen, was das schreckbar ist, wenn man so schreien hört, die Verwundeten wälzen sich auf der blutigen Erden, die Weiber wimmern und weil sie keine Hand mehr frei haben, wehren sie sich noch mit den Zähnen, und in den Lüften fliegt das Feuer. Was das schreckbar ist! Ich mach' mich nit besser als ich bin und sags heut' und allemal, ich hab' auch eine Weil' mitgeschrien, aber wie ich gesehen hab', wo das hinausgeht, da bin ich davongelaufen, hinein ins Schmiedwaldel, wo ich keinen Feuerschein mehr hab' gesehen, bin hineingelaufen in die Schlucht, wo die Eisach rauscht und daß ich keinen Lärm mehr höre, dort bin ich niedergekniet vor der Felswand, als wär' der Stein ein Altar, und hab' gebetet: O heiliger, barmherziger Gott, gieb mir meinen Glauben wieder! — Ist mir nach und nach auch leichter worden und bin nimmer zurückgegangen nach Dreiwalden.

Am anderen Tag ist im ganzen Eisachkessel der stinkende Rauch gewest. Vom Dorf sind zwei Hütten stehen geblieben und eine Mühle, sonst nichts. Die Dorfleut' sind herumgekrochen als wie Ameisen, die man mit Rauch betäubt hat. Sonst sucht man nach großem Unglück seinen Trost in der Kirchen oder im Wirthshaus; das Alles ist jetzt hin. Und wie draußen schon Alles zu End' ist, brennen in der Kirchen noch die Altäre und Bänke, ganz still und hell brennen sie wie Schmalz, weil sie voller Wachsfett sind gewest über und über. Das Gesindel und die fremden Holzleut' haben sich eilends in die Wälder gemacht. Sie haben sich noch über die Großhöfe, die in der Einschicht liegen, hermachen wollen; beim Plan-Michel soll's schon gebrannt haben; da sind zum Glück von Feldburg die Standarn (Gendarmen) kommen. Ihrer drei haben die ganze Bande verjagt. Etliche hat man

gefangen, von den Hauptanstiftern haben sie den schwarzen Urb erwischt oben auf dem Plan, und haben ihn, ehe er noch an der erhaltenen Schußwunden verblutet ist, an einem Ahornbaum aufgehenkt. Von den Anderen werden etliche ins Ausland geflüchtet sein, und etliche in der Gegend verblieben, sind zum Kreuz gekrochen und hat jetzt erst ein wirklicher Bußtag angefangen — ein Bußtag, der heut, nach dreiunddreißig Jahren, noch nicht aus ist. — Die Dreiwaldner haben nach dem Rummel anfangen wollen und ihr Dorf wieder aufbauen; etliche Bretterschupfen haben sie aufgestellt, weiter haben sie's nicht gebracht. Von keiner Seiten haben sie Hilf' und Beistand gehabt. Die Eisacher-Leut' haben selber nichts, und die draußen im G'schloß Stein und im Bleinthal haben gesagt: Sie haben sich selber niedergebrannt, sie sollen sich selber aufbauen. So hat Einer und der Andere seine Brandstatt im Stich gelassen und ist davongegangen, hat selber nicht gewußt, wohin. Der Pfarrer, heißt es, soll in ein Kloster gekommen und bald darauf gestorben sein. Am längsten hat der Kirchen-Hansel ausgehalten. Der ist noch im nächsten Sommer gesessen dort auf seinem Kellergewölb und hat Jeden, der auf den Aschen der Brandstatt ist herumgestiegen, angesprochen, ob er nicht wollt' einkehren. Da hat's doch der Kühschlager — von dem ich schon erzählt — einmal wissen wollen, ob der Hansel wirklich noch Wein im Keller hätt'. Der führt ihn hinab, und wie er, der Hansel, die hohlen Fässer erkennt und die, wo sie die Dauben eingeschlagen haben und kein Tropfen mehr vorhanden, soll er verwundert dreingeschaut und gesagt haben: Er ist nicht! — Endlich ist der Hansel abgeholt und in ein Irrenhaus gebracht worden. Die Häuser in der Einschicht haben sich länger gehalten, aber jetzt ohne Pfarrort, ohne Kirchen, ohne Schmied, Müllner und

Wirthshaus, was sollen sie machen? Sie haben es versucht so, und haben es probirt so; aber es wär' kein Segen mehr, haben sie gesagt und haben den Muth verloren. Mich hat's nit treffen können, ich hab' ehvor nichts gehabt und nach dem Rummel auch nichts. Ich bin weit ins Eberthal hinüber gegangen, Arbeit suchen. Im Eisachviertel ist Alles gewest wie todt. Dazumal ist die Grundablösung aufgekommen, daß sich Jeder von seiner Unterständigkeit hat loskaufen können und ganz und gar Herr wird über Grund und Boden. Im ganzen Eisachviertel nicht Einer hat sich drauf eingelassen. Es hat sich umgekehrt vollzogen. Einer von der Herrschaft Stein hat sich wieder seßhaft gemacht auf dem G'schloß. Das ist ein großer Waldfreund und hat zu seinen eigenen Waldungen weitum auch die Bauerngüter dazugekauft, zuerst die vom abgebrannten Dorf Dreiwalden, nach und nach auch die anderen Häuser und Höfe in der Einschicht, die kleinen und die großen. Die Leut' haben sich verlaufen. Einer nach dem Anderen. Bei den Mehrsten hat man nit gewußt, wohin, hat auch nit darnach gefragt. An was Einer gehangen ist, das hat er mitgezogen. Die Welt ist weit, 's wird bessere Wege haben als dahier. Wie endlich auch der Plan-Michel geht, will Keiner mehr bleiben. 's ist der Weisel (Führer, Vormann) weg. Schier Alle sind fort mit gutem Muth, aber der Nikolaus Thurmer ist krank zum Erbarmen wieder zurückgekommen: Er wollt' sterben daheim. Ein Knecht vom Ehrenpreis-Haus hätte im Bleinthal auf einen Hof heiraten können, aber er ist aus Heimweh zurückgekommen und Kohlenbrenner worden im Hullgraben. Das sind die zwei Einzigen, die angewachsen sind gewest im Eisachviertel. — Die Häuser hat der Graf abgestiftet und auf ihrem Boden und auf den Aeckern, Halden und Wiesen läßt

er Wald wachsen, nichts als Wald. — — Jetzt bin ich fertig."

Der alte Thomas stand auf, ich ebenfalls, und wie wir noch so einen Augenblick nebeneinanderstanden in der nächtigen Wildniß, werde ich den Thomas an der Hand genommen haben; es ist mir, als hätten unsere Hände ineinander ein wenig gezittert. „Und hat's denn Keinem können einfallen," sagte ich, „nicht einem Einzigen?" Der Alte schaute mich an, was ich wohl meine.

„Daß der ganze Auftritt zwischen dem Kapuziner und dem Studenten purer Unsinn war! Hat's denn Keiner bedacht, daß der allmächtige Gott sich vor Allem im Erschaffen und Aufbauen zeigt und nicht im Vernichten? Wenn der Student, als er damals geläștert hat, auf der Stelle von einem Blitzstrahl getroffen worden wäre, so hätten sie es für den höchsten Beweis von Gott gehalten. Und es wäre doch nur der niedrigste gewesen, es wäre ein Zeichen gewesen von einem eitlen, zornmüthigen, rachsüchtigen, kleinlichen Gott, der seine Stütze und sein Ansehen von den Würmern der Erde haben will, der trotzig ist wie ein ungezogenes Kind, und eifersüchtig wie ein Weib, der für Alles, was er den Menschen Gutes thut, auch ihren Dank und Entgelt haben will, wie ein Handelsjude. Wäre das ein großer Gott?

Geht, Ihr Dreiwaldner-Leute, daß ihr keine Ahnung hattet, wo man die Gerechtigkeit Gottes findet. Habt Ihr wissen können, daß den Studenten Friedrich Rößler für sein unüberlegtes, unseliges Wort nicht doch eine schwere, innere Strafe getroffen hat, die natürliche Strafe nach jeder bösen That, die Pein des Gewissens?! Ich bin überzeugt, er hat den Auftritt gegen den eifernden Kapuziner nicht für eine böse, sondern für eine gute That gehalten. Er mochte im

Rausche der Jugend und der Revolution, im Wahne ihrer Irrlehrer beseelt gewesen sein von der Wahrheit seiner Worte. Erst später, da er Mann geworden, da er in den Stürmen und Leiden dieses Lebens die Macht und das Recht des Gemüthes kennen gelernt hatte, mochte ihm sein in leidenschaftlicher Stunde begangenes Unrecht klar geworden sein, obwohl er von den verhängnißvollen Folgen desselben kaum eine Ahnung gehabt haben dürfte. — Wenn derselbe Mann, alt und gebrochen, wie er heute ist, jetzt die Leute von Dreiwalden und vom ganzen Eisachviertel hier versammeln könnte, er würde ihre Augen hinlenken auf die weiten herrlichen Wälder, die hier aufgestanden sind, wo einst das Elend und die Verruchtheit geherrscht. Wie es da in neuer Jugend und Reinheit lebt und athmet und waltet im Gewipfel des Baumes, in den wilden Rosen des Strauches, allüberall in stiller unsterblicher Pracht das Eine, Ewige verkündend: Er ist!"

Als ich Aehnliches so gesagt hatte, wendete sich der alte Thomas plötzlich nach einer Seite hin und weinte. — Die Erzählung hatte uns Beide tief erregt. Die sommerliche stille Abendstunde, die Stelle, auf der wir standen und wo sich das Geschick vollzogen, und das Meer der Wälder ringsum, das Alles war wie eine bange Last und auch wieder wie ein mildes Erlösen.

„Das ist mir schon lang' nit passirt," murmelte der Alte, sich erholend und mit einem raschen Strich des Aermels die Wange trocknend; „ich weiß nit, wer Ihr seid, daß Ihr mich so aufgemacht habt. — Und jetzt, denk' ich, wird's wohl Zeit sein, daß wir die Herberg suchen." —

Das Bekenntniß ist zu Ende. Ich ging mit dem alten Thomas in seine Hütte. Sie war für den ersten Augenblick armselig genug, aber sie war voller Leben. Der Thomas war

Vater und Großvater eines munteren Völkleins. Die Großen, alle schon lange von ihrer Arbeit im Walde zurückgekehrt, warteten mit dem Abendbrot. Die Kleinen waren schon auf dem Sprung in die Nester und geisterten nur noch in den bloßen Hemdlein herum und dem Großvater aufs Knie, an die Brust, an den Hals.

„Der Herr kommt von weit," sagte der Thomas zu seinen Söhnen, wovon Einer ein treuherzig blickendes Weibchen neben sich hatte, „und hat diese Nacht im Dreiwaldner Wirthshaus wollen verschlafen."

Jetzt erst schauten sie mich fremd an und mitleidig. Ich genoß von dem Einfachen, was sie mir in aller Liebe vorgesetzt hatten, nur ein Weniges, ging recht bald auf die mir angewiesene Schlafstelle im Heu des Dachbodens.

Am anderen Morgen habe ich das einsame Waldhäuschen sehr früh verlassen, ohne von den guten Leuten, von dem wackeren Thomas Abschied zu nehmen. Ich vermochte es nicht, diesen Menschen in der hellen Morgensonne vor Augen zu treten. Eine Hirtenpfeife klang hinter mir, als ich der hier breit und leise rieselnden Eisach entlang herausging. Aber an der Ruine des Kirchthurmes, die über bethautes Gestrüppe auf mich niederstarrte, war es still wie gestern.

Auf dem stundenlangen Wege, der einst breit und gut befahren gewesen war, begegneten mir jetzt zwei Menschen, ein Forstmann mit dem Gewehr am Rücken und ein Kohlenbrenner, der bei seinen Meilern stand.

Gegen Mittag hatte ich das Bereich der ruinirten Gemeinde und das Waldland hinter mir, es breitete sich vor meinem Auge das weite, sonnige, dörferreiche Thal der Blein. Dort, wo die Eisach in den fast schiffbaren Fluß mündet, steht das stattliche Feldburg. Hier erwartete ich den nächsten Tag,

da die Behörden ihre Kanzleien öffneten und that, was zu thun war.

Dem alten Holzknecht Thomas eine kleine Rente. Ein mäßiger Fonds zu einem Schulhaus im Eisachviertel für die Kinder der Holzleute, Kohlenbrenner, Hirten und wer sonst dort noch leben mag in den schattigen Verstecken. Der Stiftbrief für eine Capelle, die nicht an der Stelle, wo Dreiwalden gestanden, aber unweit derselben erbaut werden soll.

Wenn ich demnächst wieder nach Dreiwalden gehe, will ich die Aveglocke hören, die mein unseliges Wort, das ich dort als übermüthiger Knab' gesprochen, alle und alle Tage widerrufen soll, und verkünden:

Er ist! Er ist!

Die Christvesper.

Eine Geschichte aus alter Zeit.

„Wie hatte das Blatt sich gewendet!
Das Menschenthum wurde geschändet,
Es herrschten und machten sich breit
Des Rassenkampfs wilde Gewalten,
Die Thiere in Menschengestalten.
Es war eine häßliche Zeit."

An einem heiteren Frühherbstmorgen standen an der Pforte des Schlosses Lichtenstein zwei Männer. Der Eine — der Schloßherr war's — hieb seine Hand an die Söllerbrüstung und rief: „Und wenn sie mich schinden, ich vermag's nicht! — Seht, wie die Sonne Dächer und Thürme von Idunburg vergoldet. Schade, daß sie nicht Wucher treiben können mit dem Golde, das jetzt auf ihren Zinnen liegt!"

„Schade, daß es nicht Flammenzungen sind, statt Sonnenschein!" sagte der Andere.

„Hätten wir freie Männer, statt Judenknechte!" murmelte der Schloßherr.

„Die haben wir!" rief der Andere und pochte mit der Faust an seine Brust, daß es dröhnte. „Herr, ist Eurer Tochter Hand mein, wenn ich Euch aus dem Schuldbuche des Juden streiche?"

„Ja und Amen."

„So wahr ich sie liebe, mehr als meine Mutter, die mich ihr giebt, mehr als mein Leben, das ich ihr gebe, mehr als meine Kinder, die sie mir geben wird: so wahr führe ich sie nicht eher zum Traualtar, als bis der letzte Jude vertilgt ist zu Idunburg!"

„O Jesus, verzeihe dem Lästerer!" fiel der Burgherr drein. „Freund, ich will den Eid nicht gehört haben." Der Burgherr verdeckte sein Gesicht mit den Händen. „Mir graut auch nur zu denken, was Alles geschehen müßte, um Euren Schwur wahr zu machen. Die feste Stadt ist fast in ihren Händen, Wehr und Waffen sind in ihrem Besitz; die Straßen sind in ihrer Macht, die Bevölkerung der Burgen, Klöster und Hütten ist in den Ketten ihres Geldes."

„Aber die Gefesselten knirschen."

„Das Judenthum blüht in unserem Lande."

„Mehr noch, es ist reif geworden. Reif bis zur Fäulniß. Ich weiß, woran ich bin, in Jahresfrist ist Idunburg eine christliche Stadt."

„Wenn es ist, auf meiner Burg sollen die Festfahnen wehen, auf den Seethaler-Alpen meine Freudenfeuer lodern. Aber die Schrecken will ich nicht miterleben."

„Reiset auf Euer Schloß an der Enns. Brauchen Euch nicht dabei. Auch die Prälaten mögt Ihr mitnehmen und andere Pfaffen, die etwa beschwichtigen wollen mit ihrem Gegirr von der christlichen Lieb'. Wir brauchen sie nicht. Die Menge wollen wir bearbeiten, wie wir sie brauchen. Die zwei Stadtpfaffen sind mit uns. — Nur das eine Einzige, Ihr hohen Herren: Wenn's vorbei ist, allgemeine Amnestie!"

„In meinem Gau sei sie gesichert!"

„Lebt wohl, Schwieger. Wir sprechen nicht mehr davon."

„Gott mit Euch.“

„Noch Eins, Herr. Wenn Ihr mittlerweile von den Juden noch Geld bekommen könnt, und wäre es auf hundertfache Zinsen: Nehmt es.“

Sie gingen auseinander. Ueber der stolzen, thurmreichen Stadt Idunburg, die jenseits des Engthales auf freiem Berge stand, ruhte der liebliche Morgensonnenschein. Und das gleichmäßige, an das Brausen eines Stromes erinnernde Geräusch des Handels und Wandels erfüllte die Luft.

* * *

In der Kellerflur des Klosters zu den heiligen Frauen saßen junge Leute, tranken aus großen Krügen, sangen Muttergotteslieder oder entbrannten in lebhaftem Wortwechsel. In heller Jugendbegeisterung stritten sie darüber, ob der Fisch eine Fleisch- oder eine Fastenspeise sei; ob man unter gleichzeitiger Beiwohnung mehrerer Messen aller derselben theilhaftig würde, oder nur einer; ob Gott Vater den freien Willen gehabt habe, durch sich selbst oder den Sohn die Welt zu erlösen; ob Gott den Apfelbaum im Paradiese mit Vorbedacht habe wachsen lassen, oder ob dieser Baum ein vom Höllenfürsten gesäetes Unkraut gewesen sei; ob die Engel als pure Geister nur in den freien Lüften existiren könnten oder auch mitten in einem harten Felsen u. s. w. Derlei waren damals die Ideale junger Leute; Leben und Seligkeit hing ihnen daran und so wurde der Streit zwischen verschiedenen Parteien bisweilen glühend und wild bis zum Handgemenge.

Heute warf Einer die Frage auf, ob, wenn der Jude frevelhaft eine Hostie durchsteche, Christus im Reiche Gottes den Schmerz fühle?

Rief ein vorlautes Bürschlein: „Das kann nicht sein, im Himmel giebt es keine Schmerzen!"

Stand ein Mönch auf und wies den Burschen aus dem Klosterkeller. Es war ein etwas plump gebauter Junge mit wulstigen Lippen und Blatternarben; er hieß Franciscus und war der Sohn des braunen Schmiedes zu Idunburg, wollte geistlich werden. — Schon wiederholt hatte er ketzerische Aeußerungen gethan und seine heutige Behauptung war mindestens ein Beweis großer Unwissenheit in religiösen Dingen. Christus ist Gott, und Gott ist allgegenwärtig, nicht blos im Himmel bei der triumphirenden Kirche, sondern auch auf Erden bei der streitenden. Er muß also den Schmerz wohl fühlen, der ihm auf Erden bereitet wird, und zwar unendlichmal härter, als der gewöhnliche Mensch, weil er unendlichmal öfter da ist. Der Jüngling Franciscus war Novize gewesen.

Seine Galle ergoß der Bursche gegen die Juden, gegen welche anzukämpfen gute Sitte geworden war. Er hatte besonderen Grund, denn eben der Judenstich in der Hostie war Ursache seiner Ausschließung geworden.

Als er aus dem Keller trat, sah er die Straße ein buckeliges Männlein dahineilen, ein schmutziges Bündel auf dem Rücken. Dem schleuderte er einen Stein nach. Anstatt ein Wai-Geschrei zu erheben, rief der Getroffene den Namen Jesu an. Es war kein Jude, sondern der alte Kohlenbauer vom Feeberg, der Kohlen in die Schmiede trug. Der Jüngling duckte sich seitab. Solcherlei war ihm übrigens nicht das erstemal passirt; er gehörte zu Denen — sie liefen damals zahlreich um zu Idunburg — die in Jedermann einen Juden witterten.

Jetzt ging er hinaus zur Kirche Maria im Buchenwald, dort war Kirchweih. Im grünlichen Baumschatten stand die

kleine Kirche und in der Kirche glänzten und glitzerten die mit Blumen geschmückten vergoldeten Gestalten des Altars im Strahl der Festkerzen. Die Andächtigen, von denen der kleine Raum vollgepfropft war, sangen das Lied:

„Gott grüß' Dich, o Maria rein,
In Deinem heiligen Garten . . .“

Der Franciscus sang mit schallender Stimme d'rein und stimmte dann in der Frömmigkeit Begeisterung noch den „blutigen Psalm“ an.

Vor der Kirche standen jüdische Marktbuden, emsig geschäftig schreiende Männlein dabei, aber auch stattlich behäbige Kaufherren, die, obgleich mit Prag und Nürnberg, mit Villach, Udine und Venedig in lebhaftem Handelsverkehr, es nicht verschmähten, auch bei ihrer Jahrmarktbude Nachschau zu halten, ob nicht etwa ein Heller irgendwo durch die Bretterfugen falle. Es war was Neues, daß sie schon während des Gottesdienstes ihre Waaren feil haben durften; das hatten sie erst aufgebracht, sie selbst, seit sie im Rathe saßen zu Idunburg. Nun lobten sie ihren Kram und Einer überschrie den Anderen, und selbst mancher der großen Kaufherren lärmte mit; war ihm doch das Schachergeschäft mit Bändern, Nägeln, Tüchlein, Kalendertäflein, Gewürzen, Brot und Branntwein noch geläufig von früher her. Mancher, der vor wenigen Jahren seinen Reichthum noch im blauen Bündel umhertrug, da öffentlich, dort versteckt schacherte, besaß heute zu Idunburg seinen fürstlichen Palast, reich und herrlich die Gemächer geschmückt mit gediegenem Golde und schwerer Seide. Nichtsdestoweniger verschmäht er die Brutstätte seines Reichthums, das Bündel und die Bude, und er schreit sich seine Lunge und seine Seele und sein Gewissen

krank, um einem säumigen und zweifelnden Käufer zu beweisen, daß die fragliche Zipfelmütze aus echter Wolle ist.

Heute war es aber, daß etliche der Budenbesitzer vor der Zeit einpackten. Es war „Gesindel" da. Dem Atzl waren durch das Gebüsch her faule Schwämme auf die bunten Seidenbänder geflogen. Dem Häschl war plötzlich der „Stand" niedergebrochen, so daß seine Branntweinflaschen und Plützer zerschellt auf dem Boden lagen und die liebe fromme Erde zu Maria im Buchenwald einmal nach Herzenslust Schnaps trinken konnte. Dem Haigl David begann auf einmal die Decken-Plache zu glosen und zeigte es sich, daß ihm Jemand brennenden Zundschwamm drangesteckt hatte. Zudem erwies sich heute das Volk trotzig, man kaufte nichts und mancher Bauerntölpel that, als sei der Raum zu enge und er würde von der Menge an die Buden gedrängt, so scharf und ungefüg streifte er an die Bretter. Es mußte in der Kirche etwas gepredigt worden sein. War doch ein fremder Pfaff aus dem Kloster zu Seckau auf der Kanzel gestanden. „Das Kloster zu Seckau wollen mer auch einmal lassen schröpfen," sagte der reiche Jude Jöpsel zu seinem Nachbar, „das soll uns erst einmal unsere zweitausend Gülden abstatten, bevor es will predigen auf Festentheiligung gegen die armen Juden."

Der Nachbar machte aufmerksam, daß sich auf dem Anger hinter der Kirche allerhand Leute zusammenrotteten und daß es diesmal nicht ganz koscher wäre außerhalb der Stadt. So packten sie ein und zogen ab.

Auf dem Anger hinter der Kirche waren in der That allerhand Leute beisammen, sie lagen im Grase und lehnten an den Baumstämmen und an der Kirchenmauer, und tranken aus irdenen Töpfen Most und Branntwein.

„Fort mit ihm, wer jüdischen Branntwein trinkt," rief ein rußiger Bursche.

„Er ist nicht vom Juden," entgegnete ein Trinker, „er ist vom christlichen Wirth zum heiligen Geist!"

„Alsdann saufet, bis die Felle platzen."

Unter der Menge war auch der Mann, der wenige Wochen früher auf dem Söller der Burg Lichtenstein den Schwur gethan hatte. Er war heute in Gesellschaft eines derben Bengels, Fistel, der braune Schmied genannt. Der Fistel war theils in Leder, theils in Wolle gekleidet und schlug seinen Mantel malerisch nach Art der alten Recken über die Schulter. Ein dunkelgrünes, schmalkrämpiges Hütlein mit Federbusch hatte er auf dem Haupte sitzen, etwas schief und keck. Haar und Vollbart waren dunkelbraun und halbkurz geschnitten, die Nase war unbedeutend, der Mund wulstig, theils durch Bart verhüllt, die kleinen, grauen Augen rollten scharf hin und her und stachen Jeden, den sie trafen. Man sah es, der Mann, wie er so dastand, mit seinem langen, speerartigen Alpenstock, spielte sich auf den Germanen hinaus, es fehlte nur die Kapuze mit dem Ochsenkopf — aber was nicht ist, kann werden. Mit einem einfachen Speermann hätte sich der Fistel allerdings kaum zufrieden gegeben. Er behauptete, daß sein Vater mit den Kreuzrittern ausgezogen sei; doch wußte das Niemand, als er allein. Daß er aber mit den Kreuzfahrern ins Murland gekommen, das wußten mehrere. Ein unheimlich brauner Geselle war mit den Reisigen der Lichtensteiner mit heimgekommen; er konnte ein Saitenspiel machen und kranke Rösser curiren. Er blieb in der Gegend und wurde Schmied und sein Sohn — der Fistel — besaß schon sein eigenes Schmiedwerk, wollte aber nicht mehr der Schmied geheißen sein, am wenigsten der braune; er gab

sich gar ritterlich und wer von ihm was haben wollte, der nannte ihn den Hammerherrn. Aber auch die Juden, die immer die Höflichen waren, nannten ihn den wohledlen Hammerherrn, wollten aber nicht einmal was von ihm, sondern gaben ihm noch, und er mußte nehmen, denn das Ritterspielen kostete Geld. Immer hatte ihm vor den Juden gegraut, aber je mehr er ihnen schuldig ward, desto mehr graute ihm.

Eben noch hatte auf dem Anger ein Weib erzählt, daß man nun endlich wisse, wo jenes Kind des Bergknappen Andreas hingerathen wäre, das zu den vorigen Ostern in Verlust gerathen. Der reiche Jude Jöpfel habe zum Laubhüttenfest ein großes Mahl gegeben, und zum Nachtisch sei Christenkinderblut getrunken worden. Das sei erlogen! rief ein Handwerksmann von seinem Baumstamm her, nicht bei Tische trinke der Jude Christenblut, sondern im Judentempel und feierlich, wie unser Caplan den Wein am Altar. — Na denn, so sei es im Judentempel gewesen, gab das Weib bei, so genau wisse sie es nicht, aber das sei sicher, den Knaben des Knappen Andreas hätte der Jude stehlen lassen. Mit gebundenen Gliedern und verstopftem Munde sei das arme Kind im Judentempel mutternackt auf ein ausgebreitetes blaues Tuch hingelegt worden, und dann hätte man ihm mit feinen Lanzen das Blut abgezapft, bis es todt war. Hernach hätten sie Klagelieder angestimmt, die man gar heraußen auf der Gasse habe hören können. Mehrere meldeten sich, welche die Klagelieder vernommen, so war die Sache erwiesen!

Eine andere Erzählerin wußte von vergifteten Brunnen. „Aber nicht zu Idunburg," raunte ihr der braune Schmied zu, „das glaubt Niemand, daß sie ihre eigenen Brunnen

vergiften!" Verlegte die Erzählerin den Schauplatz sofort nach Loiben, ließ dort flugs auch die Pest ausbrechen, was die stets für fremde Schicksale warm fühlende Menge in hohem Grad erregte.

Nun aber trat Fistel, der braune Schmied, der Vater des jungen Franciscus, in die Mitte des Angers, warf von einer Achsel seinen Mantel ab, daß er zur Erde niederhing, stieß seinen Speer in den Boden und begann so zu sprechen:

„Freunde! Genossen! In so wichtigen Dingen muß man vorsichtig sein mit dem Glauben. Nicht als ob man sich zaghaft hüten müßte, den Juden etwa Unrecht zu thun — sie betrügen uns täglich — als weil unsere germanische Wahrheitsliebe die Thatsachen nicht entstellen kann. Was wir eben gehört, es dünkt mir wahrscheinlich, ja, sogar gewiß, aber ich bin noch nicht gezwungen, es zu glauben. Hingegen das, was ich weiß und Euch zu sagen habe, muß ich glauben, kann ich nicht mehr von meiner Seele werfen, muß es tragen wie eine fürchterliche Last, die erst im Grab mit mir vermodern wird, denn ich habe es selbst gesehen, selbst erlebt. Der Heilige-Geist-Wirth war bei mir, der ist mein Zeuge!"

Alles drängte sich an den Sprecher. Dieser zog aus seinem Mantel ein dunkelgrünes Tuch und ließ es im Winde flattern: „Das ist der Sack!"

„Und das ist —" schrie der sich durch das Gedränge herbeiwindende Heilige-Geist-Wirth, ein kleines, etwas schiefachseliges, aber noch junges Herrlein. Es hatte einen langen, würdigen Rock an und wollte überhaupt recht ehrenfest und mannbar thun. Dieser Herr spielte sich ebenfalls gern auf etwas Höheres hinaus, vernachlässigte seine Schankwirthschaft, um größeren Zwecken nachzuleben, doch auf seinem schmalen

blassen Gesicht mit dem kümmerlichen Geißbärtchen und den wässerig-blöden Glotzaugen stand blutwenig Würde gezeichnet. So hielt er nun eine Blechbüchse in der Luft und schrie: „Und das da, das ist —"

„Alles nach der Ordnung, Freund!" unterbrach ihn der braune Schmied.

„Erzählt, erzählt!" lärmte die Menge.

„Sobald Ihr schweigt," hierauf der Fistel.

Und als sie allmählich zum Schweigen kamen — so ein Schwall versickert erst nach und nach und dauert im Gemurmel noch fort — hob der braune Schmied sein Hütchen, um es wieder kräftig auf das Haupt zu stülpen und begann:

„Zwei Tage ist's her. Ich will auf ein Kohlengeschäft hinüber ins Kärntnerische. Treff' unterwegs mit dem Wirth zusammen, der geht ins Obdach hinein, einer Brennerei wegen. Hinter Eppenstein ist ein Brunnen am Weg, liegen jetzt daneben etliche geschälte Fichtenstämme übereinander. Weiß sie Einer?"

„Ja, ja," riefen Mehrere. „Geschälte Fichtenstämme; gehören zur neuen Brücken über die Mur."

„Gut, dort war's. Dort ist's gewesen. Sind schier völlig vorbei, sagt mein Kamerad: Was liegt denn da für ein Sack? Ist ein grüner Sack gelegen beim Brunnentrögel, und wie wir ihn aufgemacht haben, auch was drinnen. Ein altes Gewandstück, ein Riemen und eine Blechbüchse."

„Da ist sie! da ist sie!" rief der Heilige-Geist-Wirth.

„Wer's nur mag verloren haben? fragen wir noch," fuhr der braune Schmied fort, „und untersuchen das Zeug, ob nicht vom Eigenthümer eine Spur. Machen auch die Büchse auf —"

„Da ist sie!"

„So gieb sie her," sagte der Redner, nahm dem ungeduldigen Wirth die Blechbüchse aus der Hand, öffnete sie und zeigte sie hin, als sollten die Leute in das Innere schauen können. Seine Züge nehmen die Zeichen tiefster Entrüstung an, seine Stimme ist umflort, indem er nun die Worte sagt: „In der Büchse ist eine Hostie, vielfach durchstochen, und aus den Wunden, die tiefer sind, als die Hostie, rinnt frisches, rosenfarbiges Blut!"

„Die Juden!" kreischte der Jüngling Franciscus auf.

„Wir haben gezittert am ganzen Leib," fuhr der braune Schmied fort, „wir haben ein Vaterunser beten wollen, aber die Zunge ist wie gelähmt gewesen vor Schreck. Anfangs haben wir es für eine übernatürliche Erscheinung gehalten, aber weil die Hostie in unsern Händen ist verblieben und nicht verschwunden und immer hat geblutet, so haben wir gesagt zu einander: Da ist ein dreimal gottverdammtes Verbrechen begangen worden. — Wir thun Alles wieder in den Sack, und daß wir ihn zum Pfarrherrn bringen wollen. Da kommen von der Obdacher Seite zwei Juden daher —"

„Juden!" schrie es in der Menge.

„— und fragen uns höflich, ob wir keinen grünen Sack gefunden hätten? — Ja, sagen wir, ist's dieser? — Gott Israel sei gelobt, sagen sie, er ist es. — Alsdann sei auch Gott die heilige Dreifaltigkeit gelobt, sagen wir, falsche Juden, Ihr seid des Todes! Und packen sie fest. Jetzt heben sie an zu leugnen, das wäre nicht ihr Sack. Dabei zittern sie wie ein Lämmerschwanz und bitten, wir möchten sie doch nicht zum Gerichte führen, sie wären arme Leute und hätten Weib und Kind. Und betheuern, daß sie unschuldig wären an der heiligen Hostie. — Sage ich: Schurken, Ihr habt Euch ver-

rathen und verurtheilt. So wisset Ihr, daß eine Hostie im Sack ist! — Wir führen sie — den ganzen Weg her haben sie gewimmert, die Memmen — zum Gericht. Wenn unsere Richter nicht selbst bestochen wären von Juden, so müßten die Hebräer morgen zu dieser Stunde erdrosselt sein."

„An den Galgen!" lärmte die Menge, während sie sich um die Blechbüchse raufte, die mit der blutigen Hostie nun von Hand zu Hand ging, überall Staunen und Schreien und Flüche weckend.

Da war plötzlich ein Auflachen, so grell und schrill, daß es im Lärmen und Grollen der hin- und herwogenden Leute scharf wie ein Messer durch die Luft schnitt. Es kam von einem alten, mit bunten Lappen bedeckten verkrüppelten Mann, der unter einem Erlenbusch kauerte. Fahl war sein kleines Runzelgesicht, schneeweiß sein wildstruppiger, langer Bart, glühend sein tiefliegendes Auge. Auf dem Haupte hatte er eine aus Wolle gestrickte Mütze. Unheimlich und possirlich zugleich sah er aus und als er jetzt den halbnackten Arm emporstreckte: ach, es war ein fleischloser Knochen, an dem schier die Haut schlotterte. Den Arm streckte er aus mit der Blechbüchse, in welcher die Hostie war. „Oh, Mirakel! Spectakel!" schmetterte diese Gestalt nun, indem sie sich aufrichtete, „die Wunden sind tiefer als die Hostie dick ist, weil der Spieß sie auf der anderen Seite hinausgepreßt hat. Der Spieß ist leicht gar ein Nagelstift gewesen, wie sie der braune Schmied macht. Und das Blut, Mirakel, Spectakel, Schinakel! das ist dem braunen Schmied aus dem Finger geronnen oder dem Heiligen-Geist-Pantscher — etwa hat er Eine ins Gesicht bekommen — von der Nase!"

„Keine dummen Späße, beinerner Petrus!" wiesen Mehrere die alte Knochengestalt zurecht.

„Soll ich ernsthaft sein?“ fragte der so Angefahrene, „wollt Ihr mich hören?“

„Er soll was reden oder was singen, wir wollen ihn hören. Es ist der Liedermacher. Just eher haben wir in der Kirche ein Frauenlied gesungen, das er gemacht hat. Den Spruch, den der Idunburger Nachtwächter schreit, hat er auch gemacht. Singst heut was Neues, beinerner Petrus, so kriegst einen Schinderling. Redest was Kluges, so sollst einen Mittagsknödel haben, mit einem Gesegne-Gott gesalzen und mit Branntwein geschmalzen. Ja, Petrus, sing' was Lustiges, sing' uns vom verliebten Hansel und der trutzigen Gretl, und klappere mit Deinen Knochen den Tact dazu!“ So schrien sie ihm zu von mehreren Seiten.

„Männer!“ ließ sich der braune Schmied wieder vernehmen, „wir haben Wichtigeres zu thun, als auf den närrischen Alten zu hören. Was wir heute vernommen und jeden Tag vernehmen und erfahren, seht Ihr darin keine Lehre für Euch? Empfindet ihr keine Nothwendigkeit? Leset ihr an dem ermordeten Kinde, an der durchstochenen Hostie, an den tausend anderen Uebelthaten und Greueln der Juden kein Gottesgebot? Soll der Himmel noch deutlicher sprechen, wer Euer Verderben ist? Soll er noch lauter warnen vor der Pestbeule der Menschheit, vor dem Erbfeind unseres Reiches und heiligen Glaubens?“

Er hielt inne. Alles schwieg und schaute auf den Sprecher. Dieser fuhr gedämpft und feierlich fort: „Wenn heute unsere deutschen Voreltern auferstehen könnten auf dem alten Kirchhof zu Idunburg und in ihrer Nachbarschaft den Judenacker fänden und von der Synagoge her den Ruf des Hebräers hörten, und Gasse für Gasse vor den Thoren sich ihnen die geldgierigen Hände der Semiten entgegenstreckten, was würden

sie sagen? O, Herrgott Jesu! würden sie rufen, wohin hast Du die Schollen unserer Gräber getragen, während wir schliefen? Das ist nicht unser geliebtes Idunburg, die traute, heilige Heimat, die wir von unseren Vätern empfangen und unseren Söhnen vererbt haben! — Bürger von Idunburg, von Eurer Kindheit Stätte verdrängte, weichende Bürger von Idunburg, wie wollet Ihr vor solcher Anklage Euch rechtfertigen? Judenknechte! Thut die Augen auf und seht, wie die Todten ihre Hände aus den Gräbern strecken. — Sie reichen Euch das Schwert."

„Das Schwert! das Schwert!" erscholl es vielstimmig in der Menge. „Tödten! Vertilgen! Untergang den Juden!"

Der braune Schmied erhob den Arm wie zur Besänftigung des Aufruhrs, dann sagte er: „Ihr habt es gesagt. Ich wollte der Stimme Gottes nicht vorgreifen. Untergang den Juden!"

„Untergang den Juden!" schrien die Männer, die Weiber.

„Untergang den Juden!" schmetterte der Greis am Gebüsche, seine Stimme übertönte das Geschrei der Rotte. Auf seinen Beinen sitzend, die Arme wie zwei Vorderfüße in die Erde stemmend, so neigte er sich vor, schüttelte den Eisbart und wackelnden Hauptes fuhr er fort zu reden: „Ja, Freunde, Bürger, Männer und Judenknechte, wir wollen die Juden erschlagen. Aber nicht, weil sie Brunnen vergiften und Christenkinder tödten und Hostien schänden, das ist ja Alles nur erstunken, das haben wir Herren und Ritter, Grafen und Pfaffen nur erfunden, um das Volk gegen die Juden zu verhetzen. — Wir wollen die Juden erschlagen. Aber nicht, weil sie unseres Stammes nicht sind und unseres Glaubens nicht. Wir blümeln das dem Volke nur vor, damit wir Gott und Vaterland zum Schlachtgeschrei machen können. — Wir

wollen die Juden erschlagen. Aber nicht, weil sie der Väter fromme Sitten und herrliche Tugenden mit Füßen treten und deutsche Treue und Rechtschaffenheit mißachten, denn insgeheim befinden auch wir uns wohler in Weltgenuß und Verweichlichung, insgeheim schleichen, lügen und betrügen auch wir, wenn es gilt, Lüsten zu fröhnen, Güter zu gewinnen und Feinden zu schaden. — Nein, Freunde, Männer, Knechte! Wir wollen die Juden erschlagen, weil sie das Geld haben, weil sie unsere Schuldbriefe bergen in ihren eisernen Kisten, weil sie uns die Eisenhämmer und Schlösser und Klöster nehmen werden, wie sie uns die Straßen genommen haben. Weil sie klüger sind als wir, und wir vielleicht stärker als sie, darum wollen wir sie erschlagen. Hosianna!"

Als der Alte unter dem sich steigernden Murren des Volkes so gesprochen hatte, rief der Jüngling Franciscus, todtenblaß geworden vor Wuth, mehrmals nacheinander: „Er ist selber Jude! selber Jude! selber Jude!"

„Was nutzt das Geschrei!" verwies ihm sein Vater, der braune Schmied, und trat hoch aufgerichtet in seiner reckenhaften Gestalt an den alten Petrus heran, mit einer Miene, als wollte er ehernen Schrittes den Krüppel zertreten. Doch blieb er unmittelbar vor der armseligen Gestalt stehen und mit dem Ausdruck unsäglicher Verachtung, knurrte er auf diese nieder: „Creatur!"

Der Greis neigte sein Haupt, als danke er für einen freundlichen Gruß.

„Du hast gesagt," sprach nun der braune Schmied, „daß das Hostienschänden der Juden erlogen wäre! Also habe ich in dem, was ich vorhin erzählt, gelogen!"

„Was hast Du denn vorhin erzählt?" fragte der Krüppel.

„Verstelle Dich nicht, Du hast es recht wohl gehört, wie ich gesagt, daß ich und der Heilige-Geist-Wirth am Brunnen den Judensack mit der geschändeten Hostie gefunden haben."

„Das Ding wird wer Anderer gemacht haben."

„Nimm das Wort zurück!" donnerte der braune Schmied mit einer Stimme, daß davor die Umstehenden zusammenzuckten. Der Greis auf der Erde zuckte nicht, er blieb hocken, nur, daß er langsam und befremdlich sein Haupt hob gegen den Schmied.

„Nimm Dein Wort zurück!" wiederholte dieser drohend.

„Das kann ich nicht, Meister Schmied."

„Du weißt, mit wem Du es zu thun hast. Nur meiner Ritterlichkeit verdankst Du es, daß ich Dich nicht wie eine Kröte in den Lehm stampfe. Noch einmal fordere ich Dich auf!"

„Es nutzt Dir nichts, Schmied."

„Die Folgen schreibe Dir selber zu," sagte der Schmied, und leise setzte er bei: „Du wirst Dich mit mir schlagen."

Der Greis hob sein Haupt noch etwas höher:

„Was werde ich?"

„Du wirst Dich mit mir schlagen."

Schaute der Alte verblüfft auf den Riesen, der vor ihm stand und murmelte: „Bist Du toll . . .?"

Die Nächststehenden glaubten anfangs nicht recht gehört zu haben, dann huben sie an zu kichern, und als es laut ward, der braune Schmied habe den beinernen Petrus zum Zweikampf gefordert, brach ein schallendes Gelächter los.

Dieses Gelächter verdroß den ritterlichen Kämpen, es war ihm für heute Alles verdorben. Auch Soldaten zeigten sich in der Nähe, nicht übel gesonnen, im wilden Kirchtags-

treiben Ordnung zu machen. Knirschend, daß er dem alten Vagabunden erlegen war, ging der braune Schmied rasch mit der Miene eines Empörten davon und riß unterwegs noch eine übrig gebliebene Judenbude zu Boden. — Ihm das! Ihm, dem ritterlichen Ehrenmann. Es ist eben — so tröstete er sich — ein Beispiel von der Verkommenheit des Geschlechts, von dem grauenhaften Einfluß des Judenthums auf das Volk. Aber das wird Anders werden!

„Schweig', Junge!" sagte der Schmied zu seinem wüthig hin- und herfahrenden Sohn, „es kommt die Zeit!"

Die Leute verliefen sich von dem Anger zu Maria im Buchenwald. Nur der Heilige-Geist-Wirth strich früher noch zum beinernen Petrus hin: „Feigling! Du kommst mir nimmer in mein Haus. Eine Schande, mit Dir an Einem Tisch zu sitzen!"

„Für mich," sagte der Alte.

Der Heilige-Geist-Wirth stöhnte vor Wuth: „Von den Juden bist bestochen!"

Da begann der Alte in sich hineinzukichern.

„Was giebt's da zu lachen, Ungeheuer!"

„Weil ich jetzt Eins gleich hab' mit unserem Herrgott. Der ist auch von Juden bestochen worden?"

„Wie so?"

„Habt Ihr nicht erzählt von der durchstochenen Hostie?"

„Gotteslästerer!" gröhlte der Heilige-Geist-Wirth und ging seiner Wege.

„Leutelästerer!" gab ihm der Alte nach.

Als er allein war unter den grünen Bäumen, that es ihm leid, sich den Wirth verscherzt zu haben. Er war hungrig und durstig. Für ein lustig Lied, das er lustigen Gästen mitunter zum Besten gab, hatte er beim Heiligen-Geist-Wirth

bisweilen die Knochen abnagen dürfen, welche die Gäste auf ihren Tellern übrig gelassen, und das hölzerne Schüsselchen austrinken, welches im Keller unter die tropfende Pipe gestellt war. Das sollte nun vorbei sein. — „Doch," dachte der Alte, „ich gehe zum Bock, vielleicht ist der Bockwirth christlicher, wie der vom heiligen Geist." Nun war aber der Bockwirth ein Jude, und noch dazu ein zweifacher, denn er führte gemeinsam mit seinem Bruder das Geschäft.

Mit unsäglicher Umständlichkeit und Mühe arbeitete sich der beinerne Petrus endlich empor. Es war kaum der Mühe werth, er war durch das Aufstehen nicht viel größer geworden. Das Kerlchen war kaum vier Fuß hoch, dazu noch über und über verknirpelt und verknorpelt. Sein Gewand war bunt wie ein Narrenkleid vor lauter Flecken.

Noch zog er sich mit beiden Fäusten die Wollenmütze über die Ohren, dann nahm er von der Erde auf eine Krücke und eine zweite Krücke, und dann machte sich das vierfüßig gewordene Ding mit großer Emsigkeit davon. —

Vor dem Stadtthore zu Idunburg stand das stattliche Bockwirthshaus. Die Thür war weit offen, der beinerne Petrus torkelte hinein und that sich im hinteren Winkel an einen Tisch. Allsogleich kam einer der Wirthe, ein langbärtiger, ehrwürdig aussehender Mann, den das schwarze Käppchen auf den grauenden Locken fast zu einem Rabbi zeichnete. Rasch und gebückt strich er herbei und fast demüthig fragte er den neuen Gast um sein Begehr.

„Wovon Ihr am meisten in der Küche habt, recht ist mir Alles," antwortete der Petrus.

„Und Trunk?"

„Von dem reden wir später."

„Ist recht gut, wir reden später davon, ist recht gut," näselte der Wirth und eilte davon. Doch mitten in der Stube blieb er stehen, schielte ein wenig her auf den alten, armseligen Mann, kam dann zurück und tief geneigt zischelte er: „Der liebe Herr verzeiht, wir sind Geschäftsleute. Es giebt so viel Bettelvolk heutzutag; der liebe Herr verzeiht. Um Gottes Lohn könnten wir nichts geben, lieber Herr!"

„Ist mir in der Seele hart," antwortete der Petrus, „Menschenlohn kenne ich nicht."

„Gott über die armen Leute!" seufzte der Wirth und ging seinen übrigen Gästen zu.

Der Petrus blieb sitzen. Wenn er schon selber nichts essen und trinken kann, so will er Anderen dabei zusehen. So oft der blaukittelige Fuhrmann dort drüben ein fettes Stück Schweinsbraten in den Mund steckt, hebt auch der Petrus an zu kauen — Zähne, Gott Lob, hätte er noch gute. So oft Jener sein Weinglas leert, er leert es immer auf Einen Zug, schluckt der alte Petrus für sich das Wasser hinab, das ihm vor lauter Appetit im Munde zusammengelaufen war. — Und das ist der Unterschied, dachte sich der Petrus, der Christenwirth hat nichts geschenkt, und war noch grob dazu. Der Judenwirth schenkt auch nichts, ist aber höflich dabei.

Jetzt kam ein stattlicher Mann mit vollem, glattrasirtem Gesicht und einer Glatze. Das war der zweite Bockwirth. Er kam auf den Petrus zu und fragte ihn barsch, worauf er warte? Wenn er kein Geld im Sack habe, solle er sich zum Kukuk scheren. „So ein zerrissener Lumpenkerl im Wirthshaus vertreibt sieben ehrliche Gäste."

„Mag sein, mag sein," entgegnete der Alte, packte sich hastig zusammen und humpelte davon.

Draußen blieb er stehen und sah sich das Bockwirthshaus an. Er sann auf einen Unterschied zwischen dem Heiligen-Geist-Wirth und dem Bockwirth — und fand keinen.

Die schöne Gebirgsstadt Idunburg, zu welcher die Kelten den ersten Grundstein gelegt haben sollen in uralten Zeiten, an einem Kreuzungspunkte zweier Weltstraßen gelegen, war in den letzten Jahrzehnten durch Handel und Gewerbe wesentlich aufgeblüht. Darüber freute sich anfangs freilich Niemand mehr als die Eingeborenen, die alsbald auch ein üppiges Herrenleben zu führen begannen, zum Verdrusse der kleinen umliegenden Orte, die sich von der wachsenden Stadt ausgesogen und gedrückt fühlten. Allmählich aber wurde es den Patriciern von Idunburg selbst unbehaglich und unheimlich, denn es stellte sich heraus, daß die Hebräer, die einst schleichend und schmeichelnd als Hausirer, Krämer und Wechsler in die Stadt gekommen, durch Fleiß, Sparsamkeit, Klugheit und Gewissenlosigkeit den Handel und manche Gewerbe an sich gebracht hatten und nun die Oberhand gewannen. Ganze Stadttheile waren von Juden besetzt, es waren nicht die reinlichsten Gassen, aber es waren die wohlhabendsten und belebtesten. Manches schmutzige Jüdlein stand, mit Bücklingen und Koseworten um die Gunst der Kunden werbend, vor der niedrigen, mit alten Lumpen behangenen Thüre, durch welche der Weg über finstere Treppen, oft über Wälle von Waarenballen in Prunkgemächer mit viel edlem Metall und kostbaren Steinen führte. Den christlichen Käuferinnen thaten die Kosenamen, die sie unter ihren eigenen Glaubensgenossen nur allzu spärlich erhielten, bis in die Seele hinein wohl und sie kauften beim Juden. Und das

Geld, das ihnen die Weiber brachten, borgten sie auf hohe Zinsen den Männern, welche immer mehr in Glanzsucht und Wohlleben sinkend, als wohlehrsame Bürger von Jdunburg harmlos und lustig dahin lebten. So war ein Haus um das andere den auch durch weite Handelsverbindungen reich-begünstigten Juden zugefallen, und von hohen Herren wußten sie für Geld und gute Worte manches Privilegium zu erhaschen. — Noch war die Obrigkeit zu Jdunburg christlich, aber der hohe Stadtrath bedurfte Geld, die Geistlichkeit bedurfte Geld — so hatte der Jude im Rath stets eine klingende Stimme.

Auf dem stattlichen Marktplatz stand ein altes Patricierhaus, einst durch Macht und Reichthum ausgezeichnet, nun noch das Maischeka'sche Haus genannt, aber in den Händen der Juden. Zwei Söhne des Hauses, die Erben früh verstorbener Eltern, tonangebend als die flottesten und freigebigsten Bürgerjünglinge der Stadt, hatten das Vermögen durchgebracht, und noch bevor sie das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt, waren sie von den Juden auf die Gasse gesetzt.

Pepo Maischeka, der ältere der Beiden nun plötzlich heimat- und besitzlosen Brüder, wurde von den Stadtvätern zu Gnaden als Stadtschreiber aufgenommen. Weil er aber dazu seiner zutage tretenden Rüppelhaftigkeit, Anmaßlichkeit und Unordentlichkeit wegen nicht taugen wollte, so setzten sie ihn wieder ab und gaben ihm die Stelle eines Vogtknechtes. Das war so viel als ein Kerkermeister, der die Stadtarreste zu überwachen hatte. — Dazu zeigte der derbklötzige Geselle schon bessere Eignung, obgleich er einmal einen Gefangenen halb zu todt gewürgt hatte. Pepo war nämlich gegen seine Pflegebefohlenen überaus roh und gewaltthätig. Er hatte ein ganz gemüthliches, vollmondrundes, schon ein

wenig in Wein verdunsenes Gesicht mit einem gelben Schnurrbärtchen, was damals sonst nicht Art und Sitte war; seine Augen lugten wie Schweinsäuglein zwischen den fleischigen Wulsten lüstern und lauernd hervor, was bei solchen Gesellen zu aller Zeit Art und Sitte war. Eines Tages war Vogtknecht Pepo mißmuthig und gab, um sich zu erheitern, einem Gefangenen ein paar Backenstreiche. „Wie viel nur auf Deinem Ohrfeigengesicht Platz haben möchten?" fragte ihn der Geschlagene. Diese bescheidene Anfrage wäre sein Tod gewesen, wenn ihn nicht ein rechtzeitig herbeigekommener Wachsoldat aus den wüthigen Krallen des Vogtknechtes losgelöst hätte.

Der Vogtknecht war ein Freund des braunen Schmiedes und des Heiligen-Geist-Wirthes, mit denen er seltsame Orgien feierte. Alle Drei waren grimmige Judenfeinde; sie schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß, das sie nach den alten Germanen benannten. Auf ihren Jagdzügen hielten sie im Walde unter Eichen bei prasselndem Feuer Gelage, verzehrten halbrohes Wildpret und soffen Bier aus Ochsenhörnern. Speere, Bärenhäute, Eberkopfkapuzen hatten sie auch, der Pepo suchte nur noch nach dem altgermanischen „Helm mit den Auerochsenhörnern". Nicht lange währte es, und der Vogtknecht hieß in ganz Idunburg: Pepo Maischeka, der Germane mit der silbernen Lampe.

Die silberne Lampe aber hatte wieder ihre besondere Geschichte.

Der Vogtknecht war Bräutigam eines christlichen Mädchens. Die alten Germanen hatten ihre Weiber gekauft, diesmal jedoch ging's blos umgekehrt, das Weib kaufte den Mann. Er war von der kleinen Marie, einer Tochter des „güld'nen Bräu" zu Idunburg angezogen worden, weil sie

Geld hatte. Um dieselbe Zeit sah der Pepo ein anderes Weib; „schon der Gedanke sie zu küssen, macht mich rasend!“ vertraute er dem Wirth zum Heiligen-Geist. Aber das Weib gehörte dem verfluchten Stamme an, dem er den Untergang geschworen — es war eine junge, dralle, herrliche Jüdin. Sie hatte einen rothhaarigen schielenden Mann, der brennende Benjamin genannt, einen überaus häßlichen, berüchtigten Burschen, für den sogar eine Jüdin zu gut schien. Allein, der Vogtknecht hatte gehört, wie unübersteigbar bei den Hebräern die Grenzen des Familienlebens seien. — Eines Tages war in der Pfarrkirche zum heiligen Nikolaus am Hochaltar eine silberne Ampel abhanden gekommen; zur selben Stunde war in der Kirche die Jüdin Rebekka — so hieß die Schöne — gesehen worden. Frau Rebekka ward eingezogen und dem Vogtknecht übergeben, der sie bis zum Gerichtstag zu bewachen und zu verpflegen hatte. Pepo that es willig, er erinnerte sich an die Worte des Stadtpredigers, daß man auch seinem größten Feinde die Beleidigung mit Liebe vergelten müsse. — Etliche Wochen später hatte sich die Ampel wieder gefunden; sie mußte vom Altar rückwärts hinabgeglitten sein, sie stak in einer Mauerspalte. — Frau Rebekka wurde freigelassen, und den Vogtknecht, der die Ampel entdeckt hatte, hießen die munteren Mäuler von Jdunburg den Mann mit der silbernen Ampel.

Mittlerweile war auch ein anderer Wunsch Pepo's des Germanen in Erfüllung gegangen, leider in recht üblem Sinne; seine kleine Braut hatte ihm Hörner aufgesetzt. Der rothhaarige, schielende Jude entschädigte sich für die silberne Ampel. Und das mußte dem gewaltigen Anti-Hebräer passiren! Er ließ sie aber nicht sitzen, denn sie saß auf dem Geldsack. Verflucht war's nur, als — da er sie heimführte —

der Jude nach dem Geldsack des „güldenen Bräu" griff, für alte Schulden, die in des Semiten Urkund furchtbar gewachsen waren. Und es erwies sich als zu wenig, der Eidam war noch schuldig darauf. —

So stand es um die Zeit, da die beiden Straßenjuden als der Hostienschändung am Brunnen bei Eppenstein beschuldigt, eingebracht und in das Gewahrsam des Vogtknechtes übergeben wurden.

Die Gerichtsverhandlung war hochnothpeinlich, die Juden winselten und rauften sich den Bart vor Schmerz und Verzweiflung, aber sie gestanden nichts. In halb ohnmächtigem Zustande wurden sie in ihre dunklen Einzelkammern gebracht, wo sie noch lange zum Gott der Väter riefen um Aufdeckung ihrer Unschuld. Mittlerweile nahm die Erwägung der Richter ihren Verlauf; da sich die Ankläger oder Zeugen in Widersprüche verwickelt hatten, so wurden die beiden Juden freigesprochen. Als man sie aus den Zellen führen wollte, meldete der Vogtknecht, er hätte die Delinquenten todt gefunden. Der Eine habe sich mit einem Strohband, der Andere mit seinem Gebetriemen erhängt.

Die Sache konnte oder wollte nicht untersucht werden, es drohten der immer erregter werdenden Stadt neue, große Ereignisse. —

Wenn es so fortginge, meinten die Besonneneren, so würde es zu Gewaltthätigkeiten kommen, zu Raub und Plünderung. Der braune Schmied sagte, er billige dergleichen nicht. Aber im Kampfe sei jedes Mittel erlaubt; sei der Sieg errungen, dann würde man wieder nach Recht und Sitte handeln.

„Wollt Ihr Euch den Arm abhauen?" rief der beinerne Petrus dazwischen. „Wer dem Teufel einmal die Hand ge-

reicht hat, der kommt nicht wieder los, oder er muß sich den Arm abhauen!"

Der Heilige-Geist-Wirth wollte mit dem beinernen Petrus wieder Freundschaft machen; lud den Alten ein auf einen Imbiß, den sich dieser auch wacker munden ließ. Alsbald jedoch rückte der Wirth heraus mit seinem Anliegen, er wünsche vom Petrus einen Segen gegen Hieb-, Stich- und Brandwunden, falls unfriedliche Zeiten kämen. Der beinerne Petrus hatte oder machte derlei, und genossen seine heiligen Erzeugnisse gar keinen schlechten Ruf. Diesmal versprach er auch was, doch war sein Sprüchlein nicht ganz im Sinne der Besteller. Nach wenigen Tagen ging in der Stadt folgender „Segen" um:

„Ich laß' Euch legen
Auf die Bank — zum Segen.
Ihr Herren und Bürger,
Ihr Schänder und Würger,
Germaniens Schild,
Den laßt aus dem Bild.
Germaniens Treue
Verletzt Ihr auf's neue.

Germanische Ehr'
Heischt offene Wehr' . . .
Die Hörner der Alten,
So herrlich zu schauen,
Sie wurden gepflanzt nicht,
Wie heut', von den Frauen.
Daß Gott euch verdamm'
In Ewigkeit, Am."

Der Verfasser dieses Liedchens mußte sich eilig flüchten auf seinen zwei Krücken.

Der braune Schmied gab förmlichen Tagesbefehl seinen Anhängern, dem beinernen Petrus den Garaus zu machen.

Der Jude Täublein, der Zöllner vom oberen Thor bot ihm ein Versteck.

„Daß Du mich verkaufen könntest!“ rief ihm der Greis zu, „ich traue Euch Allen nicht. Ich gehe ins Thal zu den Bauern.“

Als er draußen auf der einsamen Weide war, wendete er sich und ging ins Gebirge zu den Hirten. —

Indeß waren die Bürger zu Idunburg um einen Segen, wie sie ihn brauchten und wollten, nicht verlegen. Man wußte und kaufte und lernte das folgende Tractätlein:

„O Herr Jesu Christi Gott! durch die Wunden Deiner Rechten mach' mich stichfest! durch die Wunden Deiner Linken mach' mich schlagfest! durch die Wunden Deiner Füße mach mich feuerfest in der Feindesschlacht!

Steh' uns bei gegen die falschen Juden! gegen die blutdürstigen Juden! gegen die teuflischen Juden! Jesu, Dir lebe ich! Jesu, Dir sterbe ich. O Herr Jesu Christi Gott! Zebaoth in der Höhe! Wegen Deinem heiligen Sterben lass' mich leben in der Feindesschlacht! Emanuel, ich rufe Dich! Emanuel, erhöre mich! Im Namen Jesu tödte sie! Tödte sie, verfluche sie, verdamme sie! Hilf uns aus aller Noth, o Herr Jesu Christi Gott! Auf, ihr lieben Christen! Auf, ihr lieben Christen! Auf, ihr lieben Christen! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Zebaoth! Amen!“

Es ist berichtet worden, daß der Pepo noch einen Bruder hatte, der wie er selbst durch Leichtfertigkeit in die Hände der Juden gekommen und von diesen ruinirt worden war. Dieser Bruder hieß Damian und war um einige Jahre jünger als Pepo. Er war von diesem grundverschieden; schon

äußerlich. Damian hatte eine schlanke, fast schmächtige Gestalt, war blaß im Gesicht und hatte fast flachsgelbe Ringellocken. Es war an ihm etwas Kindliches und Schwärmerisches; bisher hatte er freilich nur für Würfel, Wein und hübsche Mädchen geschwärmt. Er hatte sich an seinem Glück, das ihm als selbstverständlich schien, harmlos ergötzt und dessen Verlöschen, das ihm als Folge toller Vergeudung ebenfalls als selbstverständlich schien, harmlos ertragen. Nichts destoweniger konnte er die Anfeindungen und den steigenden Haß begreifen, womit sich Christen und Juden befehdeten. Wenn ihm auf der Gasse Jemand begegnete, dachte er nicht erst daran, ob es ein Christ oder ein Jude sei, er wußte sie gewöhnlich gar nicht zu unterscheiden; da mußte der Kaftan schon sehr lang, das fettige Haar schon sehr gekraust, die Nase schon sehr krumm und der ganze Kerl sehr schmutzig sein, bis er an ihm den Juden erkannte. Er kümmerte sich auch nicht weiter d'rum und nahm die Freude von Jedem, der sie bot. Er besaß jenen göttlichen Leichtsinn, der nicht bloß hetzend in das Elend hinein-, sondern auch tänzelnd wieder aus demselben herausführt. Das Lautenspielen wollte er lernen und sich damit in den Straßenschenken Brot, Wein und der Liebe Gunst erwerben. Der hohe Rath von Idunburg jedoch schämte sich, daß einer seiner Bürgerssöhne derart verkommen sollte durch die Welt stromern müssen; wie der hohe fürsorgliche Rath den Pepo zum Kerkermeister im dunklen Verließ gemacht hatte, so ernannte er den Damian zum Thürmer hoch in der freien Luft.

Die Idunburger hatten aber auch einen Thurm! Frei stand er mitten auf dem großen Stadtplatz; aus rauhen Quadern gebaut, sprang der viereckige finstere Bau gewaltig in die Luft. Die höchsten Thürme der Stadt ragten kaum

über sein erstes Stockwerk empor, er hatte aber deren drei! Wer auf dem Platze stand und emporblickte an diesem rostbraunen Riesen, der glaubte, daß er sich pyramidenförmig verjünge, diese Täuschung ward von der mächtigen Höhe erzeugt, in der That war der Thurm oben so breit und wuchtig wie an seinem Fuße. Zuhöchst oben war nach jeder Richtung hin ein gothisches Doppelfenster, dann brach ein stumpfes unförmiges Dach den Bau plötzlich ab. Heute steht an jenem Platze ein anderer alter Thurm, der auch seinesgleichen sucht im Lande, aber er verhält sich zu jenem ersten, wie das heutige Geschlecht zu den Hünen. In stundenweiter Ferne sahen die Wanderer, die über die Ebene herankamen, schon den Thurm zu Idunburg vor dem blauenden Hintergrunde des Gebirges. Und als einst von diesem Thurme die große Glocke hinausgetönt über Berg und Thal, haben die Menschen gebebt und gebetet. Als die Türken fürchterlich wild die Gegend durchflutheten und Menschenfleiß und Menschenglück wie schlechtes Spielzeug in den Boden traten, rief die Glocke auf dem Thurm zu Idunburg. Als eine gräßliche Feuersbrunst den größten Theil der Stadt verheerte, klagte die Glocke, während die Funken den felsgepanzerten Bau umsprühten. Hätte das Feuer den Weg gewußt, unten zum Pförtlein hinein, wie Menschen gehen, es hätte an dem wuchtigen Holzgebälke des Inneren Nahrung vollauf gefunden und den weinenden Ring in der Höhe bald zum Schweigen gebracht.

Dieser Thurm stand als das Wahrzeichen von Idunburg. Oben unter den Glocken war die kleine Wohnung des Thürmers, der täglich dreimal und sonst zu verschiedenen Gelegenheiten läuten mußte. Nur die große Glocke ließ er ruhen, deren Schwenkel war mit Ketten gefesselt. Ferner hatte der Thürmer nächtiger Weile wachsam hinauszublicken

über die Stadt und Umgebung, um allenfalls Verdächtiges durch ein Blechhorn schallend zu verkünden.

Als Damian die zwölf finsteren Leitern heraufgeklettert, zum erstenmal von diesen Fenstern hinabblickte, erfaßte ihn Schreck und Staunen. Und dieses Gewirr von Gemäuer, Gebälke und zerrissenen Brettern da unten in der Tiefe soll das stolze Idunburg sein? Das ist ein Haufen Trödel, zwischen den die Käferlein der Menschen hin und her hasten. Was diese rothe Scheibe sein mag, die dort auf den Hausdächern liegt? die Kuppel des Stadtpfarrthurms, ist's möglich? So ist selbst das Große, Thurmhohe niedergesunken; hingegen gewaltig bauen sich die gegenüberstehenden Waldberge auf, breitet sich das Thal mit den weißen Fäden seiner Straßen, die alle heranzogen zur siebenthorigen Stadt. Plötzlich mußte sich Damian an das Mauerwerk halten, es flog mit ihm der Thurm durch die Luft ....

So war er nun Einsiedler geworden, der lebensheitere Bursche, Einsiedler, mitten in einer belebten Stadt, Einsiedler in den Lüften. Täglich einmal stieg er hinab um Lebensmittel, kam aber gerne wieder zurück zu seinen Glocken. Seit er kein Geld mehr hatte, galt er nichts unten, nichts bei den Juden und nichts bei den Christen. Seine früheren Genossen spotteten ihn. Da war es ihm lieber oben über den Schwalben und den Tauben, wovon sich manche zu ihm emporschwangen und mit denen er manches Stück Brot zu theilen pflegte.

Einmal, als Damian unten am Stadtbrunnen mit seinem Kruge Wasser schöpfte, sah er ein feines blauäugiges Mädchen. Blauäugig und schwarzgelockt, ein Naturspiel, wie er es noch niemals gesehen. Und als sich unversehens ihre Blicke trafen — ein Naturspiel, wie er es noch niemals ge-

fühlt. Sie kam nicht, um Wasser zu holen wie die anderen Dirnlein, dafür trug sie wohl ein zu feines Kleid. Sie hatte ein weißes Pintscherlein, und das im steinernen Brunnenkessel zu baden, dazu kam sie. Aber der Kessel war halb ausgeschöpft und das Mädchen vermochte mit seinen weißen Armen kaum über den Rand hineinzureichen, um das Hündlein zu waschen, zu krausen und zu treuen. Plötzlich that sie einen halbunterdrückten Schrei und suchte sich auf die Brüstung zu schwingen; der kleine Liebling war ihr aus der Hand geglitten und kroch auf dem Wasser in Todesnoth, plätschernd und zappelnd, pfauchend und sprudelnd, dem Untergange nahe.

Damian neigte seinen schlanken Leib vor, mit langem Arm erfaßte er das schwabelnde Thier, hub es an der Wolle hoch in die Luft, daß das Wasser in hundert Brünnlein von ihm niederrieselte. Der Pintscher schüttelte das Nasse von sich, pfusterte es aus Schnauze und Nase, da ruhte er auch schon im trauten Schoß seiner Herrin. Diese hatte dem Retter nur einen wunderbaren Blick zugesandt, doch ohne Wort des Dankes ging sie davon.

Sie kam nun aber jeden Tag mit ihrem Pintscher an den Brunnen, zur Stunde, als der Thürmer Wasser schöpfte. Um das Hündchen der Gefahr des Ertrinkens nicht noch einmal auszusetzen, hatte Damian höflich gebeten, daß er es mit seinen längeren und stärkeren Armen in das Wasser halten und betreuen dürfe. Da sie sah, wie glimpflich und zart er das Thier anfaßte und wie sich dieses von ihm mit Wohlgefallen streicheln und waschen und krauen ließ, so winkte sie ein Ja.

So geschah es nun wiederholt, daß der junge Thürmer den weißen Pintscher des schönen fremden Mädchens badete, ohne daß sich die beiden nahe nebeneinanderstehenden Menschen

scheinbar viel um einander kümmerten. Eines Tages, als Damian in seinen Thurm hinaufstieg, sah er in der Dunkelheit hinter sich an den Leitern einen lichten Punkt, den er für einen von der Mauerlücke niederfallenden Sonnenstrahl hielt. Als er in sein Stübchen kam und die Thür hinter sich schließen wollte, huschte der weiße Pintscher herein. Mit schalkhafter Treuherzigkeit und schweifwedelnd schaute das Thier aus seinen runden, kohlschwarzen Aeuglein zu ihm auf, als wollte es sagen: Sei nicht böse, daß ich da bin; ich möchte meinem braven Bademeister nur einmal einen Besuch machen. Es ist aber ein arger Weg zu Dir herauf. Luft wirst Du genug haben da, aber mit der Gesellschaft wird's schlecht stehen. Wenn Du erlaubst, möchte ich Dir schon ein wenig die Zeit vertreiben helfen.

Jubelnd nahm Damian den Pintscher auf seinen Schoß und streichelte die seidenweiche Wolle und hub mit ihm ein Gespräch an.

„Du lieber, kleiner Kerl," sagte er, „vielleicht hast Du mir was auszurichten? Deine schöne Herrin, Du hast sie wohl auch recht lieb. Wenn Du sie mitgenommen hättest zu mir herauf!"

Das Hündlein machte gar vergnügte Augen, spitzte die kleinen Ohren, wedelte mit der Fahne seines Schweifes, hob das Schnäuzchen und leckte mit dem rothen Zünglein an seinen Mund hin.

„Oh Schelm!" rief Damian, „das kann ich auch!" Und herzte es und ringelte die zarte lange Wolle um seinen Finger und drückte das kleine, possirliche Geschöpf an seine heiße Wange. Dann bemerkte er das rothe Bändchen, welches das Thier um den Hals gebunden hatte. Er untersuchte die Masche, ob in derselben nicht vielleicht ein Zeichen, eine

Nachricht für ihn verborgen sei. Er fand nichts, so krausete er wieder die weichen Locken des schmiegsamen Geschöpfes und sagte: „Hätte ich erst sie so, wie ich jetzt Dich habe!"

Die Glocke schlug an, er war unversehens auf den Hebel getreten. Das Thier erschrak vor dem schrillen Schall und machte einen Satz ans Fenster hin.

„Oho!" sagte Damian und erhaschte es noch. „Ich glaube Dir, daß Du ein guter Springer bist; doch, wer da hinaus will, der muß Federn haben statt Wolle. Aber zu dieser Jahreszeit haben mich auch die lieben Vöglein verlassen. Ich bin ganz allein, sage das Deiner Herrin!"

Das Thier konnte sich nicht mehr beruhigen, bis es der Thürmer hinabtrug und vor das Pförtlein setzte.

An einem der nächsten Tage suchte das schöne Mädchen den Hund wieder einmal selber zu versorgen, als hätte sein Nachlaufen auf den Thurm ihre Eifersucht erregt. Der Brunnenkranz war voll bestanden von Wasserschöpfenden. Plötzlich huschte ein Mann herbei und mit den Worten: „Diese verfluchten Jüdinnen! das Wasser verpesten sie mit ihren Kötern!" riß er das blauäugige Mädchen rücklings vom Brunnenkranz über die Stufen hinab, daß es zur Erde taumelte.

Damian besah sich jetzt den Mann, es war der Wirth zum heiligen Geist.

„Herr!" winkte er ihm, „kommt einmal und beseht Euch die Giftblasen im Wasser!"

Der Wirth, noch empört über die Jüdin, stieg hinan, reckte seinen Oberkörper vor, um im Kessel die Giftblasen zu sehen. Rasch packte der Damian ihn bei den Beinen, stürzte ihn kopfüber in das Wasser und mit dem Rufe: „Jetzt ist die Giftblase drinnen!" eilte er mit dem beschimpften

weinenden Mädchen unter dem Gelächter der Umstehenden davon.

Der Heilige-Geist-Wirth kroch mühsam und geifernd ans Trockene, aber bis er das Wasser aus den Augen gebracht hatte, war der Feind längst verschwunden. Den Pintscher hatten sich die Wasserweiber gefallen lassen, doch nachdem jetzt das blaßgelbe Wirthlein dringelegen, wollte Keine mehr schöpfen. Das Wasser wurde abgelassen und während es hinausfluthete über den Platz, standen hinter dem Thurmpförtlein Damian und das schöne Mädchen eng umschlungen. Sie hatte ihm mitgetheilt, daß sie die Tochter des Kaufherrn Jöbsel sei, sie hatte ihm ihren Namen „Susanna" genannt und weinte nun an seiner Brust.

„Macht's Dir was, daß ich ein Christ bin, Susanna?" fragte er.

Sie deutete: nein.

„So macht's auch mir nichts, daß Du eine Jüdin bist," sagte er, „komme mit mir auf den Thurm."

Sie schüttelte das Haupt und schlug ihr Auge nieder.

Der Bursche schaute sie an mit besorgtem Blick und sagte: „Wer weiß, was noch kommt über unser Idunburg. Die Zeiten sind unsicher und es ist gar nimmer heimlich auf der Welt. Ich will Dir was sagen, Susanna. Vom Thurm aus sehe ich auf die Fenster Eures Hauses."

„Siehst Du auch das Fenster im Erker?" fragte sie.

„Ich glaube, man kann es recht gut sehen. Hat es nicht einen kirschrothen Vorhang?"

„Das ist meines Gemaches Fenster," antwortete sie, während sie das zu ihren Füßchen schmeichelnde Hündlein an ihren Busen hob.

„Ich will Dich nicht beunruhigen, mein süßes Herz," flüsterte er und legte ihr Köpfchen an seine Brust, „aber, wenn Du einmal in Gefahr sein solltest, gieb mir ein Zeichen vom Fenster aus. Ist es in der Nacht, so stelle zwei Lichter auf, daß ich sie sehe und Dir zu Hilfe komme. Ist es, daß Du Zuflucht heischest, so stelle drei Lichter ans Fenster und ich werde Dir das Thurmpförtlein offen halten. Dieser Thurm ist eine feste Burg, da bist Du sicher."

„Weißt Du was, daß Du so redest?" fragte Susanna geängstigt.

„Ich weiß, was wir Alle wissen. Susanna, wir Zwei, wir halten zusammen im Leben und Sterben!"

Er drückte das Mädchen so leidenschaftlich an seine Brust, daß der Pintscher, der zwischen den Beiden arg in die Enge kam, zu winseln begann.

Bald hernach eilte die junge Jüdin, einen Mai von Glück im Herzen, über den Platz. Hinter ihr schloß sich die Pforte des Thurmes und Damian stieg in sein kleines luftiges Reich empor.

Am ersten Sabbath im Wintermonat war das jüdische Bethaus zu Idunburg überfüllt. Aber heute waren sie nicht gekommen, um zum Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's zu beten. Eine sonderbare Unruhe war in der Versammlung der Männer — die Weiber waren nicht anwesend — das wogte und huschte so hin und her, und obwohl die Thore zum Vorhof verschlossen waren, so daß kaum ein unberufener Horcher in die Nähe kommen konnte, ward doch Alles im Flüsterton gesprochen, und zwar — sofern sich noch Gruppen bilden konnten — in jedem Winkel etwas Anderes. Ein sehr behendes Männlein, der Zöllner Täublein war's, schoß

und schlüpfte aufgeregt zwischen der Menge umher, theilte Zettel mit geschriebenen Zeichen aus, sammelte andere ein und hatte bei Manchen seine volle Ueberredungsgabe spielen zu lassen, bis sie ihm ihre Papierstreifchen ablieferten. In mancher Gruppe wüthete gedämpfter, aber leidenschaftlicher Streit. Reich und Arm war beisammen, aber der kriechende Bündeljude bezeigte dem hochfahrenden Kaufmann keinen besonderen Respect, und der Kaufherr behandelte den Niedrigsten seines Stammes wie Seinesgleichen.

Trotz der Zwistigkeiten, die wohl zu merken waren zwischen einzelnen Personen und Gruppen, schien es ein einmüthiger Gedanke zu sein, der Alle leitete, ein außerordentlicher, vielleicht ungeheuerlicher Gedanke, denn die Züge der Meisten waren geradezu verzerrt, entstellt vor Aufregung. Im „Bimah" um das Pult standen sechs Armleuchter, deren trübqualmende Lichter den Raum nur bis zu einer unheimlich feierlichen Halbdämmerung beleuchteten. Hastig stiegen einzelne Gestalten die Treppen des Bimah auf und nieder, und da zuckten an den Wänden die Schatten gespensterhaft hin; mancher riesenhafte Arm hob sich im Schattenbild bis zur Decke — in der Faust vielleicht einen gezückten Dolch ....

Plötzlich wurde der dumpfe Lärm noch mehr gedämpft, ganze Reihen wichen drängend zurück. Aus einem blauen Vorhang trat, tief gebeugt und schwer auf einen Stab gestützt, ein Greis mit kahlem Haupt und langem, schneeweißem Barte. Er hatte einen röthlichschimmernden Talar an. Ein Jünger führte den Schwankenden am Arm die drei Stufen empor zum Pult.

Dort wendete sich der Greis gegen die Menge und begann, mit röchelnder Stimme zuerst, bald aber heller und kräftiger zu sprechen.

„Meine Brüder!“ so hub er an, „die Aeltesten unter Euch kennen mich. Ich bin der Rabbi Samuel. Vor achtundzwanzig Jahren habe ich das letztemal hier gesprochen, vor elf Jahren das letztemal gebetet in der Synagoge. Seither war ich behaftet mit des Alters Mühsal, begraben in dem Staube meines Hauses, in der Vergessenheit meiner Gemeinde. Meine Urenkel zählen nach in den Schriften, sie sagen, ich bin hundert und sieben Jahre alt. Ich weiß es nicht. Ich lebe bei Gott, und bei Gott ist keine Zeit. Bei Gott ist die Liebe zu den Brüdern, bei Gott ist die Rache gegen den Feind. Die Gefahr und Noth meines Stammes hat mich anfgeweckt, hat mich hergeführt an diesen heiligen Ort. Israel, ich rufe zu Dir: Erhebe Dich! Was gesponnen wird in dieser Stadt gegen Dich mit List und Gewalt, es ist die babylonische Gefangenschaft! Wer hat diese Stadt gehoben zur Wohlhabenheit und zum Glanz? Die Kinder Israels. Seit wann sehnt sich der Wanderer auf weiten Straßen zur Rast im stolzen Idunburg? Seit es ein Marktplatz der Länder, eine Stadt des friedlichen Fleißes und des heiteren Lebens geworden ist. Wer hat die hohen Herren des Landes gestützt mit Gold, gefüttert mit den Früchten gesegneter Länder? Soll ich weiter sprechen? Wer aber schmäht unseren Stamm? Wer verhöhnt unseren Glauben? Wer tritt heute unser gutes Recht mit Füßen, streckt raubgierig die Hände aus nach unserem Hab und Gut? Wer verdächtigt unsere Sitten? Wer verleumdet uns durch scheußliche Lügen? Wer schändet unsere Frauen? In unserer eigenen Stadt belagert uns der Feind. Was ist geschehen erst vor kurzen Jahren zu Palermo in Sicilien? Man hat getödtet an einem Tag die fremden, übermüthigen Herren. Die Vesper! Die That der Befreiung aus schmachvoller Gefangen-

schaft. Brüder! Wenn wir thatlos bleiben, sehen wir die Lärchen nimmer grünen in diesen Bergen."

Eine Bewegung entstand. Der Juden Hände sind sonst nicht gewohnt, sich zur Faust zu ballen, heute ballten sie sich und manche riß aus der Scheide das Messer.

Der Redner hatte sich bisher mit seinem Arm gestützt am Pult, jetzt trat er einen Schritt vor und stand frei. Es war, als wachse aus dem gebeugten Greise ein Mann empor.

„In den heiligen Schriften lesen wir," fuhr er fort, „daß die Priester der Israeliten in der Gefahr Krieger geworden sind, wie Moses und Josue. Krieger geworden sind die Lehrer, wie Samuel der Prophet; Krieger geworden sind die Sänger, wie David der König; Krieger geworden sind in des Volkes Gefahr die Frauen, wie Judith die Heldin. Streiter geworden sind um des Glaubens Willen die Kinder, wie die makkabäischen Brüder. Jehovah hat beschützt bis heute sein auserwähltes Volk, das den Messias wird gebären. Brüder! mein nächstes Wort spricht das klingende Schwert."

So hatte er plötzlich abgebrochen, dann taumelte er die Stufen herab und stürzte zu Boden. Kaum ein Zeichen der Zustimmung war hörbar. Der Alte hatte seine Zeit und sein Volk mißkannt. Dem ging es um ein Anderes, als um den Glauben und der Väter Sitte. — Als unter Verwirrung der Greis aus dem Bethause getragen worden war, wieder in den „Staub seines Hauses" zurück, stieg Häslein, der Goldschmied, die Stufen empor, festen Willens, über dieselben nicht wie sein Vorredner herabzutaumeln. Und das Häslein sprach der Versammlung mehr zu Dank, als der phantastische Greis. — Mit der offenen Gewalt, meinte der kluge Gold-

schmied, sei es nichts. Das Ende von diesem wäre, daß die Juden todtgeschlagen oder verjagt würden und die Christen der Stadt Herren blieben. Diese Christen müsse man bei ihren Schwächen fassen und nicht bei ihrer Stärke. Ihre Schwäche sei die Unklugheit. Der Christ meine, weil ihm die Augen vorne gewachsen wären, so brauche er sich um das, was hinter ihm geschehe, nicht zu kümmern; der Christ glaube, weil er seine Brust panzere, so werde ihn Niemand am Rücken angreifen. Klugheit und List seien die Waffen der Auserwählten, die gefälligen Waffen Gottes, weil damit am wenigsten Menschenblut vergossen werde. Es handle sich hier nicht um einen Kampf, bei welchem auch Juden fallen müßten, sondern um einen Schlag, der die Juden befreie von ihren Feinden. Man müsse diese wichtige Sache nicht zu feierlich und schwungvoll angehen, wie es kindische Greise etwa zu thun lieben, sondern praktischen Sinnes Umschau halten nach guter Zeit und Gelegenheit. Dieses Christenvolk, so wild und gewaltthätig es wäre, es hätte auch seine zahmen Stunden und seine lahmen Glieder. Zweimal werde dieser grimmige Bär zum Lamm; einmal, wenn er im Ueberfluß sitze und schwelge, das anderemal, wenn er bete. Der Christengott befehle Feindesliebe und Sanftmuth seinem Volke. So lange es in seinem Gotteshause hockte, wäre es ein Lamm, und kehrte seine Klauen erst wieder hervor, wenn es aus der Kirche träte. Allerorten sei der Christ bewaffnet mit Knitteln und Messern und Wuth, nur in der Kirche seien seine Hände gebunden mit der Rosenkranzschnur. Opferthiere tödte man wenn sie gebunden seien. . . .

So in zweideutigem Sinne — rasch und zischend herausgestoßen die Worte — redete der Häslein. Es mochten ihn vielleicht Viele nicht ganz verstehen, aber sie merkten, daß

etwas gesagt wurde und sie lechzten nach den Spuren, nach dem Schatten einer That.

Der Häslein hatte sich, ohne seine Rede zu unterbrechen, wieder in die Menge gemischt und neu entbrannte nun das halblaute Hin- und Herwogen der Rachegeister. Es wurde kein ganzer Gedanke mehr ausgesprochen, als mißtraue man selbst den Steinen der Synagoge; einzelne Worte, wie: Mettennacht, Männer, Ueberfall, Verschwiegenheit, konnte man hören, dann verstummte Einer und der Andere. Zwölf Männer traten die Stufen empor in den Bimah. Jeder legte seine Hand schweigend auf das heilige Buch, welches auf dem Pulte lag — dann stiegen sie wieder herab.

Lautlos, Einer nach dem Anderen hatten die Juden das Bethaus verlassen am selbigen Abend. Theils suchten sie eilig ihre Häuser auf, theils mischten sie sich auf der Gasse unter die Christen, waren höflich und demüthig wie immer.

Den christlichen Einwohnern von Idunburg fiel bei den Juden aber doch eine gewisse Veränderung auf. Es waren deren nicht so viele auf den Gassen und öffentlichen Plätzen zu sehen, wie sonst. Die Kaufleute in ihren Gewölben, die Krämer und Wechsler in ihren Buden waren zerstreut und nicht setzten sie ihre Liebenswürdigkeit, ihre Ueberredungsgabe, ihre ganze Seele auf den Groschen Gewinn. Das hatte was zu bedeuten. Die neuerdings an die Thüren der Judenhäuser geschlagenen Drohungen derbster Art, aber ohne Namensunterschrift, schienen gewirkt zu haben. „Sie sind durch unser strammes Vorgehen entmuthigt,“ meinte der braune Schmied, „stehen wir nur unentwegt zusammen, drängen wir das feige Gezücht mit eiserner Rücksichtslosigkeit überall zurück: aus dem Rath, aus der Geschäftswelt, aus den Festlichkeiten, aus der

Gesellschaft. Wer bei den Juden auch nur ein Gewürzkorn kauft, er ist Verräther an seinem eigenen Volke!"

„Mannbar!" rief der christliche Gewürzkrämer Altausen.

„Wer bei dem Judenwirth auch nur um einen Schinderling verzehrt, der ist ein Verräther!"

„Mannbar!" rief der Heilige-Geist-Wirth.

Ein Fremder schrie d'rein: „Wer von den Juden Geld nimmt, er ist ein Schuft!"

— Mannbar! wollten sie rufen, aber das Wort blieb ihnen im Munde stecken. Sie Alle hatten von den Juden Geld genommen.

„Wer ihnen Geld zurückgiebt, der ist ein Schuft!" schmetterte der Heilige-Geist-Wirth.

Der Beifallssturm wollte kein Ende nehmen.

Franciscus, der Sohn des braunen Schmiedes, war stets dabei, wo es zu lärmen gab. Da ihm jedoch sein Vater einmal andeutete, er solle weniger schreien und mehr handeln, so wollte er nun einmal eine That begehen. Ein Mann mit langer Kutte und schwarzem Käppchen ging des Weges, dem lief das Bürschlein nach und spie ihm von hinten aufs Kleid. Es war aber nicht der Rabbi David, wie er vermeint, sondern sein, des Franciscus, Oheim mütterlicherseits, der Meßner von der Magdalenenkirche.

„Junge!" sagte der Oheim, „ich verzeihe Dir, es war gut gemeint. Aber ein andermal mach' die Augen auf!"

Das that er ja, aber seine armen Augen sahen überall nichts als Juden.

Auf eingelaufene Anzeigen Ungenannter wurden neuerdings mehrere jüdische Personen eingezogen, theils angeklagt der Schändung und Verhöhnung christlicher Heiligthümer, theils der versuchten Nahrungsvergiftung. Ein alter Fuhr-

mann hatte sich erhenkt, der sein erspartes Geld bei einem jüdischen Wucherer verloren hatte. Das Gericht fand kein Gesetz, den Juden tödten zu lassen. So wurde der Wucherer eines Tages mit eingeschlagenem Schädel im Stadtgraben gefunden.

„Nur stramm voran! Scharf und immer schärfer!" predigte Fistel, der braune Schmied, zu jeder Stunde, „das nächste Frühjahr muß Idunburg rein finden!"

In der That hörte man von mehreren Judenfamilien, die auswandern wollten. Sie boten ihre Häuser den Heimgesessenen zum Kauf an. Diese lachten ihnen ins Gesicht; sie hofften die Häuser „billiger" zu kriegen.

In den Kellern jüdischer Häuser tagten Versammlungen. Jöbsel der Kaufherr konnte ihnen anzeigen, daß neue Waarenladungen bei ihm angelangt seien. Es waren schwere Kisten und Ballen; wenn man an ihnen rüttelte, da klirrten sie seltsam in ihrem Innern. Kleine eiserne Schläger, kurze, scharfe Messer, auch allerlei Geschosse waren es. Sie wurden vertheilt.

Frau Jöbsel und ihre Tochter Susanna saßen in diesen Tagen oft beisammen in ihrem üppig prunkenden Gemache. Ihre Handarbeiten gingen nicht von statten, auch nicht ihre Gespräche, die sonst so heiter von den Lippen gesprungen waren. Die Matrone seufzte manchmal und Susanna blickte durch das Fenster gegen Himmel.

„Du hast Recht, mein Kind," sagte da einmal die Mutter, „dort oben thront der Helfer."

Susanna aber hatte nur zu den Fenstern des Thurmes emporgeblickt.

Damian, der Thürmer, führte in seiner Glockenstube ein fast beschauliches Leben. Im Ofen knisterte die Flamme

und wenn der Menschenmund fern und stumm ist, da hört der Einsame auch auf das Sausen des Sturmes, auf das Schrillen des Erzes, auf das Prasseln der Flamme. Ihm war bisweilen, als vernehme er aus solchen Lauten die Stimme schrecklicher Prophezeiungen.

Draußen in der Gegend lag der hohe Winter. Der weite Boden gegen Sonnenaufgang war eine ungeheuere, blendend weiße Tafel. Die Fichtenwälder der nahen Berge hatten ihr Geäste tief gebeugt unter schweren Schneemassen, und das glitzerte bisweilen so freundlich in der Sonne. Die gegenüber der Stadt auf dem Felsen stehende Burg Lichtenstein stand trotzig und düster mitten im blendenden Lichtmeer. Selten Einer von der Besatzung wurde sichtbar. Der Burgherr schien verreist zu sein. Aus dem Hintergrunde der Thäler leuchteten die Zinnen des Hochgebirges herab, klarer als je sonst, in der reinen Winterluft. Die Wasserfälle der Flüsse tief unten waren zu Eiskataraktenerstarrt, welche in der Decembersonne in allen Farben schillerten. In den Straßen rauschte munteres Schlittengeschelle neben den schwer knarrenden Lastwagen. Der Verkehr auf den Gassen und Plätzen der Stadt war lebhaft, bunte Farben schimmerten hin und her und die Geschäftigkeit der Idunburger ließ wohl erkennen, daß das Fest in der Nähe war.

Das heilige Weihnachtsfest.

Die christlichen Kirchen wurden geschmückt und Damian sah es, wie an dem Thore der Stadtpfarrkirche Männer zu beiden Seiten des Eingangs frische Fichtenbäumchen in den Boden gruben, zur Ehre des nahenden heiligen Christus.

Damian kehrte den schimmeligen Staub von seinen Geräthen und von den Glocken. Die Glocke, zur heiligen Maria

genannt, soll nun bald erklingen in hohem Festjubel. Heute schlummert es noch in diesem metallenen Ring, das Lied der heiligen Freude. Wie erheben sich zu Gott die Seelen, wie hüpfen die Menschenherzen, wenn die Weihnachtsglocken klingen; wenn es von allen Thürmen ruft zur mitternächtigen Christmette in der hellbeleuchteten Kirche, welche die herbeiströmende Menge kaum fassen kann! Alles, was lebt und wandeln kann, es verläßt um Mitternacht sein stilles Haus und wallt unter den durch die Lüfte wehenden Weiheklängen dem Gotteshause zu. Der Musik majestätischer Jubelschall erfüllt das Kirchenschiff und die gläubig schauernde Seele vernimmt der Engel Chor: Ehre sei Gott in den Himmeln und Friede den Menschen auf Erden!

Die große Glocke auf dem Thurme, ein plumper, uralter Guß, muß stumm bleiben und versunken in finsteres Schweigen. Sie hat mit der süßen Christnacht nichts zu schaffen. In ihrem Busen ruht der Schrei des Sturmes. Der einsame, auf den Thurm verbannte, von den Freuden des Lebens abgeschiedene junge Mann fühlte sich mit der Glocke verwandt. So wie ihr Hammer mit Ketten an den Reifen gefesselt, war auch sein Wille gebunden. Täglich und stündlich schaute er hinab auf das Haus mit dem Erker, in dessen Fenster der rothe Vorhang leuchtete. Im Fenster stand oft ein weißer Punkt — das mußte der Pintscher sein — oder sie selbst, die liebe Gestalt; aber ihres Gesichtes Züge konnte er nicht sehen. In den langen Abenden stand oft ein Licht am Fenster, zum Zeichen, daß sie seiner gedachte. Da stellte auch er seine Ampel auf das Thurmgesimse. Die Leute, die hinaufblickten und es sahen, erschraken, und ihr aufgeregter Sinn vermuthete in dem rothen Lichtlein eine besondere Bedeutung.

Eines Abends, es war zwei Tage vor dem Feste, sah Damian im Erkerfenster drei Lichter brennen. — Gefahr! Sie ruft nach ihm, sie bedarf der Zuflucht.

Alsogleich stieg der Thürmer hinab, öffnete das Pförtlein, da huschte sie herein und mit dem Angstruf: „Fliehe! Fliehe!" sank sie zitternd an seine Brust. Mit Mühe brachte er die Erregte hinauf die Leitern zur hohen Stube. Kaum konnte er das Mädchen dort fragen, was geschehen sei, so stürzte sie vor ihm nieder auf ihre Knie und beschwor ihn, daß er keine Zeit verlieren möge!

„Dich in Sicherheit zu bringen?"

„Ich bin nicht in Gefahr, mein Damian, aber Du mußt fort!"

„Susanna," sagte der junge Mann und hob sie auf, „bei mir, bei mir allein kann von Flucht nicht die Rede sein. Ich bin als Thurmwart bestellt und halte auf meinem Posten aus, es geschehe was wolle."

„O, Freund!" rief das Mädchen, „so Fürchterliches vermagst Du nicht zu denken, als was geschehen wird. Deine Wacht ist überflüssig, man wird nicht nach dem Thürmer fragen, wenn das Morden wüthet. Dein Bleiben ist Dein Verderben und Dein Sterben ist das meine. Um Deinetwillen, um meinetwillen, um unseres künftigen Glückes willen, Damian, fliehe!"

„Fasse Dich, Kind, hier bist Du in sicherer Hut, schüttle die Angst ab, wirf den Schreck von Dir und sage mir ruhig, was Du weißt."

Seine Fassung gab ihr zum Theil die Ruhe wieder.

„Du wirst gerne fliehen, mein Damian, sobald ich Dir Alles gesagt habe," sprach sie, „aber ich darf es nicht sagen — es ist der Name Gottes darauf gelegt."

„So sage es nicht."

„Du mußt es ja selbst ahnen, Theuerer, was da kommt," sagte sie, „die Gefahr zu sehen, gab Dir Gott die Augen!"

„Und Lider darüber, sie zu schließen," entgegnete der Bursche, „ach, wenn man immer ausschauen wollte nach dem Unheil in aller Zukunft, keine Stunde könnte man in Freuden leben."

„Denke an die erbitterten Leute in der Stadt!" mahnte sie.

„Was kümmern mich die Leute! Sie haben mich verbannt hierher in diese steinerne Einöde. Mit Sturm und Blitz vertraut, lache ich über die Leute. Sie gehen mich nichts an. Wollen sie mir Böses, so zerstöre ich die Leitern. Kein König hat eine festere Burg als wir. — Mädchen, Susanna, komme her!" Mit berückender Innigkeit sagte er diese Worte und zog sie an sich. „Komm' her. Gott, er hat uns Beide lieb, er ist der Deine und der meine; er hat Dich geschickt mit dem Himmel. Gieb ihn her, mein holdes Röslein. Oben auf den Seethaleralpen ist eine Blume, die blüht mitten im Winter unter dem Schnee. Aber nur dort blüht sie, wo sie zu Zweien steht. Und im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, kannst sie finden miteinander verschlungen und verwachsen, eingeschlafen mitten in Freuden."

Ihren Arm legte sie an seine Schulter, ihre Knie zitterten und knickten ein, ihr Gesichtchen, tief geröthet, barg sie an seiner Brust — so sank sie hin. Weich und warm und süß fluthete das junge Leben an das Herz des Mannes, das — solchen Glückes ungewohnt — im Freudenschauer fast verging. Der Thurm war wie ein lebendiger Stamm geworden, der über alles Erdenleid hinaus bis in den Himmel hineinwuchs.

Plötzlich schrak das Mädchen aus süßem Traum empor. „Hast Du es gehört?" hauchte sie. „Ein hundertfacher Schrei aus der Stadt herauf!"

„Nichts höre ich, als das Feuer im Ofen," antwortete er. Sie schauten zu den Fenstern hinaus. Alles in gewohnter Ruhe. Die Fensterscheiben der Wohnungen schimmerten im friedlichen Roth des häuslichen Herdes.

Susanna verhüllte ihr Angesicht und weinte. Er läutete das Glöcklein.

„Sterbeläuten?" fragte sie.

„Es ist die Stunde des englischen Grußes," belehrte er, „es ist die Mahnung zum Gebet."

„Sterbeläuten!" rief sie und fiel ihm in den Arm. „Damian, lass' es und fliehe!"

Nun befiel auch ihn eine Bangigkeit und er fragte sie, was ihre Worte und Aufregung zu bedeuten hätten. Susanna schmiegte ihren Arm an den seinen und sagte voll herzrührender Innigkeit: „Liebster Mann! Wenn Du mich nicht verrathen wolltest!"

„Ich schwöre es!"

„Bei Deinem Christengott, der gekreuzigt worden!" sie hob ihm seinen Arm empor.

„Bei dem gekreuzigten Heiland!"

„Bei der Ehre Deiner Vorfahren!"

„Bei der ewigen Seligkeit meiner Eltern, die in der Erde schlafen!"

„Bei Allem, was Dir heilig ist auf Erden!"

„Bei Dir! Susanna, ich schwöre es dreimal heilig: was es auch sei, das Du mir anvertrauest, ich will es nicht sagen."

„So höre es, Damian," sprach das Mädchen, und ihr Athem wollte stocken während der Rede. „Alle Christen, die

wohnen in dieser Stadt, von heute in zwei Tagen müssen sie sterben. Wenn sie versammelt sind in der großen Kirche und ihre Vesper halten in der Christnacht, werden sie überfallen und getödtet. Zu den Kirchenthoren dringt man ein und schlägt und sticht sie nieder. An die Fenster lehnt man Leitern und schleudert Steine und Spieße und Pfeile und brennende Pechlunten auf ihre Häupter. In den anderen Kirchen wird's auch so sein. In der Judenschaft ist Alles auf, Männer und Frauen; seit sieben Nächten schlafen sie nimmer, sondern bereiten die Waffen. Dann werden sie in die Häuser der Christen dringen und Alles niedermachen, was nicht Jude ist, dann werden sie —"

„Schweig, verruchter Mund!" schrie Damian und schleuderte das Mädchen von sich, daß es an den Glockenstuhl taumelte. „Also nicht in offener Schlacht wollen sie kämpfen! Meuchlings wollen sie morden, wie Straßenräuber und Mordbrenner überfallen die wehrlosen Beter! In die schutzlosen Häuser dringen und würgen die Kranken, die Siechen und Greise, die Mütter und Säuglinge! Bist Du wahnsinnig, Jüdin, daß Du solches lügst? — Oder bin es ich, ist mein Ohr krank, daß es mich täuscht, solches zu hören? Ach ja, es ist wahr, die Thürmer werden alle taub. Ich habe schlecht gehört. Erzähltest Du mir nicht, daß sie kämpfen wollen da unten, Aug' um Aug', Zahn um Zahn? Männer kämpfen um die Freiheit, siegen oder fallen wie Helden!"

„Wehe! Wehe!" klagte Susanna, ihr Gesicht verhüllend. „Der wilden Feinde sind in Ueberzahl und mein Stamm ist feig."

„Dein Stamm ist feig!" schrie Damian in rasender Zornesgluth, „ein Volk von Schächern und Schurken! Oh, jetzt geht mir das gräßliche Licht auf. Des Blutes, der Sitte,

des Glaubens Unterschied für nichts zu halten! Im Taumel der Lust die Früchte nehmen, wo sie hangen, verfluchte Verblendung! Ich habe die Rohheit und Gewaltthätigkeit der Christen mißbilligt, ich habe an nichts gedacht, als daß der Streit zwischen Menschen und Menschen Thorheit sei. Und jetzt — der Blick zu den Teufeln in die Hölle. — Ueberfallen, meuchlings, die wehrlosen Beter! Morden die schutzlosen Weiber und Kinder! Beim dreimal heiligen Gott: Rache!" Er sprang zum Glockenseil.

„Du hast geschworen bei Deinem dreimal heiligen Gott, zu schweigen!" kreischte das Mädchen und stürzte wie eine Furie los auf den jungen Mann. Dieser preßte sie mit herbem Arm zurück: „Schlange! Dich und Deine Brut, was geht Euch der Schwur an! Was Ihr selbst nicht kennt, das bindende Wort, das richtende Gewissen, das wollt Ihr Anderen zur Pflicht machen? Unter dem Eide des Feindes wollt Ihr Eure Falschheit bergen! Eure Feigheit und Ehrlosigkeit mit seinem Ehrenwort schützen! — Doch beruhige Dich, feines Dirnlein. Ich habe Dir geschworen, was es auch sei, das Du mir anvertrauest, nichts zu sagen. Mein Mund soll stummer sein als dieses Erz, das seit hundert Jahren nimmer gesprochen hat. Aber auch Du wirst schweigen. Du steigst nicht mehr hinab zur Erde!"

„Damian, was hast Du vor?"

„Nichts, als was meines Amtes ist."

Der beinerne Petrus war, nach langen Kreuz- und Krummwanderungen von Hütte zu Hütte, unter großen Beschwerden hinaufgestiegen ins Hochgebirge. Im Hause des Hirten Wolfgang kehrte er zu. Die Stube war voll von

Schafen und Ziegen und Kindern. Als der alte Krüppel um Herberge bat, streckte der Wolfgang seine Hand aus gegen die zahlreiche Einwohnerschaft und sprach: „Du siehst wohl, daß kein Platz ist in der Stuben. Aber wenn Du in der Heukammer beim Juden schlafen willst?"

„Habt Ihr in der Heukammer einen Juden?" fragte der Petrus und ließ sich gleich auf einen Kräuterhaufen nieder. „Ihr, das ist gefährlich! Wer heutzutag einem Juden Unterstand giebt, dem kann das Haus angezündet werden."

„Geh, deswegen da!" machte der Hirt, „hat mir ja das Feuerzeug müssen abgeben."

„Nicht vom Juden wird gezündet. Von den Anderen wird gezündet. Ja, mein Lieber! Die Juden müssen ausgerottet werden. Die Juden haben unseren Herrgott gekreuzigt."

„So," entgegnete der Hirt Wolfgang, „da höre ich was Neues. Ich habe immer geglaubt, daß ihn die römischen Kriegsknechte gekreuzigt hätten."

„Und ist auch so," sagte der Petrus, „aber ausgeliefert haben ihn die Juden."

„Glaub' nicht," sagte der Hirt, „ausgeliefert hat ihn, so viel ich weiß, der römische Landpfleger Pilatus, der ein Heid' ist gewest."

„Bist gut beschlagen in der Religion," versetzte der Petrus, „aber angestiftet haben es doch die Juden."

„Wird ihnen auch nicht geschenkt bleiben," sagte der Wolfgang, „mich geht's nichts an."

„Wenn die Juden Leut' anschmieren," fuhr der beinerne Petrus fort, „das wird Dich doch was angehen!"

„Geht mich auch nichts an," schmunzelte der Hirt, „ich lass' mich nicht anschmieren. Der Mensch muß halt gescheit

sein. Passet einmal auf, Krummer! Ich bin ein Christ und das wird mir mein größter Feind mit den Fingernägeln nicht abkratzen." Er unterbrach sich und lauschte nach einem Gestöhne, das hinten in einem dunklen Winkel war.

„Hast Du ein Krankes?" fragte der Petrus.

„Heiliger Erhard, bitt für uns!" murmelte der Hirt. Dann fuhr er gegen den Gast gewendet fort: „Ich hab' heilig Taufwasser und Chrisam auf dem Leib, thu' fasten und beichten und in meinem Fleisch ist nicht ein Tröpfel Judenblut, d'rauf kunnt ich meine Seel' verwetten. Jetzt aber im Viehhandel, da bin ich selber Jud, da schau ich nur auf meinen Vortheil; wenn der Andere ins Pech kommt, ist mir Alles eins. Ich bin nicht da, daß ich für den Anderen ein Geschäft mache, ich mach' es für mich. Jede Kuh melkt gut, die ich verkaufe, und wenn ich ihre tägliche Milch auf zwei Maß angebe, damit man eine glaubt, so ist der ein Lapp, der sie alle zwei glaubt, und daß ich einem Lappen haushalten helfen soll, dafür bin ich nicht da. Ja, ja, Petrus, beim Geschäft sind wir Alle Juden."

„Und beim Juden ist Alles Geschäft," fügte der Petrus bei.

„Wahr ist's," sagte der Wolfgang und wendete sich besorgt gegen den Winkel, wo das Aechzen und Stöhnen war.

„Möchte auch wissen," bemerkte der beinerne Petrus, „wo der Jude seinen Gerechtigkeitssinn hernehmen sollt'. Wenn ich rechtlos bin, so muß ich mir halt mit Schlauheit durch die Welt helfen. Giebt kein anderes Mittel."

„Am besten, der Mensch laßt sich mit ihm nicht ein."

„Warum alsdann beherbergt der Mensch den Juden in der Heukammer?" fragte der alte Krüppel blinzelnden Auges.

„Warum beherbergt ihn der Mensch?“ knurrte der Wolfgang, „wenn er vor etlichen Tagen krank und über und über verfroren ins Haus kommt! Noch ein junges Blut. Kann schier sein Bündel nimmer schleppen. Zum-Erbarmen. Eine warme Suppen. Seither liegt er draußen und schlaft. Verschergst mich vielleicht? Keinen Hund möcht' Einer fortjagen, der im Schneesturm vor der Thür winselt. Und Mensch ist der Jud' doch auch, da hilft Alles nichts.“

Der beinerne Petrus packte den Hirten an der Hand und sagte: „Wolfgang, Du bist mein Bruder. So meine ich's auch. Nur nicht laut sagen. Vor dem Juden soll man sich hüten, aber wenn er in der Noth ist, muß man ihm helfen, wie jedem Anderen. Der kranke Jud' thut mir nichts, besonders, wenn er schlaft. Wenn kein anderer Winkel ist, in Gottesnamen, ich mag neben ihm liegen im Heu. Wer weiß, ob's lang dauert. Ich denke, wir kriegen sie bald los jetzt, die Israeliten. Die Anzeichen stimmen. Es kommt was, Wolfgang, es kommt was! Sei Du froh, daß Dein Haus heroben steht, in der Bergwildniß! Ich hab' auch nicht unten bleiben mögen. Sollst es wissen: mir thut's um die Christen leid, für den Unsinn, den sie anheben werden. Für den blutigen Unsinn. Eine Schand' und Schmach ist's, daß sie sich vor den Juden nicht anders zu helfen wissen, als mit dem Todtschlagen. Eine Schmach ist's!“

„Geh, geh,“ meinte der Hirt, „man redet schon lang. Es kommt nicht dazu.“

„Es kommt dazu, Bruder! Und schreckbarer kommt's dazu, als es die Anstifter selber glauben.“

Aus dem Winkel hervor trat ein altes Weib mit aufgestreckten Hemdärmeln. „Gelobt sei die heilige Dreifaltig-

keit!" rief sie laut und besprengte sich aus einem Wandgefäßchen mit Weihwasser, „'s ist glücklich vorbei."

„Ist es gesund?" fragte der Wolfgang.

„Frisch und munter. Hat auch einen schwarzen Kopf, wie die Mutter."

„Gott Lob," sagte der Wolfgang. „Und die Alte?"

„Sie frißt."

Ein junges Kälbchen war angerückt.

„Gottes Segen! Wintermilch!" rief der Hirt. „Beinerner Petrus, jetzt kriegst eine brave Suppen. Brock' ein und lass' Dir's schmecken. Agatha!" er rief ein halberwachsenes Dirndl, „geh, Du gehst eh gern, geh schau, ob der Jud' schlaft. Wenn er munter ist, trag ihm auch ein Süpperl hinaus. Tragst ihm eh gern zu. Der Herrgott hat uns Wintermilch geschickt. Schöpf auf, Petrus, da ist der Löffel. Und den Juden fragen, ob ihm nicht kalt ist. Geht's ihm schlecht, so soll er's sagen. Geht's ihm besser, so soll er sich packen."

In hellen Freuden war der Wolfgang über das Familienereigniß in seinem Hause.

„So ist es halt," bemerkte der beinerne Petrus, als er den Löffel abwischte, „den alten Einsiedlern haben das Brot die Raben vom Himmel gebracht, den neuen bringen es die Kühe."

„Du sollst ja auch einmal Einsiedler sein gewest, Petrus," sagte der Wolfgang, „wer hat es denn Dir gebracht?"

„Mir?" fragte der Alte, „mir? Hi hi, mir hat es die Dudl-Dirn gebracht."

Später, nachdem der Hirt das junge Kalb mit eigenem Augenschein besichtigt hatte, setzte er sich recht befriedigt zum Backtrog, der als Tisch diente, und der Petrus mußte sich zu ihm setzen. Da es mittlerweile finster geworden war,

wurde ein Leuchtspan in eine Spalte der Ofenmauer gesteckt, „und jetzt" sagte der Hirt, „jetzt schwatzen wir Eins."

„Ist recht," antwortete der Petrus, „heb' an."

„Heb' Du an," d'rauf der Wolfgang, „Du kommst von weit, Du bist der Stromer, Du weißt mehr als Unsereiner auf dem Berg. Was ich am liebsten wissen möcht', Bettler, Du kannst mir's sagen: Wo sind denn die Leut' am schlechtesten?"

„Die Leut' sind überall schlecht, wo es ihnen schlecht geht."

„Und wo es ihnen gut geht?"

„Werden sie gern noch schlechter."

Der Hirt sprang über: „Aber Du bist schon so gut und sagst mir, ob es wahr ist, daß Du so Gesanger machen kannst."

„Gewiß wohl, gewiß wohl."

„Brauchst Zeug dazu, wenn Du mir ein Gesang machen willst über das Kalbel?"

„Ein Gesang über das Kalbel? Mein lieber Bruder, da brauch' ich sehr viel Milch dazu. Alle Tag einen Topf voll, und Brocken d'rin. Und allemal nebenher ein Stück Butter. Soll ich anheben?"

„Will mir's noch überlegen. Reden wir ein andermal davon, wenn Du wieder kommst. Brauchst deswegen nicht eilen, der Berg ist steil da herauf und Du bist ein spottschlechter Krüppel, brauchst nicht eilen."

„Brauchst keinen Segen, Wolfgang?"

„Hast ihrer?"

„Allerhand Gattung. Der Viehsegen kostet einen Schinderling. Der Futtersegen kommt wohlfeiler. Der Haussegen zwei Groschen, ist für Feuer und Wasser und schlechte Leut'. Der Weibersegen ist theurer, schadet aber nicht."

„Helfen soll er!“ rief der Hirt.

„Hilft auch. Mir haben meine Segen schon woltern brav geholfen.“

„Woher nimmst sie denn?“

„Eigenbau.“

„Ja so, Du bist einmal Geistlich gewest, Petrus, wie man hört. Ist's? Und wie bist denn ausgesprungen? Das mußt Du mir erzählen.“

„Bruder, Du laßt mir die Milchsuppen hart verdienen. Da mußt mir noch eine Butternudel draufgeben vor dem Schlafengehen. Herschenken thut der beinerne Petrus nichts, kein Gesang und keinen Segen und keine Lebensgeschicht. Ist aber gar nicht so mager, dem beinernen Petrus seine Lebensgeschicht.“

„Es gilt,“ sagte der wohlgelaunte Wolfgang, „die Nudel kriegst.“

„Jetzt mußt Dir halt auch selber was denken, Bruder,“ begann der Petrus. „Du mußt Dir einen kerngesunden, blutjungen Knaben denken, mit rothen Wangen und gespannten Waden, ein aufrechter, munterer Kerl! Hast ihn? Da hast Du den beinernen Petrus wie er jung war. Und was thut dieser Junge! Brav ist er, die Welt verschmäht er, an den Himmel denkt er. Weltlich Leben führen und fromm sein dabei, das ist lau, ist so nichts und so nichts. Wenn der Mensch schon kein Haderlump werden will, als der er der Mühe werth ein faistes Trum Welt packt, so soll er sich auf einen rechtschaffenen Heiligen stemmen. Was thut der baumfrische Kerl? Studirt zuerst auf einen Prälaten los, bleibt aber stecken unterwegs. Ein minderer Klosterbruder baumelt zwischen Himmel und Höllen. Ist zu dumm. Lauft seinen Verwandten davon, lauft in einen großen Wald und wird Einsiedler. Da

hat er Wurzeln graben und wilden Honig drauf geschmiert und allsander gefressen vor Frömmigkeit, daß schon des Teufels war! Einen Nachbar hat er gehabt im Wald, auch ein Einsiedler, der hat sich nicht weniger lassen schlaunen mit der Buß' und Tugend. Aber der Petrus denkt sich: muß derlogen sein, Windbeutel, daß ich Dir in der Heiligkeit nicht über sollt' kommen. Gut wär's gewest, kunnt heut' schon längst im Himmel sein, da fangt's mich."

Der beinerne Petrus schwieg.

„Fangts Dich? Und nachher?" fragte der neugierig gewordene Wolfgang.

„Die Mühl' geht nicht, wenn nichts drauf rinnt," sagte der Petrus mit heiserer Stimme.

„Wasser her!" schrie der Hirt.

„Wasser? Daß die Gurgel zufrieret jetzt mitten im Winter?"

Der Hirt ließ Milch hertragen und bei solchem Trunk fuhr der Erzähler fort: „Wie es jenem Waldbruder ist ergangen, das wirst Du wissen. Ein frommer Mann! ein sehr frommer Mann! Hat aber zum Morgen- und Abendgebet allemal die richtige Stund' verfehlt. Schafft er sich einen Haushahn, der zu rechter Zeit kräht. Jetzt denk' Dir, Bruder, wird's dem Hahn zu langweilig in der Klausen —"

„Richtig, auf das bringt der Waldbruder dem Hahn zur Kurzweil eine Henne heim."

„Nachher piepsen die Jungen, daß der Waldbruder keine Zeit und Ruh' hat zum Beten. Eine Hühnermagd braucht er."

„Hat sich eine genommen."

„Richtig, Bruder," ruft der Petrus, „und haben es nachgemacht. Brav bist, darfst Eins trinken. Gottes Segen!

Wintermilch! Ich weiß auch davon. Der Waldbruder! schau mich an!"

„Du selber?"

„Die Dudl-Dirn! Das Waldhütertöchterle!" sagte der Krumme. „Ist gerade am Tag Philipp und Jakob. Ich sitz' vor der Klausen und bind' ein Kreuz aus Birkenstamm und denk' mir: Ein schöner Tag ist heut. Steigt ein jung Dirndl daher, kniet stracks vor mir nieder und der fromme Waldbruder sollt' ihm seinen Segen geben. — Meinen Segen? sag' ich, zu was willst ihn denn? — Zuerst will sie nicht heraus mit der Farb'! Weil ich aber auch mit dem Segen nicht heraus will, so gesteht sie's: für ihren Liebsten braucht sie ihn; die Geiß-Zisel wollt' ihr den Liebsten verführen, und daß die Schlange keine Macht hätt' über ihn, möcht' sie ihn einsegnen. Ich geb' ihr den Segen, muß aber in der Geschwindigkeit einen unrechten haben derwischt, wie sie fort will — mögen wir nimmer auseinander."

„Aha," sagt der Hirt.

„Heißt das, fort ist sie schon, aber bald wieder 'kommen. Mir gedörrte Birnen mitbracht, oder Erdbeeren, oder was immer mitbracht. Und einmal — zu Peter und Paul, zum Feierabend, eine warme Nacht ist gewest, voller Sterne, die Grillen haben laut gesungen im Gras — da hat sie sich selber mitbracht. Verstehst?"

„Sagst es ja deutsch."

„Aus ist's gewest," fuhr der Petrus fort, „aus ist's gewest mit dem Himmel. Hat uns schon die Erden genug zu schaffen gemacht. In der Klausen sind wir verblieben. Kräuter handeln, Wurzel stechen, Pech brennen, und wie sich die Waldteufel, wenn sie nimmer Engel sind, ihr Brot halt verdienen. Geschenkt haben wir auch bekommen. Gestohlen werden

wir nicht viel haben, 's müßt' nur sein, einmal ein Sackel Rüben vom Feld oder einen Krautkopf. Bin eh einmal gedroschen worden dafür. Recht ist's gewest. Später hab' ich mich aufs Branntweinern geworfen. Ist mir aber doch zu niederträchtig gewest, das Leutvergiften; denke ich: schenkst einen besseren Geist! Alsdann habe ich angefangen Sprücheln machen, Gesanger dichten, Segengebeter reimen und so Sachen. Mager wird Einer dabei, aber den Gefallen thut ihnen der beinerne Petrus nicht, daß er verhungert."

„Und wo hast denn die Dudl-Dirn gelassen?"

„Die Dudl-Dirn meinst?" fragte der Alte und streckte seinen langen Hals vor. „Nach der hättest nimmer fragen sollen, Wolfgang!" Jede Falte seines Runzelgesichtes zitterte wie Spinnenweb im Herbststurm. „Hättest nimmer fragen sollen, Wolfgang!"

„Trink, Petrus!"

Dieser schaute in den Krug. „Geben sie keine rothe Milch mehr, Deine Kühe? wie bei Deinem Vater? Verhext! Von der Kräutertragerin verhext! Abfangen, das Weibel, in die Idunburger Gerichtsstuben schleppen! Auf den Schraubstock spannen! Die eisernen Fledermäus' anlegen an die Daumen. Peinlich fragen — bis sie todt ist . . . . Weißt davon?"

Der Hirt war aufgestanden und gab sich den Anschein, als wollte er die johlende Kinderschaar dämpfen, innerlich war ihm: Wenn der Kinderlärm die schrecklichen Reden des alten Bettelmannes doch übertönen möchte!

„Weißt davon?" flüsterte der Petrus noch einmal, aber leise, da konnte es Jener freilich nicht hören. „Armer Teufel!" knurrte er. „Daß Dir der Bettelmann zum Richter werden sollte bei Deiner eigenen Milch! Was kannst Du für die Dummheit der Leute."

Nach Irrgängen zwischen der Kinderbrut und den Schafen und Geißen und nach planlosen Hinundhertändeleien in der Hütte kam der Hirt wieder zum alten Petrus zurück. „Spaßvogel, alter!“ brummte er schmunzelnd und gab ihm einen Rippenstoß. Da er aber die gerötheten Augenlider des Bettelmannes bemerkte, sagte er fast beklommen: „Wird doch nicht so sein, Petrus, daß die Hex Dein Weib wär' gewest?“

„Die Hex nicht, aber die arme Dudl-Dirn, die Ihr ehrenhaften Leut' in Eurer höllischen Wahnsinnigkeit umgebracht habt. — Was hab' ich geracht, der Teufel soll Euch holen allmiteinander! Er hat's nicht gethan. Ihr seid dem Teufel zu schlecht.“

Von der Heukammer her kam die halberwachsene Agathel mit der vollen Milchschüssel zurück. Etwas verwirrt erzählte sie, daß sie den Juden nicht gefunden hätte auf dem Heu. Das Bündel wäre auch fort.

„So wird er halt gesund sein, da braucht er uns nimmer,“ sagte der Hirt mit einem Handschlag in die Luft: „Ist gut weg!“

„Der Geizmufel!“ schrie jetzt das alte Weib drein. „Gewiß eine Wochen ist er gelegen in unserem Haus. Keine Wartung und kein Essen ist ihm abgegangen. Hab' mir ein Dank-Dir-Gott verhofft. Agathl, hat er Dir auch nichts gegeben?“

„Schon gestern,“ stotterte das Mädchen, „das da.“

An ihrem Finger stak ein Ringlein. Die Alte schlug ihre Hände über den Kopf zusammen: „Das ist kein Jud' gewest, das ist ein Graf gewest. Eitel Goldring!“

Auch dem beinernen Petrus hielt die Agathl den Finger hin. Der Petrus guckte und sprach: „'s ist doch ein Jud' gewest. Eitel Messingring!“

Die Agathel wurde todtenblaß. Sie hatte das Ding theuer am Finger . .

Ein Knecht trat zur Thür herein und berichtete: „Leut', ich weiß nicht, was das ist. Es thut was brummen in der Luft."

Sie gingen hinaus ins Freie, um zu horchen. Es war die nächtliche Winterstille. Berg und Thal lagen im Frieden der Sternennacht. Aber in dieser Ruhe war es — wer die Ohren spitzte — wie das leise Summen einer in den Lüften irrenden Hummel.

Plötzlich sagte der Petrus: „Es geht los. Das ist die Sturmglocke zu Idunburg."

Am späten Abend war's, zwei Tage vor dem Christfest. Die Bewohner von Idunburg waren oder schienen schon zur Ruhe gegangen zu sein. Den mit Läden verschlossenen für die Gasse lichtlos gewordenen Judenhäusern war die aufgeregte Emsigkeit nicht anzusehen, die im Innern herrschte. Im Hause des Kaufherrn Jöbsel gesellte sich zur Unruhe auch noch die Angst. Das Töchterlein Susanna war verschwunden. Als von der Nachbarschaft, wo sie bisweilen eine Stunde mit Gespielinnen zuzubringen pflegte, Versicherungen kamen, sie wäre heute nicht dort, an diesem Abende auch nicht dort gewesen, wurde das halbe Haus ausgeschickt, um das Mädchen in unauffälliger Weise zu suchen. Still war's überall, aber auf den öden Plätzen und über den Giebeln war's, als zittere ordentlich die Luft vor einer seltsamen Erregung. Als um die zehnte Stunde immer noch keine Spur von dem Mädchen gefunden war, begann Frau Jöbsel vor Verzweiflung ihre Kleider zu zerreißen.

Beim Wirth zum heiligen Geist war noch spätes Gelage. Die Germanen hatten sich, wie allabendlich, versammelt, um zu trinken. Dieser Cultus der Vorfahren war ihnen heilig. Heute hatten sie wieder einige Neuigkeiten mitgebracht. Der braune Schmied erzählte, daß in der Vorstadt eine Weibsperson plötzlich des Todes verstorben sei, und zwar unter pestartigen Erscheinungen. Schon der dritte Fall seit etlichen Tagen! Der Vogtknecht wußte zu berichten, daß die jüdischen Geldwechsler ihre Geschäftsläden geschlossen, und die Münzen und Marken in Fässer verwahrt hätten. Man folgerte daraus, daß sie die Stadt verlassen würden.

„Das wäre ein Glück!" sagte der Riemermeister Hilbert, ein neugewonnener Kämpe.

„Was?" rief der Wirth und verzerrte sein gelbes Gesicht, „ein Glück, wenn sie das Geld mitnehmen? Das haben sie den Christen abgefeilscht, das müssen sie dalassen!"

Auf Solches ließen sich freilich die Krüge füllen. Es ward lustig und in der Weinseligkeit begann der ungeschulte Riemermeister zu schluchzen über das Leid auf Erden. — Um die eilfte Stunde mochte es sein, als ein Mensch zur Thüre hereinstürzte mit dem Bericht, auf dem großen Thurm läute die Sturmglocke.

Mit einem Sprung war Alles auf den Beinen, mit einem zweiten im Freien.

„Sie brüllt wie ein Stier!" gröhlte Pepo der Vogtknecht. Schon hub es an, die Gassen entlang zu jagen und Einer fragte den Anderen, wo der Brand sei? Keiner wußte es und der Himmel lag finster über der Stadt. Die Pest sei ausgebrochen! vermutheten diese; die Hunnen seien vor den Mauern! glaubten Andere. Immer belebter wurden die öffentlichen Plätze, immer wirrer schossen die Leute durcheinander,

theils mit Laternen und Löschgeräthen und Lunten und Waffen — sie suchten die Gefahr, die der Glocke Mund hoch oben in schrecklichen Tönen verkündete. Wenige lebten zu Idunburg, welche diesen schrillen Schrei der alten Thurmglocke schon gehört hatten; fremd und grauenhaft war der hoch über den Häusern hinweinende, klagend und mahnend an die Wände schlagende Schall. Und unheimlicher noch war es, weil Niemand die eigentliche Ursache wußte, warum sie läutete. Man lief zum Thurm, die Pforte war verschlossen; man stieß sie mit einem hölzernen Sturmbock ein, um zum Thürmer zu gelangen, da zeigte es sich, daß auch die Leitern zerstört und die Stützbalken derselben zerhackt waren. So war es unmöglich, auf den Thurm zu kommen und unmöglich zu erfahren, warum der Thürmer Sturm läute. Und die schreckliche Glocke erscholl ohne Aufhören.

„Er ist wahnsinnig geworden," muthmaßten Einige.

„Nein, nein," riefen Andere, „er läutet nicht umsonst; wenn noch keine Feuersbrunst ist, so müssen wir eine machen!"

Etliche Minuten später dämmerte über dem Judenviertel Feuerschein auf. Es brannte das Haus des Kaufherrn Jöbsel. Das war das Zeichen. Jetzt wogte die Masse gegen den Stadttheil der Juden. Steine wurden in die Fenster geworfen, schwer prallten Balken an die festverschlossenen Pforten. „Nieder mit den Wucherern und Blutsaugern!" Dieser Ruf wurde laut, zuerst in einzelnen Stimmen, bald in wilden Chören. Ein wildhaariger Geselle, der am lautesten schrie, wurde von seinen Nachbarn gepackt und zu Boden geworfen, denn es war der Jude Scharl, ein Krämer, der, um sich vor Mißhandlungen zu schützen, selbst in das Pöbelgeschrei gegen seine Stammesgenossen miteingestimmt hatte. Ueber die Dächer flogen Feuerzungen hin; der Kaufmann Jöbsel stellte

sich im Scheine seines brennenden Hauses auf die Gasse, wehrlos, im grauen Nachthabit, mit verworrenem langen Bart. Mit seiner ehrwürdigen Gestalt wollte er wirken, so breitete er die Arme aus und rief: „Hier stehe ich vor Euch und frage: was habe ich Euch zugefügt, daß Ihr mir mein Kind geraubt, mein Haus in Flammen gesteckt habt? Was habe ich gethan für diese Stadt, für die Anstalten und Straßen, für die Söldner, für die Armen — ich will es nicht sagen. Wenn eine Schuld ist an mir, hier steht der wehrlose Greis, nehmt ihn hin, steinigt ihn!"

Das wirkte, die Menge wich murrend zurück und der Stadtrichter von Jdunburg sprang auf einen Wandvorsprung und suchte das Volk zu beschwichtigen. Etliche lärmten aber doch vom Niederschlagen. Auch der Schmiedsohn Franciscus rief es und stürzte sich auf ein verschleiertes Weib. Es war aber die alte, gut katholische Beschließerin vom Waisenhaus, die ein entlaufenes Kind suchte.

„Der tolle Knab'!" lachte ein Nebenstehender, „der verkennt sich gar bei den Männern, da darf man ihm's bei den Weibern nicht verübeln!"

Das Gelächter, welches sich auf dieses Wort erhob, mäßigte die Wuth, man wich sogar aus, als der Jöbsel wie gebrochen davonwankte.

Da kam von einer Nebengasse her neue Bewegung, und lauter und wilder erscholl das Geschrei: „Nieder mit den Juden! Schlagt sie todt, die Hunde! Würget sie! Stürzet sie ins Feuer! Keinen verschont! Ihre Häuser sind Mördernhöhlen!"

In den Wohnungen der Juden, in die sie eingedrungen waren, hatte man frischgeschliffene Mordwaffen gefunden und verschiedene Vorbereitungen, die auf einen geplanten Ueberfall

schließen ließen. Auch Schriftzeichen in diesem Sinne waren entdeckt und nun gab es kein Halten mehr. Rasch thaten sich zusammen Fistel, der braune Schmied, Pepo, der Vogtknecht und der Wirth zum Heiligen Geist; jeder mit Messern und Schlägern und Stricken bewaffnet, machten sie den Schlachtplan. Der Wirth sollte unablässig durch die Stadt reiten und ausrufen, daß eine Verschwörung der Juden gegen die Christen aufgedeckt worden sei, ein Ueberfall in der Christnacht. Daß Alles, Alles, was Waffen tragen könne, geworben sei zum endlichen Befreiungskampf. Keiner solle schlafen, so lange noch ein Jude lebendig in der Stadt sei. „Und wer nicht dreinhaut, wird niedergemacht!" — Der Vogtknecht sollte das Corps der Brandleger leiten. Den rothen Hahn auf jedes Juden Dach! Er selber warf die Pechlunte ins Gebälke der Synagoge. — Der braune Schmied hatte einen sich zur Flucht auf sein Roß schwingenden Wechsler mit wuchtigem Keulenhieb getödtet; rasch schwang er sich selbst aufs Pferd, um das Schlachten anzuführen.

Rachgieriges Kampfgeschrei und herzzerreißendes Angstgeheul im Vereine mit dem Knattern des Feuers, mit dem Krachen brechender Pforten, mit dem Schmettern einstürzender Dachstühle zerriß die Luft, und hoch über Allem der Sturmglocke tiefes, unablässiges Getöne. Jetzt wußte man freilich, warum sie läutete, kümmerte sich aber nicht mehr weiter um sie, sondern ging seinem blutigen Werke nach.

Ein christlicher Bürger warf die eiserne Hacke weg in demselben Augenblicke, als er sie über ein auf dem Boden sich wälzendes Opfer schwingen sollte. „Ich kann nicht!" rief er, „ich kann keinen Menschen umbringen!" Und wollte davoneilen.

„Halt!" schrie ihm ein Nebenmann zu, „hast Du keinen Muth, so sauf' Dir einen! Da!" In einem Helm hielt er

ihm rauchendes Blut hin. „Höre, Freund, die Juden, wenn sie sich gegen uns Haß trinken wollen, saufen Christenblut. Das ist Judenblut! Frischgezapft! Sauf' Bruder!" Der Andere wendete sich schaudernd ab. „Memme!" brüllte dieser und goß den schäumenden Inhalt des Helmes in seine eigene Gurgel. Wie besoffen rasete er durch das Gewühl hin mit gezücktem Messer, lechzend nach Juden.

Weiter ausbreitete sich der Aufruhr.

„O Herr Jesu Christ, Gott! Emanuel, ich rufe Dich," so erscholl der Schlachtruf, „Im Namen Jesu, tödtet sie! verfluchet sie! verdammet sie!" Und inzwischen der Gesang: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, Gott Zebaoth, Amen!"

Aus der brennenden Synagoge schleppten sie die schweren Armleuchter, stellten sie auf dem Marktplatz auf, entzündeten die Lichter daran und hingen an den Armen Jüdinnen und jüdische Kinder auf. Die jüdischen Wechselstuben bekamen neue Schilder: an die Haken, wo die früheren Tafeln und Handelszeichen gehangen, wurden die Wechsler geknüpft. In den Judenhäusern, trotzdem im Dachstuhl schon das Feuer brüllte, sprangen die Mordbrenner hin und her, schleuderten Teppiche, Schmuckkästen, Geldsäcke und goldene Geräthe aus den Fenstern auf die Gasse und mancher Jüdin, die sich ihres Goldringleins wehrte an der Hand, brach man den gekrümmten Finger, um den Reifen zu rauben.

Eine Mutter mit ihrem Säugling an der Brust kniete wimmernd vor einem blutigen Gesellen und flehte bei der Barmherzigkeit Jesu um ihr und des Kindes Leben. Hohnlachend stieß er ihr das Messer ins Herz, nahm das Kind in seinen Arm, trug es schaukelnd und schäkernd auf den Marktplatz, stellte sich an die Stufen des Brunnens und rief: „Seht her, ein junger Moses! Der wird die Israeliten ins

gelobte Land heimführen. Wo ist eine Tochter des Pharao? Ich werfe ihn in den Nil!" An den Füßen faßte er den kreischenden Säugling und schleuderte ihn in den Wassertümpel, daß die Gischten roth aufsprangen im Feuerschein. Der Mordgeselle ward für solch witzige That vom gröhlenden Pöbel umjubelt. Und immer wieder erscholl es: „O Herr Jesu Christi Gott! — Tödtet sie! — Heilig, heilig, heilig!"

Am unteren Stadtthor wollte eine Rotte von Juden den Ausgang zur Flucht erzwingen. Die Wache war bereits niedergemacht, das innere Thor geöffnet. Da wurde sie von einer Feindestruppe eingeholt; diese warf das offene Thor zu und die Juden waren gefangen im Thorthurm. Jetzt wurde berathen, was mit diesen in die Falle gegangenen Ratten anzufangen sei. Denn unter den gefangenen war der Häslein, von dem man erfahren, daß er zu den Hauptanstiftern der Verschwörung gegen die Christen gehört hatte. Für den konnte keine Marter grausam genug sein. Einer war, der machte den Vorschlag, die in der Thalstifter Wolfsgrube gefangenen Wölfe lebendig zu den Juden in das Doppelthor zu sperren. Den schlagendsten Plan hatte aber, wie immer, der blaßgelbe Heilige-Geist-Wirth. Dem fiel es ein, daß man auf der Bastei über dem Thorthurm ein paar Steinplatten ausheben und alle Leichen der in der Stadt erschlagenen Juden zu den lebendigen hinabwerfen solle. Hurrah, da ging's los! von allen Gassen wurden die Leichen mit Stricken herbeigezerrt über kahlen Boden und durch lockeren Schnee; kopfüber wurden sie in die finstere Tiefe gestürzt, wo sie mit dumpfem Getöse an die Steine schlugen oder zur Erde fielen. Das war ein Hinundherhuschen und Aechzen der geängstigten Gefangenen, so oft ein todter Bruder zu ihnen hinabgefahren kam, ihnen eine steife Hand ins Gesicht schlug oder noch

warmes Blut an den Leib spritzte. Einer der Gefangenen verstand es, zur kleinen Oeffnung emporzuklettern, aber kaum erblickte sein Auge die Sterne des Himmels, so klang eine schwere Keule an seinen Schädel und er sank als Todter zurück zu den unglücklichen Genossen.

An einem halbverschütteten Pförtlein, das zur Vorstadt hinabführte, unterhandelte der Kaufherr Jöbsel mit zwei Fleischerknechten um sein Leben. Er bot sein halbes Vermögen; sie verlachten ihn. Er bot sein ganzes Vermögen; sie verhöhnten ihn.

„Jude!" rief der Eine, „Du bist jetzt ärmer, als der ärmste Schlucker, dem Du je die Haut abgezogen hast!"

Der Jöbsel hatte ein wulstiges Tuch um den Leib gebunden, darauf schlug er jetzt mit der flachen Hand. Silber klirrte darin: „Und was ich gut habe bei den Häusern zu Venedig und Wien," rief er, „es soll Euer sein, wenn ihr mich nicht todtschlagt."

Sie gingen auf den Handel ein, er legte die Münzen und Scheine zu ihren Füßen und wollte davon.

„Oho, Jude!" lachten sie und packten ihn fester, „unser Wort halten wir. Todtschlagen wollen wir Dich nicht, aber sieh, da hoch an der Wand ist ein eiserner Ring, da müssen wir Dich aufhenken."

Während solcher Vorfälle wogte und hastete durch die Stadt das fortwährend den „Emanuel!" und den „Gott Zebaoth" rufende, raubende, sengende und mordende Gesindel. Einige noch halb Besonnene, darunter der braune Schmied, wollten dem gräßlich ausgelassenen Treiben des Pöbels nun Einhalt thun; das war Oel ins Feuer; jede Mahnung reizte die Rotten und Rudel der zu Bestien gewordenen Menschen, und sie trieben es noch immer wilder und rasender,

und immer neue Leichen schleiften sie gegen das untere Thor, um die dort Gefangenen im Fleische ihrer Genossen lebendig zu begraben. Das Jammergeschrei der Lebendigen gellte schauerlich hohl im Thorthurm. Der Heilige-Geist-Wirth schrie hinab durch die Oeffnung und rief den Häslein. Dieser meldete sich wimmernd, denn er glaubte, er würde begnadigt.

„Häslein!" sagte der Wirth, „paſſ' auf, jetzt kommt eine gute Bekannte!" und stürzte die Leiche der Frau des Juden in den Thorthurm.

Am wüthendsten war das Gemetzel im Gehag gewesen, der Stadtgegend, wo die meisten Judenhäuser standen. Weil dort nun aber ein einziger großer Feuerpfuhl geworden war, so zog es sich heraus gegen den Marktplatz, und um den Thurm herum, von den rothen Wirbeln des Rauches umwogt, rasete der Kampf. Die feigen Juden waren zu Tigern geworden, selbst die Weiber, und wer keine Waffe hatte, der kämpfte mit den Zähnen. Eine kleine Jüdin stürzte sich mit funkelnden Katzenaugen und vor Gier stöhnend auf den Heiligen-Geist-Wirth und riß ihm mit den Zähnen die Wange aus dem Gesicht, und während er von einer ihrer Genossinnen bei den Haaren nach rückwärts zu Boden gezerrt wurde, sprang sie ihm auf die Brust und biß ihn an der Gurgel todt. Allsogleich wurde der Leichnam beim Fuß an den Strick gebunden, nach dem Thorthurm geschleift und zu den Juden hinabgestürzt. Erst später haben sie den Mißgriff, der an dem thatenlustigen Genossen begangen worden, bemerkt; aber Etliche, die den blaßgelben Mann näher gekannt, meinten leichthin, um den sei es kein Schade. Und war es nicht die von ihm selbst gegrabene Grube, in die er fiel?

Als der Morgenstern aufging — zur Stunde, da in den Kirchen bei der Advent-Rorate die Mutter des Heilandes mit einem Morgenstern verglichen zu werden pflegt — gaben die in den Thorthurm fallenden Leichen keinen Hall mehr, und der uralte Rabbi, den man jetzt erst gebracht hatte, wollte nicht mehr hinein. Der Raum war vollgepfropft, die Gefangenen unter den Leichen lebendig begraben worden.

Als man zur Hauptsach mit den Juden endlich fertig geworden war, wollte man d'rangehen, die Feuersbrunst zu zähmen. Aber die Flammen, aus sich selbst den Sturm erzeugt und vom Morgenwind getragen, kannten keinen Unterschied zwischen Christen und Juden. So stand die ganze Stadt im Feuer. Jetzt ging erst der Christen Jammer an und das Gerücht, die Juden hätten Feuer gelegt an allen Enden der Stadt, entfachte die Wuth von Neuem. Leider war kein Hebräer mehr zur Hand, um die untergehende Stadt zu rächen.

Vergebens rasselten zum oberen Thor die Wasserwagen herein, die Glut und der Qualm leckten durch alle Wände, über alle Dächer, und nur der alte Thurm ragte hoch über dem rostigen Rauchbrodem. Durch eine der Gassen, die menschenleer geworden war, weil an beiden Seiten nur mehr die glosenden Ruinen standen, wankte an Krücken, schwer athmend, ein alter Mann. Hinter einem Schutthaufen hörte er ächzen; er schritt hin und fand auf der Erde kauernd und mit den Fingern den gefrorenen Boden aufwühlend — den braunen Schmied. Kaum war dieser zu erkennen, sein Antlitz war schlimm zugerichtet. Der prächtige braune Vollbart jämmerlich versengt, aber das nicht allein. Im Kampfe war ihm ein Feuerbrand ins Gesicht geschleudert worden. Beide Augen vernichtet. Der Alte band ihm ein nasses Tuch über

die blutenden Augen. Und da die rauchende Mauer neben ihm einzustürzen drohte, so half ihm der Greis — es war der beinerne Petrus — daß er emporkam. Hierauf wankten Beide im aufgehenden Morgenroth dahin. Und wie der Petrus den Schmied so stützte und führte, sagte er plötzlich: „Herr! jetzt, wenn wir uns schlagen wollen! Jetzt sind wir gleich stark."

„Sei christlich, Petrus," murmelte der braune Schmied, „und vergiß mir jene Thorheit zu Maria in den Buchen."

„Wohl, wohl," versetzte der Petrus, „für Euch wollt Ihr immer was Christliches. Was habt denn Ihr für Andere?"

„Nur bis zum Lahmhof führe mich hinaus, zu meinem Vetter. O Unglück! Blind! Blind!"

„Blind waret Ihr schon lange, Meister Schmied," versetzte der Petrus, „sonst hättet Ihr sehen müssen, wohin Euer Eifern und Treiben führt. Ich bin auch kurzsichtig, doch diese Nacht habe ich wohl vorausgesehen. So schrecklich freilich nicht. Jesus Maria, so schrecklich nicht. Gebt Acht, Schmied, da ist eine Blutlache. — Ich sage Euch was: Die ganze Welt ist voll von Wesen, die sich nicht leiden mögen. Allerhand Nachbarn, Völker, Stämme, Religionen! Ein wenig schüren, ein wenig reizen, ein wenig hetzen, was ist das? Nichts ist das. Ja wartet nur, es ist was! Der Mensch ist von Natur aus ein Raubthier, das nur sich selber liebt. Sobald Du der Natur Recht giebst, sobald Du der Habgier, der Lust, dem Haß freien Lauf lassest, ist die Bestie fertig. — Hebt den Fuß, Herr, sonst stolpert Ihr über den Juden. Er thut Euch nichts mehr. — Und erst gar, wenn sich Mehrere und Viele zusammenthun! Zuerst nur Abneigung; hernach Feindschaft, Verdächtigungen, Verleumdungen, hernach

Rachegedanken, Rachepläne, Raubgier, Mordgelüste. Da schleicht — ich bitte Euch, Schmied, da hinaus geht's heute nicht, mich erstickt der Rauch. O Gott Zebaoth! Wir müssen über den Marktplatz. — Da schleicht, will ich sagen, ein falscher Tag heran mit der Gelegenheit. Und gäh wie der Blitz! wie der Blitz, wohledler Herr, bricht aus dem Menschen die Bestie hervor. Wenn Wölfe und Tiger und Löwen und Hyänen gewirthschaftet hätten diese Nacht zu Idunburg, so sähe es nicht aus, wie jetzt, Schmied, so schauderhaft nicht."

„Was ist das?" fragte der Schmied, denn er hörte in der Nähe ein grunzendes Stöhnen und Scharren, als knirsche Jemand die Zähne aufeinander.

„Das da?" antwortete der beinerne Petrus, „nichts Besonderes. Ein Jud und ein Christ haben sich ineinander verbissen. Ob's nicht der schielend' Jud Benjamin ist? Den Christen kenn' ich wohl, das ist der Vogtknecht. Jetzt wälzen sie sich da im blutigen Schnee und wollen von einander nicht auslassen, weil sie noch nicht ganz todt sind. Verschlungen mit Händen und Füßen sind sie arg, daß man den Klumpen so begraben wird müssen. Das Auferstehen am jüngsten Tag möcht' ich sehen von diesen Zweien. Weil doch der Jud zur Linken und der Christ zur Rechten steht, so wird sie nachher der Herrgott selber auseinanderreißen müssen. Wenn er's thut! Vielleicht läßt er den ganzen Knollen zum Teufel kollern."

Nun waren sie über Schutt, Trümmer und Leichen bis zum Marktplatz gekommen. Dort das wilde Gewirr; der Wind trieb den Rauch in weiten Wirbeln um den Platz und das Feuer leckte gegen die finsteren Mauern des Thurmes hin. Die Menschen, nur mehr Heimgesessene allein, rangen und rechteten miteinander um die ins Freie geschleppten

dachlosen Gegenstände, stritten um den Judenraub, und Mancher taumelte, zu Tode getroffen, auf den Boden hin. Andere eilten in wilder Flucht dahin. Andere kauerten da und starrten blaß und wie seelenlos in die Zerstörung. Als der Petrus auf dem Grunde des ausgeschöpften Brunnenkessels das todte Kind sah, hob er zur Menge gewendet den Arm und gegen alle vier Weltgegenden hin rief er mit geballter Faust: „Schurkisch-elende, bestialische Brut! wenn ich jetzt Deine gleißnerische Larve unter meinen Knieen hätte, wenn ich Dich zu todt ohrfeigen könnte, Dir einen Fußtrit versetzen, wie einem räudigen Hund — ich wollte gern ewig in der Hölle dafür brennen!"

Die Krücken schleuderte er von sich und hastete wankend durch Rauch und Funken dem prasselnden Brande zu. Er ward nicht mehr gesehen.

Der braune Schmied hatte sich halb ohnmächtig auf die Stufen des Brunnens niedergelassen. In Fieber fröstelnd wand er einen Mantel um sich und verbarg in demselben sein zerrissenes Gesicht.

„Kannst nicht verrecken, Judenhund?" schrie plötzlich eine herbeistürzende Gestalt, und spaltete dem Schmied mit einer Keule das Haupt. — Ein Schrei des Entsetzens vom Mörder ausgestoßen. Franciscus! Der Sohn hatte den Vater erschlagen . . . .

Damian, der Thürmer, hatte also der schönen Jüdin sein Wort gehalten. Mit keiner Silbe hatte er gesagt, was er von ihr gehört. Hingegen aber den Hammer der großen Glocke entfesselt. Susanna war ihm in den Arm gefallen, als er mit aller Kraft am Seil zu ziehen begann, um die

Glocke in Schwung zu bringen; er schleuderte das junge Weib von sich.

„So lass' mich fort von hier, Treuloser! Meineidiger!" rief sie.

„Wenn Du nicht zu feig bist, Jüdin," versetzte er, mit einer Hand gegen das Fenster deutend, „der Weg steht offen!"

Susanna sprang ans Fenster, riß es auf, starrte einen Augenblick in den finsteren Abgrund und schauderte zurück. Der Hammer that den ersten markerschütternden Schlag an der Glocke. Und so hatte Damian geläutet die lange Nacht. Damit er nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnte, hatte er früher den Weg zu sich empor zerstört. Nun wußte er wohl, die Sturmglocke würde ganz Idunburg in Aufregung bringen, die Christen zur Wachsamkeit mahnen und die Verschwörung der Juden vereiteln. Kaum nach Mitternacht war es, als sich die Fenster zu röthen anhuben. Damian läutete. Die Flamme schlug hoch auf, griff um sich; die Straßen und Plätze begannen zu wimmeln, das Klage- und Kampfgeschrei ließ der Glockenschall freilich nicht vernehmen auf dem Thurme, aber in dem Hin- und Herrasen der Menge, soweit es der Feuerschein zeigte und der Rauch nicht verdeckte, war der Aufruhr leicht zu erkennen. Damian läutete. Das Feuer theilte sich in Arme, jeder Arm griff weit aus und immer näher heran; im leichten Nachtnebel spiegelte sich die Glut, so daß der Thurm wie mitten in einem Feuermeer stand. Auf dem Marktplatz sah man deutlich die Handgemenge und Gemetzel zwischen ganzen Gruppen. Damian läutete. Endlich hatte sich das Feuer ausgebreitet über die ganze Stadt, auf allen Dächern leckten die züngelnden Flammen, die Kuppeln der Thürme brannten wie lodernde Festfeuer

zum Opfer, das unten dargebracht wurde. Bemerkbar war's, wie gerade in jüdischen Stadttheilen der Kampf besonders wüthete; von dort her kam bisweilen etwas wie ein hundertfacher Schrei, der den Glockenschall übertönen wollte. Endlich aber war die ganze Stadt eingehüllt von feurigem Rauch, manchmal flogen wie im Sturme finstere Wolken vorüber an den Thurmfenstern, diese Wolken loderten, als hätten sie Flammen in sich. An den Fenstern sprangen die Tafeln und ein glühender Qualm leckte herein. Damian läutete nicht mehr. Lange, lange tönte es nach in dem metallenen Reifen, als habe die Glocke nun aus Eigenem noch zu sprechen.

Susanna war während der ganzen Zeit halb ohnmächtig im Winkel gekniet und hatte ihre Ellbogen und ihr Haupt auf einen Balken gestützt. Als aber nun die Gluten hereinbrachen zu den Fenstern, als zu ihren Füßen im Innern des Thurmes das Feuer prasselte und der Rauch aus allen Fugen hervordrang, da fand sie sich und stand auf. Ihr gegenüber, im wogenden Scheine des Brandes, stand Damian. Trotz des rothen Lichtes todtenblaß war Jedes. So schauten sie sich an.

„Damian!" das Mädchen.

„Susanna!" stieß der Thürmer gewaltsam heraus. Sie wollten einander in die Arme sinken, da umwirbelte sie eine erstickende Finsterniß, die im nächsten Augenblicke zur krachenden, flammenden Glut ward.

In dieser Glut, in welcher der ganze innere Bau des Thurmes zusammenbrach, sind sie versunken.

Das ist die Geschichte vom großen Judenschlachten zu Idunburg. Die Geschichte eines Geißelhiebes, wie ihn der zornige Himmel von Zeit zu Zeit niedersausen läßt auf ein

entartetes Geschlecht, das an nichts so leidenschaftlich zu bauen pflegt, als an seinem Verderben. Wenige Monde später begannen sie eine neue Stadt zu bauen. Das Geld dazu borgte der Rath von — Juden, unter der Pflicht, daß er es nach drei Jahren doppelt zurückzahlen wolle. Eine Zeit tiefen Elendes zog heran und brütete ein Jahrhundert lang über der Stadt und ihren Herzen.

Wehe dem Siege, der durch Schuld errungen wird!

Der Windwachelbub und seine Liebste.

Ein Beitrag zur Geschichte der Weibertreue.

In Steiermark geht ein Sprichwort: Ein Weib müsse neun Wallfahrten nach Mariazell machen, um einen Mann zu kriegen, und der Mann müsse neunmal neun Wallfahrten nach Mariazell machen, um das Weib — wieder los zu kriegen.

Daraus erhellt erfreulich genug der Frauen eisenfeste Lieb' und Treue zu uns; jawohl, besser ist's, Jeder sagt „zu uns" als „zu mir", obzwar das bei jenem Ritter nicht zutraf. Der war ein dürrer, höckeriger, schielender Patron und hatte eine schöne Frau; sie war so schön wie ein Engel, möchte ich sagen, wenn Engel nicht pure Geister wären. Er war bescheidener wie sonst Ritter von entschieden männlichem Geschlecht zu sein pflegen, und fürchtete, ihrer körperlich nicht werth zu sein. Und als er vollends im Kriege einst sein rechtes Aug verlor, war er aus Rand und Band, schickte ihr das Auge und ließ ihr sagen, als solch vollendetes Scheusal trete er ihr nicht mehr vor Gesicht, er fliehe bis ans Ende der Welt und sie möge sich einen Besseren nehmen. Was that hierauf die Frau? Sie nahm die Scheere, stach sich das linke Auge aus, schickte es dem Gemahl und ließ

ihm sagen, er solle sich einfinden, jetzt passe sie wieder für ihn, sie seien Ein Leib, und für Einen Leib wären zwei Augen genug.

Diese schöne Historie fällt mir allemal bei, so oft ich an die Geschichte vom Windwachelbuben und seiner Liebsten denke. Der Unterschied ist nur, daß der ehrliche Ritter die Weibertreue gesegnet, der Windwachelbub jedoch verflucht und vermaledeit hat.

Gingen eines Sonntags Nachmittags — da Bauernbursche gern herumschlänkeln und den Erdboden darum so gerne anschauen, weil sie ihn an diesem Tage nicht pflügen oder mähen müssen — zwei Kerle durch den Buchenwald. Zwei hübsche, kernfrische Dorfknechte, der eine hatte gelbe Haare und der andere rothe, und auch in ihren Wünschen waren sie leicht von einander zu unterscheiden.

„Windwachel," sagte der Gelbe, der etwas jünger war als der Andere, „ich möcht' nur wissen, wie ich das Ding anfangen soll."

„Das kann ich Dir auch nicht sagen," entgegnete der Rothe.

„Du kannst, Du hast's durchgemacht!"

„So!"

„Wirst mir wohl einen guten Rath ertheilen müssen, wie ich das Ding anfangen soll."

„Das wird freilich wohl nicht sein können."

„Warum nicht?" begehrte der Gelbe auf.

„Weil ich gar nicht weiß, was Du für ein Ding meinst," antwortete der Rothe und that gottlos gleichgiltig.

„Ja so, das hätte ich Dir noch gar nicht gesagt? Kann gleich geschehen. Ein Dirndel möchte ich haben."

Der Windwachel blieb stehen: „Wie alt bist?"

Der Gelbe hob die Hände und spreizte alle zehn Finger aus: „Nimm sie doppelt und noch einen dazu.“

„Einundzwanzig! Und weißt Dir nicht zu helfen?! Und wirst roth wie ein Krebs, bevor Du noch abgesotten bist! Alois, Du hast keine Erziehung genossen.“

„Machst meinetweg' schon das Maul auf, so rath' lieber und spott' nicht.“

„Das ist leicht,“ versetzte der Windwachel, „wenn's sonst nichts ist. Ich habe nur anfangs geglaubt, Du brauchst Geld. — Ein Weibsbild, das ist das Wenigste. Du brauchst eins, ich hab' eins übrig.“

„Deine Liesel?“

„Wenn sie mir zwei Jahr lang taugt hat, so wird sie für Dich wohl auch gut genug sein.“

„Eh' so weit richtig. Thät' sie auch mögen, die Liesel, ist noch woltern sauber, die Liesel, braucht sich Einer nicht zu schamen mit der Liesel — wenn Du schon so gut bist und sie herleihst.“

„Herleih' ich nichts.“

„Kaufen kann ich nichts.“

„Schenken!“ sagte der Rothe.

Auf das lugte ihm der Alois ins Gesicht und sprach nicht uneben: „Freund! Etwan zahlst noch was drauf!“

Das war laut genug gesprochen, aber der Windwachel hörte es nicht, sondern gab Instruction: „Heute Abends zwischen Lichten (in der Dämmerung) ist sie im Stall beim Kühmelken. Von mir ist sie locker, wir haben uns gestern tüchtig geriffelt (gezankt). Geh zu ihr und thu ihr schön (sei galant). Die Butterwecken ißt sie gern, wenn Du ihr mitbringen willst. Nicht zu früh keck werden, das schreckt die Weiber zurück. Eher ein Bissel Traurigkeit spüren lassen, und daß Dich

ohnehin bald das hart' Soldatenleben treffen thät'. Das wirkt schier allemal. — So, mein Weg steigt jetzt da auf die Alm hinauf."

„Was ich schuldig bin für den guten Rath?" fragte der Gelbe treuherzig.

„Mir nichts. Ich wünsch' — ei ja, Glück wünscht man den Jägern nicht. Guten Anblick kann ich Dir auch nicht sagen, weil's im Stall finster ist. Gute Nacht!"

Er stieg langsam bergan und das Buchen- und Haselnußgesträuche streichelte ihn an den Achseln. Da hätte nur ich einmal Buchen- und Haselnußgerte sein mögen!

Nun stand es an der Tage drei. Da bekam der Windwachelbub vom Postboten einen Brief. „Na, die hätt' sich auch das rothe Pflasterl (Marke) ersparen können, wenn man Haus an Haus nebeneinander wohnt."

Er erkannte sofort die gelblichblasse Tinte der Liesel. Sonach braucht er das Zeug eigentlich gar nicht zu lesen, er weiß schon, was sie schreibt. — Ei doch! „Es wird ja der Alois kein Esel gewesen sein; vielleicht giebt sie den Abschied. Das Papier ist wieder mit Lichtmeßkerzenwachs zugeklebt; ein richtiges Betschwesterpetschaft das! Jesses, die lange Wurst, was sie schreibt! Die Wurst hat zwei End', dieser Brief hat gar keins, scheint mir. Nau, Lieserl, was giebts?" So plauderte er im Auseinanderfalten des Papieres, was ihm mühevoller war, als das Holzhacken. Dann las er den Brief:

„O Geliebter meines Herzens!

Christus zum Gruß! Ich muß mit Dir sprechen und weiß mir nicht anders zu helfen. Wie unrecht muß unser Warteln (Zanken) am Samstag gewesen sein, weil jetzt der böse Feind sein Spiel hat. O mein liebster Urban, ich

sage Dir, wenn mir nit die Gnad' Gottes und die Jungfrau Maria und die Liebe zu Dir zu Hilfe kommen, ich hätt' der Anfechtung nit können widerstehen und wäre zeitlich und ewig unser Verderben. Ich warte Dein mit Schmerzen und werde Dir mündlich erzählen. Ich habe noch keinem Christenmenschen einen Schlag gethan, mein Lebtag nit und denke, daß ich den mit Gottes Hilf nit hart büßen werde im Fegfeuer. Dir, mein guldener Schatz, verzeihe ich wohl von Herzen und bitte Dich zu tausend mal, verzeihe auch mir, ich weiß nit mehr, was ich hab' gesagt im Zorn und bitte Dich, laß mich nimmer allein, es kunnt sonst wohl einmal was geschehen —"

„Hol's der Teuxel, daß es nicht schon geschehen ist!" knirschte der Windwachel, zerknitterte den Brief, ohne ihn fertig zu lesen und schob ihn mit derbem Stoß in den Hosensack hinein.

Am nächsten Tage, da er mitten auf dem Dorfplatze dem Alois begegnete, murmelte er ihm zu: „Du bist auch ein . . . . !" und legte seine Fäuste an die Ohren, die Zeigefinger hoch gegen den Himmel gestreckt.

„Ja—hu!" gab der Andere zurück, und fuhr mit der flachen Hand an die Wange.

Das war ihre ganze Verständigung und wir meinen, sie hat auch genügt.

Nun fehlt uns in der Geschichte ein ganzes halbes Jahr. Allem Anschein nach hat sich in demselben nicht viel zugetragen. Nach Ablauf hatte der Gelbe Eine, aber diesmal nicht auf die Backe; der Rothe jedoch hatte noch die Seine. Indeß die Neujahrszeit — da die an andere Höfe verdingten Dienstboten zu übersiedeln pflegen — hatte die Liesel und den Windwachelbuben schier eine ganze Stunde

weit auseinander gerissen. Der Windwachel kam zu einem Bauer ins Gescheid' hinüber, sollte aber das letzte Dienstjahr sein. Er hatte von einer Base ein Weniges geerbt und dachte ans Heiraten. Die Liesel hatte ihn beim Abschied fromm und rührend getröstet: Eine Stunde weit, das sei nichts gegen die Kreuzzüge ins heilige Land und ein Jahr sei nichts gegen die Ewigkeit. Sie würden sich ja doch im Monat ein- oder vielleicht gar zweimal sehen können. Er solle nur die drei Paar Wollsocken gesund tragen, die sie ihm mitgebe, auch auf unsere liebe Frau und den heiligen Schutzengel nicht vergessen; sie wolle ihn täglich in ihr Morgen- und Abendgebet einschließen und bleibe ihm treu bis in den Tod.

Der gute Windwachel deutete mit der Hand, sie solle sich keine Mühe geben, ihn zu trösten und stürzte wie rasend davon.

Als er allein war, that er einen so gewaltig tiefen Athemzug, als käme er gerade aus einem heißen Ofen.

An seinem neuen Dienstorte, da gab's feine Dirndeln, aber er konnte sich dieser lieben Geschöpfe Gottes nicht lange erfreuen, es kam eine Prüfung daher, an die der gute Windwachelbub wohl sein Lebtag nicht gedacht hatte. Es traf ihn eine scharfe Einsamkeit, und Sachverständige verordneten, daß er wie ein Herrenmensch seine eigene Stube bekomme und daß ihn in derselben niemand Unberufener stören solle. Es that's auch Keiner, und Keiner auch wollte berufen sein. Jeden zweiten Abend kam die Liesel, sie bat um aller Apostel willen, daß man sie zu ihm hineinlasse. Und selbst wenn's auch um des Judas Iskarioth's willen ginge, erklärte der Arzt, so könne er sie doch nicht hineinlassen. Daher hockte sie die ganze Nacht hindurch vor der Kammerthür, und so oft er drinnen hustete oder sich räusperte, jammerte sie

die alte Wärterin aus dem Schlaf, daß sie dem Kranken beispringe.

Endlich wendete sich's zum Besseren, aber als nach Wochen der Genesene in seinen Handspiegel blickte, da — er war kein Weib — aber ein wenig erschrak er doch. Das hatte zu seinen rothen Haaren gerade noch gefehlt — blatternarbig wie ein Reibeisen!

Als der Windwachel hierauf das erstemal mit seinen Hausgenossen beim Essen saß und Jeder und Jede langsam, aber sicher mit dem großen Löffel in den Sterz einhieb, gab er folgende Red' ab: „Nau, Bauer, was sagst Du denn jetzt zu meinem Ausgeschau?"

Der Hausvater, an den diese Worte gerichtet waren, lugte so ein wenig schmunzelnd nach dem genesenen Knecht hin und antwortete gröhlend:

„Das macht nichts. Weil Du nur wieder gesund und stark bist."

Nun wollte der Knecht aber auch die Meinung des Weibervolkes wissen, er richtete also eine ähnliche Frage an die Großmagd.

Und diese antwortete: „Ich bleib' auch bei dem, was der Bauer gesagt hat."

Dieser Bescheid befriedigte den Windwachelbuben ganz erklecklich, umsomehr, als die Jungmagd beifügte, bei den Männern sei es leicht, sie könnten dort, wo das Gesicht nicht schön ist, ja den Bart wachsen lassen. Indeß bedachte der Knecht, ob sich die ungünstige Veränderung seines Aeußeren nicht ausnützen ließe, und als die Liesel für den nahen Fastnachtssonntag einen Besuch ankündigen ließ, „sie müsse doch nachsehen, wie es mit dem Aufgestandenen stehe", war sein Entschluß fest. Der Windwachel schrieb ihr folgenden Brief:

„Gute Elisabeth!

Ich habe Deine Post erhalten und muß Dich wohl bitten, daß Du nicht kommst. Mit mir ist's nichts mehr und möchte ich um Alles in der Welt Dir das nicht anthun. Ich mache Dir zu wissen, daß ich durch meine Krankheit ein ganz abscheulicher Kerl worden bin. Du hast kein Strohdach gesehen, das so viele Löcher hätt' als meine Haut. Die Augen sind verschwollen gewest und das linke ist kleiner geblieben. Die Haar werden mir auch ausgehen, sagt der Arzt, was kein Unglück wär um diese fuchsrothen Haar. Aber bedenk nachher diese Mißgeburt! So hab ich's vor Gott geschworen in meiner Krankheit: mit dieser Figur schau ich kein Weibsbild mehr an. Deine Person, wie Du sie hast, kriegt zehn Bessere und Hübschere, will Dir zu Deinem Glück nit im Wege stehen und es wär' selber meine größte Pein, müßt' ich in solchem Zustand zu Spott mit einer Schönen leben. Gleich und gleich, sage ich immer, sonst ist kein Glück. Dank Dir Gott für Alles, was Du mir Gutes gethan hast, und ist's das Beste, daß wir einander nichts schuldig sind.

In Eile beschließe ich mein Schreiben und bin mit Schätzung

Urban Windwachel."

Der Brief ist nicht übel, aber ich zweifle, daß er in einem Liebesbriefsteller Aufnahme finden wird. Zur Fastnacht ging der Windwachel nicht ins Dorf hinüber, sondern in ein Wirthshaus, das höher im Gebirge stand und wo auch lustige Leute zusammenkamen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich — was er hoffend voraussah — daß sein Panzer gegen die Weiber, die Blatternarbenhaut, nicht stich- und hiebfest war. Aber am Aschermittwoch kam ein Schreiben von der Liesel. Er öffnete es mit einiger Beklommenheit. — „Es hilft

Alles nichts, sie wollen doch immer das letzte Wort haben. Nun, das kann man ihnen ja lassen." — Aber als er den Brief las, da wollte er gerade auf den Rücken fallen vor Schreck.

Die Liesel schrieb:

„Mein trauter Herzensfreund in Gott und seiner allerseligsten Mutter!

Tausend und tausendmal Dank, daß Du Dich endlich hast zu erkennen geben, was Du für ein güldenes Herz hast. Du denkst nur auf mich, und auf Dich denkst Du nicht. Was müßt ich für eine schlechte Creatur sein, Dich jetzund zu verlassen! O süßer Schatz, was kümmert mich Dein Aeußeres, es wird gut sein, wie es Gott erschaffen und weil Du nur sonst wieder gesund bist. Gestern, wie die Anderen der Lustbarkeit nachgehen, bin ich in die Kirche und habe beim Muttergottesaltar einen Psalter gebetet und daß ich Dir einen rechten Beweis kunnt geben, wie ich Dich liebe und liebe ohne End'. Ich hab's erbeten und was Du sagst: Gleich und gleich, es wird freilich wohl das Beste sein. Habe ich mir gestern ein Töpfel siedendes Rindschmalz im heiligen Namen Jesu über Kopf und Gesicht gossen. Diese paar Zeilen fahren voraus und sollen Dich vorbereiten und ich bin schon selber auf dem Weg zu Dir. Jetzt wirst Du Dir nit mehr einbilden, daß Du Dich sollst schämen vor mir, jetzt sind wir gleich im Gesicht, wie unsere Herzen schon lange vor Gott sind gewesen, jetzt wird uns nichts mehr trennen, mein lieber herztausiger Mann und ich beschließe mein Schreiben im Schutz Gottes und verbleibe bis ins kühle Grab

Deine getreue Elisabeth."

Der Windwachelbub hielt seinen Kopf mit beiden Händen; es war ihm, als ob alles Gehirn herausgeronnen wäre. „Ich bin schon selber auf dem Weg zu Dir", dieses Einzige schoß wie ein Ungezücht im finsteren Raum seines Kopfes hin und her. Endlich lief er davon und versteckte sich in einer Heuhütte.

In derselben Hütte war wenige Wochen früher ein gebrechlicher Mann einsam gestorben. Sein böses Weib hatte ihn mit kochendem Waschwasser aus seinem eigenen Hause gejagt. In der leeren Heuhütte war er ein paar Tage darauf erfroren gefunden worden. In dieser Erinnerung fiel es dem Windwachel ein, daß man nicht eigentlich die Erstbeste nehmen soll, die einem für den Gusto just ansteht, und daß die Herzenstreuen nicht zu kaufen sind, wie beim Oebstler die Feigen. — Ich habe schon auch einen Unterschied kennen gelernt, fuhr er fort zu denken, und werden auf der Welt nicht viel Weibsbilder umlaufen, die sich mir zu Lieb das Gesicht verbrennen. Aber fein bin ich jetzt dran — fein! Voreh hab' ich die Saubere verschmäht, jetzt kann ich die Fleckige nehmen. Oder weiß Gott, wie sie mag ausschauen! Zum Erbarmen, wie Die dumm ist! Aber mit dem kochenden Waschwasser jagt sie mich nicht davon, das weiß ich. Ich kann sie ja stehen lassen — wenn ich ein Schurke sein will. Heiliger Gott, die Weiber! Nur ein Vaterunser lang lehne Dich zu Einer hin und sie wachst Dir an und da hilft kein Reißen und Schneiden mehr. Das beste Mittel, ihrer los zu werden, ist noch, man heiratet sie.

Der Knecht ging endlich wieder aus der Heuhütte hervor, weil's doch allzu kalt war drinnen. Die Liesel kam nicht. Hingegen hörte man am nächsten Tage, es wäre ihr ein Topf mit siedendem Rindsfett auf das Haupt gefallen und sei nachher ein hitziges Fieber dazu gekommen.

Jetzt hub im Windwachelbuben ein Herzweh an. — Wenn Eine einmal so stark verliebt ist, daß sie Fieber kriegt, dann — dann soll sie der Christenmensch nicht im Stich lassen.

Er besuchte sie in ihrer Krankenstube. Das Gesicht war verdeckt bis auf die Augen und den Mund. Die Augen schauten ihn glückselig an und der Mund sagte: „Jetzt wäre ich aber bald verrückt worden wegen Deiner. So lang hab' ich halt doch gebetet, bis Du kommen bist, Haderlump, lieber!" — Also nur zu diesem Zweck war sie ein wenig Betschwester geworden. Man weiß bei diesem Volke wahrlich oft nicht, wo es mit seiner Frömmigkeit hinauswill.

Als sie nach drei Wochen gesund war, sah man in ihrem Gesichte wohl rothe Wangen, auch dort, wo sie nicht hingehörten, im Ganzen jedoch war's erträglich und stand das Paar zusammen.

Der Windwachel heiratete sie, trotzdem blieb sie ihm treu bis zum heutigen Tag.

Das Ereigniß in der Schrun.

Hier wird ein Ereigniß erzählt, das uns wohl neuerdings veranlassen könnte, mit dem menschlichen Schicksal zu hadern, wenn es nicht gleichzeitig einen hellen Ausblick gewährte auf wahre menschliche Größe.

In einem Städtchen Oberfrankens lebte eine Schullehrerswitwe mit Namen Mändeg. Sie bewohnte ein Dachstübchen, arbeitete im Nähen und Plätten und lebte sehr still und einfach und sehr glücklich dahin. Ihr Glück bestand in einem — um die Zeit dieser Geschichte — zwanzigjährigen Jüngling, ihrem einzigen Kinde. Für das lebte, arbeitete, darbte, sparte, betete sie, und ihr Opfer hatte der Himmel in Gnaden belohnt.

Eines Tages kam der Sohn heim vom Gymnasium mit glänzendem Zeugnisse, glänzendem Gesichte und jubelnden Herzens. Die Anstalt war absolvirt und in zwei Monaten beziehen wir die Hochschule zu Leipzig. Auch ein Brieflein hatte Gottfried bei sich — vom Director an Mutter Mändeg.

„Hochachtbare Frau!

An diesem Tage, als ich Ihren Sohn Gottfried von unserer Anstalt scheiden sehe, empfinde ich es so recht, wie

lieb ich den blonden Jungen habe und ich ergreife die Gelegenheit, um Sie zu diesem Sohne zu beglückwünschen. Rührend waren uns oft die Opfer, die Sie seit sieben Jahren für ihn gebracht haben; der nun heimkehrende gesunde, hübsche, mit wahrhaft edlen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgestattete Jüngling soll Ihnen eine wohlverdiente Genugthuung sein. Gottfried war in unserer Anstalt ein Muster der Sittsamkeit und des Fleißes, bei seinen Lehrern wie bei seinen Kameraden gleich beliebt. Besonders zeichnete er sich durch kindliche Treuherzigkeit, durch Muth und Besonnenheit und durch einen lebhaften Natursinn vor seinen Altersgenossen aus. Seit meiner Wirksamkeit an der hiesigen Anstalt ist es das erstemal, daß die Schüler unter sich für einen Collegen eine Ehrengabe sammeln, um ihm eine Ferienreise zu ermöglichen. Gottfried soll nun seinen langgehegten Wunsch, eine Reise in die Alpen zu machen, ausführen. Wir Alle geben ihm den Segen für die Zukunft mit, in der Sie, hochgeschätzte Frau, große Freude und Ehre an Ihrem Sohne erleben werden.

Mit ungeheuchelter Hochachtung

G. v. Else,
Director."

Selig, überselig war Mutter Mändeg; sie reichte ihrem Sohne nur so in stiller Ehrerbietung die Hand und schaute ihm in das liebe, offene Gesicht. „Sieh, sieh!" sagte sie dann, „Du bist aber doch ein Schlingel!"

Hernach am Abend, als die Leute sich unter der Ebereschen-Allee ergingen, führte Gottfried das kleine, behendige Frauchen auch spazieren und Alles kam herbei, um den Studenten zu begrüßen; aber die Mädchen, mit denen er in

früheren Jahren kindisch gescherzt hatte, wechselten die Farbe und schauten zu Boden, nur die Fräulein Töchter des Oberrichters nickten ihm gar freundlich zu und der Herr Oberrichter lud ihn für jeden Sonntag während der Ferienzeit zum Mittagsmahl ein:

Gottfried mußte danken, er beabsichtige eine mehrwöchentliche Gebirgsreise anzutreten.

„Wohlan," meinte der Oberrichter, „hoffentlich werden die Steinadler Sie uns nicht entführen und wenn Sie zurückkehren, sind Sie unser."

Mutter Mändeg merkte wohl, ihr Sohn war nicht mehr der ihre wie einst, da er dürftig und Knabe gewesen, alle Welt wollte Theil an ihm haben; da schloß sie ihren Arm enger an den seinen, zog ihn heimwärts in die Dachkammer und vertraute ihm in Scherz und Ernst, sie wisse sich vor Eifersucht gar nicht zu fassen, sie wolle ihn noch in den Käfig sperren.

„Das ist gar nicht nöthig, Mütterchen," sagte Gottfried, preßte ihre Hand an seine Brust und trillerte das Lied:

Du hast eine güldne Ketten
Ums Herz mir angelegt."

„Du!" drohte das Frauchen und hob den Zeigefinger, „man möchte nicht allemal gern untersuchen, wer Euch Herren Studenten die güld'ne Ketten ums Herz hat angelegt!"

Ein loses Küßchen drückte er auf ihre Hand.

„Daß ich's nur offen sage," wendete die Mutter ein, „mit Deinen Küssen bin ich nicht mehr zufrieden. 's ist wohl ein Kuß, aber es ist der Gottfried nicht mehr dran."

„Er ist noch dran," sagte der junge Mann, packte das Mütterchen in die Arme und drückte und küßte und kosete

sie so gewaltig, daß sie einen Schreckruf that. Ein solcher Kuß — da war freilich der Gottfried dran, aber nicht der Knabe mehr. Sie schwieg und war schier verwirrt wie ein Mädchen — doch beruhigt hatte sie der Kuß eigentlich nicht. Indeß, wenn einem Sohne die Zeit der Liebe naht, da wird auch die Liebe der Mutter zu ihm eine andere. Und Frau Mändeg war so glücklich. „Daß Du jetzt nicht mehr bei mir bleibst in den Vacanzen, wie sonst," sagte sie, „das ist ganz selbstverständlich; ich wäre ja im Himmel, und das verlange ich nicht auf der Welt."

Zwei Tage gab er ihr zu Liebe zu, dann packte sie sein Ränzlein. O, was sie ihm Alles mitgeben wollte an Wäsche, an Beschuhung, an sonstigem Zugehör! Gottfried mußte es ihr immer wiederholen, daß auf Fußwanderungen im Gebirge das kleinste Gepäck das beste sei. So bepackte sie ihn — was er sich gern gefallen ließ — mit Segenswünschen und Ermahnungen, mit Bitten und Beschwörungen, ja recht auf sich acht zu haben und gesund wieder heimzukehren. Als er dann reisefertig an der Thür stand — schlank und frisch und schön, das Auge schon voll Wanderlust, da schoß die Mutter plötzlich an ihn heran, faßte ihn am Arm und sagte: „Nein, Gottfried, ich lasse Dich doch nicht fort. Was willst Du in der fremden Welt? Bleib' bei mir!"

„Lebe wohl, Mutter!" Ein rascher Händedruck, da war er davon. In Mutter Mändeg's Stübchen war es wieder öde und einsam, wie es sonst gewesen, und wieder trat das stille Sinnen und Gedenken an ihn hervor, das Sorgen und Kümmern, das Hoffen auf die Wiederkehr, wie es sonst gewesen und das üppige Ausmalen der Zeit, wenn er wieder daheim sein werde. — Ob sie viel von Gottfried träume? ward Frau Mändeg eines Tages, als sie ihre Arbeit ins

Haus des Oberrichters gebracht, von dem jüngsten „Fräulein Tochter" gefragt.

Sie träume gar nicht von ihm. — Ja, das sei ganz in Ordnung, an was man wachend beständig denke, das ruhe im Schlafe. Auch die Gedanken müßten sich ausrasten. So das kluge Fräulein. Trotzdem träumte Mutter Mändeg in einer der nächsten Nächte, ihr Sohn sitze unten im Buchenwalde am rothen Kreuze und füttere ein schneeweißes Vöglein. Das Vöglein sang: „Du hast eine güld'ne Ketten . . ." In einer zweiten Nacht träumte ihr dasselbe, nur daß sie am Kreuze den Gottfried nicht sah, sondern nur das Vöglein; dieses hüpfte an den Balken hin und her und sang: „Du hast eine güld'ne Ketten . . ." Dann war eine Nacht nichts, aber in der darauffolgenden sah die Mutter im Traume wieder das rothe Kreuz, sah aber nicht den Gottfried und auch nicht den Vogel, doch hörte sie singen: „Du hast eine güld'ne Ketten . . ."

Der Vormittag nach dieser letzten Nacht brachte eine Depesche. Der Austräger sagte: „Es wird gewiß so schlimm nicht sein. Der junge Herr hat nur etliche Pfennige ersparen wollen, es taugt aber nicht, bei Depeschen so undeutlich sein," und überreichte das Telegramm.

„Gottfried Mändeg aus E. in Oberfranken schwer verletzt. Mutter sofort kommen. Dorf Schrun in Tirol.
Jacob Höfinger, Pfarrer."

Das war indeß deutlich genug. Der Austräger hielt sich bereit, die alte Frau zu stützen, wenn sie umfallen würde. Aber eine Frau, die zum kranken Kinde gerufen wird, hat nicht Zeit umzufallen. Einen langen, schweren Athemzug that sie, dann traf sie sofort ruhig und entschieden Anstalten zur Abreise.

„Dorf Schrun, wo ist das?"

Belehrte sie eine Nachbarin: „Dahin hat man auf der Eisenbahn wenigstens vier Stunden lang zu fahren."

Der Oberrichter belehrte sie eines ganz Anderen: „Dorf Schrun liegt in Tirol, sind zwei Tagreisen hin, oder mehr." Der Oberrichter versorgte sie rasch mit dem Reiseplan, mit den Reisemitteln und mit den nöthigen Rathschlägen. Frau Mändeg hatte vor Jahren wohl einmal eine Reise gemacht, aber nur in das sieben Wegstunden entfernte Stading zu einer Muhme — weiter war sie noch nicht gewesen. „Aber, ich fürchte mich nicht," sagte sie, „und wenn's sein müßte, auch ins Amerika. Nur gleich hintelegraphiren: Ich komme schon, er soll nur ruhig liegen bleiben und thun, was der Arzt sagt. Ist's eine Wunde: mit englischem Balsam auswaschen und einen Linnenfleck mit Unschlittstrich darüber — ist das beste Mittel."

So war sie stark, und so begab sie sich auf die Reise.

Als das Hügelland zurückgelegt war und die graue Fläche begann, an der man kein Ende sah, war die gute Frau erstaunt, sie hatte sich den Weg in die Alpen nicht so eben gedacht. Weil der Zug rasend schnell ging, so hatte sie sich der Hoffnung hingegeben, er würde diesmal früher ans Ziel kommen, als es angegeben war. Aber als es Mittag wurde, kam eine große Stadt und dann war wieder die Fläche. Auf einmal fuhr der Zug hoch über ein Wasser, man sagte ihr, es sei die Donau. Gegen Abend war wieder eine große Stadt. Hier wurde die Frau in einen Waggon gebracht, an welchem die Worte „Nach Italien" standen; vergebens nannte sie ihr Reiseziel; es sei schon recht, bedeutete der Schaffner, sie solle nur drinnen bleiben. Sie machte Einwände und wies ihre Fahrscheine vor. Der Schaffner fuhr sie an, er werde doch

wissen, wo man nach Tirol fahre, sie solle sich beruhigen! Jetzt hatte sie den Kopf verloren und ergab sich in Alles. Wer sie betrachtet hätte, wie sie dasaß im Winkel des nächtigen Coupés: ein Frauchen im dunkelblauen Anzug, das schwarze Kopftuch über die Stirne herabgezogen, der Oberkörper vorgebeugt, die Ellbogen auf das Knie gestützt, die Hände gefaltet, als ob sie bete. Freilich betete sie; so in der weiten Fremde, in Kummer und Angst — was für ein treuer Freund ist da nicht der liebe Gott dem glaubenden Herzen!

Unterwegs stiegen zwei Herren ins Coupé; diese plauderten anfangs eine Zeitlang, dann ward ihnen langweilig, der Eine lehnte sich an die Ecke und legte den Hut über das Gesicht, der Andere zog eine Zeitung aus der Tasche und begann bei dem kümmerlichen Lichte zu lesen. Frostig ward es und Mutter Mändeg gerieth in Sorge, ob ihr Gottfried doch wohl eine warme Kammer und eine gute Decke haben werde. Plötzlich begann der Zeitungsleser den Kopf zu schütteln und zu brummen: „Schon wieder ein Malheur. Das ist doch ein sträflicher Leichtsinn bei den jungen Leuten."

„Was ist denn?" lallte der Andere in der Ecke.

„Am Schrunstein sind zwei Touristen abgestürzt," rief der Lesende.

„Steigen jetzt die Sakra auch schon auf die Hausdächer?" sagte der Andere.

„Hausdächer? Am Schrunstein!"

„Ah so, am Schrunstein," lachte der Andere, „ich habe verstanden am Schornstein. Am Schrunstein, ah das ist was Anderes. Ist ihnen was geschehen?"

„Todt sind sie. Ein Student und der Führer. Das kommt davon. So Bravourstückeln da. Lauter Bravourstückeln.

Alle Jahr' geschieht was. Lassen sich nicht witzigen. Das Gebirg versteht keinen Spaß nicht. Und das ist das Ende."

„Mit Erlaubniß, wo ist denn der Schrunstein?" fragte nun die Frau mit einer beklommenen Stimme.

„Der ist bei Schrun in Tirol," antwortete der Zeitungsleser.

„Willst nicht auch ein Bissel schlafen?" mahnte der Andere den Zeitungsleser. Bald schnarchten Beide und Mutter Mändeg blieb wach, mitten in einer fürchterlichen Angst.

Als es endlich zu tagen begann, blickte sie zum Fenster hinaus, der Anblick des Morgenroths linderte ihr das Herz. Ringsum war immer noch Ebene, Heide und Kiefernwald. Der Himmel war klar, aber nach einer Seite hin thürmten sich hinter der Ebene graue schwere Wolken auf in scharfen, zackigen Gestalten, theils von der aufgehenden Sonne röthlich beleuchtet.

Die Schläfer hatten sich aufgerichtet und ebenfalls hinausblickend sagte der Eine gähnend: „Das Gebirge ist da."

Mutter Mändeg erschrak. Dieses wilde Gewölk wäre das Gebirge? Das wären die Alpen?

Der Zug setzte über breite Sandhalden, in denen vielarmig gischtende Wässer rannen. Auf den Auen standen weißschimmerde Weiden und hohe Fichten, auf den Wiesen weideten Rinder und Ziegen. Die gethürmten Wolken waren sachte zurückgesunken, vor ihnen hatten sich Berge mit grünen Lehnen und Wäldern erhoben und dazwischen standen haushohe Felsen, Alles schon in nächster Nähe. Wenn ein solcher Fels niederbräche? Wenn ein Mensch da hinaufstiege und stürzte herab? — Mit solchen Gedanken quälte sich Mutter Mändeg. Was aber nur das für schöne hellgrüne Bäume sind, so gleich und glatt und kegelförmig. Die Lärche wäre

es. Das glaube ich schon, daß solche Bäume dem Gottfried gefallen; aber der Steine wegen kann ein vernünftiger Mensch unmöglich eine solche Reise machen.

Die Frau blieb immer am Fenster und schaute hinaus. Die Gegend wurde unheimlicher. So enge waren die Berge zusammengerückt, daß sich die Eisenbahn nach links und rechts winden, Abgründe überbrücken, Bergvorsprünge durchbohren mußte, um weiter zu kommen. So ging es fort unaufhörlich. Dann einmal seitlings hin ein Engthal, in dessen Hintergrunde stand eine blaue Nacht, wieder gefärbt wie Wolken vor einem Gewitter. In diesen finsteren Wolken waren weiße Punkte, Flecken und Ränder. Die Mitreisenden schauten darauf hin und nannten sie Ferner.

Die Berge voran bauten sich immer gewaltiger, schroffer auf und an deren Fuß schmiegten sich Häuser, Dörfer mit flachen Dächern, auf denen Steine lagen. Die armen Menschen! Hoch von den Gebirgen nieder gingen weiße Streifen, die sich herunten als fürchterlich wilde Schuttriesen darthaten, ausgetrocknete Bachbette — was kann das für ein Wasser sein, das hier herabfährt! Mehrmals sah die Frau auch so ein Wasser niedergehen in einem schneeweißen Bande, unten in der Schlucht mit einer solchen Gewalt an die Felsen schlagend, daß ein dichter Nebel aufwirbelte und die Bäume weithin in hellen Tropfen funkelten. Die Felswände waren ungeheuerlich geworden und die haushohen Steine, vor denen die Frau vorhin erschrocken, waren dagegen wie Sandkörner, die unterhalb der Wände herumlagen. Und auf manchem dieser Sandkörner wuchsen Bäume und ganze Wäldchen. Der Eisenbahnzug rollte trotzig dahin zwischen diesen Schrecknissen und die Wände schleuderten seinen Lärm zurück, daß Einem die Ohren gellten.

Dann war der Zug wieder wie hoch und frei in der Luft und an einer solchen Stelle that sich zur linken Seite ein weites Thal auf mit Dörfern und nadelspitzen Kirchthürmen, einem großen eisgrauen Wasser und einer weißen Straße. Dieses Thal war nur dazu gut, daß man noch viel mehr Berge sah als früher, sie standen nah und standen fern und einer saß auf dem anderen; zu Füßen der Berge und weit hinan waren dunkelblaue Wälder, höher oben kam das blasse Grün über Kuppen und Hochflächen, es waren die Almen, auf denen taubengraue Körnlein lagen — die Sennhütten. Und im Hintergrunde stand wieder jenes gewölkartige Hochgebirge, vor dem der Mutter Mändeg so bange war. Wie Wolkenbänke lagen die weißen Ferner dahin. Dort und da erhob es sich in feinen sonnigen Zacken und brachen sich die grauen Massen in senkrechten Abstürzen, daß man dazwischen hinaussah in ein lichtes Firmament, welches gewiß schon über einer anderen Welt lag. Besonders ein blaßröthliches Dreieck war es, welches hoch über alles Gewüste emporstand. Die eine Linie dieses Dreiecks ging steil wie ein Dach, die andere stürzte schnurgerade und senkrecht ab. So blickte es still und glatt aus fernem Hintergrunde herüber. Der Mutter Mändeg fiel dieser Berg auf und die Mitreisenden sagten, es wäre der Schrunstein. Die Frau schaute darauf hin, so lange sie ihn sah, aber die Bahn machte eine Wendung, so daß es schien, der Schrunstein bleibe zurück und der Zug trachte anderen Gegenden zu.

Mehrmals setzte die Eisenbahn auf hohen langen Brücken über ein wild daherwallendes grünliches Wasser. Am Rande des Flusses waren wieder die weißen Schutt- und Sandfelder, welche oft das ganze Thal ausfüllten, und die Häuser und Kirchen standen an den Berghängen. Manchmal war

ein Dammbau, eine Wasserwehre zu sehen, aus wuchtigen Stämmen gezimmert, halb vergraben in Schutt und Gestein und dann wieder den brausenden Wassern ausgesetzt, die in schweren Massen sich heranwälzten und schäumend in die Abgründe stürzten. Auf dem Flusse rannen Scheiter und ganze hölzerne Brücken, auf welchen Menschen, klein wie Ameisen, umherstanden und mit Stangen in das Wasser stachen. Wie so ein Menschenkörperlein doch nichtig ist zwischen den Gewalten und Wuchten des Gebirges!

Durch einen langen Tunnel fuhr der Zug, an qualmenden Pechfackeln vorüber; als er wieder ans Tageslicht kam, war das Thal so schauerlich eng, daß man an einem Muttergottesbild, welches an der gegenüberstehenden Wand hing, die sieben Schwerter sah, die Mariens Herz durchbohrten. Und in der Tiefe goß der Fluß wie Milch so weiß, und zwängte sich rauschend zwischen schwarzen Felsblöcken und niedergebrochenen Urwaldstämmen durch.

Einer der Reisenden wußte allerhand Geschichten, wie draußen an den Wehren Einer ertrunken, unten auf den Holzflössen Einer zerquetscht, dort von der Felswand Einer in den Abgrund gestürzt, von Schneelawinen Einer begraben, von Wildschützen Einer erschossen worden war. Sie ahnten nicht, was Mutter Mändeg litt, sie sah ihren Sohn ertrinken, stürzen, erdrückt, erschossen, von Schnee und Schutt begraben werden. Die Hände auf dem Schoß gefaltet, so saß sie unbeweglich da und starrte zum Fenster hinaus.

Endlich, als sie in ein kleines Wiesenthal kamen, wo auch ein junges Wäldchen und ein stattliches Haus stand und das Wasser still und klar hinrann auf braunem Sande, war es für Mutter Mändeg Zeit, auszusteigen.

Und als der Zug hinter dem nächsten Felsvorsprunge pfusternd verschwunden war, kam die Ausgesetzte erst zu sich. Jetzt in der Stille und Einsamkeit, ringsum das schauerlich wüste Gebirge, jetzt war ihr, als müsse sie laut nach ihrem Gottfried rufen.

Einen Mann, der ihr die Fahrkarte abnahm, fragte sie, ob denn das die Schrun sei?

„Die Schrun? Da muß die Frau über das Fandeljoch hinüber. Drei Stunden gelangen, wenns gut geht. Aber Sie kann fahren. Der Wirth von da fährt zur Bestattung hinüber, der nimmt Sie gern mit."

„Der Wirth von da" war ein langer, hagerer Geselle in kurzer Lederhose und steifer Lodenjoppe. Er hielt eine baumelnde Tabakspfeife im Mund und war mürrisch. Trotzdem nahm er die fremde Frau mit und überließ ihr im Wäglein sogar den guten Sitz, während er vom Vorderbrett aus das Pferd leitete. Sie suchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen und drückte ihre Besorgniß aus, ob sie wohl auf dem rechten Weg in die rechte Schrun sei. Sie könne es nicht glauben, daß ihr Sohn sich hierher verschlagen habe. Krank soll er liegen in der Schrun, ob man nichts gehört habe? Was der „Wirth von da" antwortete, das verstand sie kaum, es war so wie: was werde man denn viel hören, wenn Einer krank liege. Krank lägen die Leute in aller Welt.

Der Weg — ein schneeweißer Kiesboden, in welchen die Räder keine Spuren eindrückten — ging über Wiesen sachte aufwärts gegen eine waldige Engschlucht. Zur Rechten derselben ragte über blauenden Wald eine Felswand mit feinen Schrammen, als wäre sie in tausend Theilchen zersprungen. Sie stand scheinbar in nächster Nähe, aber eine ganze Stunde fuhr der Wagen, fuhr in einen Wald hinein, fuhr wieder

aus demselben hinaus, fuhr über sumpfiges Moor, bis er endlich am Fuße der Wand war. Die Schrammen an derselben waren zu tiefen Runsen und Schründen geworden, in denen Knieholz wucherte, ein Theil der Wand ragte hoch oben über, zu sehen, als müsse sie jeden Augenblick auf den Wald herabstürzen in die Schlucht.

„Da heißt's aussteigen," sagte hier der Fuhrmann und sprang vom Wagen. Der Weg war steinig geworden und stieg bergan. Das Pferd zog den ächzenden Wagen mühevoll empor; die beiden Menschen gingen hinten drein.

Ein Bergler kam des Weges dieselbe Richtung.

„Auch in die Schrun?" fragte unser Fuhrmann.

„Auch in die Schrun," antwortete der Bergler.

„Heut' geht Alles in die Schrun," sagte der Fuhrmann, der Andere versetzte: „Freilich wohl," und stieg bergan.

Nun war dem „Wirth von da" die Zunge gelöst.

Mit dem Pfeifenrohr deutete er gegen die Wand hinab und sagte: „Thu' die Frau just einmal dort aufs Grab hinaufschauen, wo der Stein so überhängt."

Sie blickte hinauf zur bezeichneten Stelle.

„Von dort ist er herabgesprungen."

„Wer, um Gotteswillen?" fragte Mutter Mändeg.

„Mein Bruder, der Zenz, vor sechs Jahren. Wachst Edelweiß dort oben. Beim Suchen hat er sich verstiegen in der Wand, hat nicht mehr rückwärts, nicht mehr vorwärts können, ist zwei Tag und Nacht gesessen dort oben, unter dem überhängenden Stein."

„Es steht ja auch jetzt Jemand dort oben," bemerkte die Frau.

„Das ist ein dürrer Baumstrunk," belehrte der Begleiter, „selbiger ist leicht zehnmal so groß wie ein Mensch.

Ja, da ist's hoch hinauf! Am vierten Tag haben wir etwelches von seinen Gliedern gefunden da hinten im Wald. In seinen Filzhut ist ein Stein gebunden gewesen und ein Blatt Papier gesteckt; das hat er sich aus dem Gebetbuch gerissen."

Der Mann zog seine Brieftasche aus dem Sack und griff ein zerknittertes Papierblatt heraus, welches an seinen Bügen nur mehr schwach zusammenhielt. Er entfaltete es und sagte: „Da ist's. In seiner letzten Stund' hat er's geschrieben, wenn ich's lesen soll?"

Die Frau bat darum. „Ho, Brauner, gunn dir ein Rastel," sagte er zum Pferd; das stand auf die Worte augenblicklich still, der Mann legte unter das Rad einen Stein, daß der Wagen feststand, dann las er mit fast feierlicher Stimme den Brief:

„Meine lieben Leut'!

Das ist mein letzter Bericht. Ich habe mich verstiegen, kann nicht mehr rückwärts und vorwärts. Zwei Tag und zwei Nacht habe ich geschrien und gebeten um Hilf. Ich sehe die Leut' gehen und fahren unten auf der Straßen, es hört mich Keiner. Kunnt auch Keiner helfen, als der liebe Gott. Bei mir ist's zum Sterben. Aber ich will nicht verdorren da heroben und von Raben und Geiern gefressen werden; auf dem Kirchhof will ich liegen bei Vater und Mutter, Freunden und Bekannten. Darum springe ich hinab, so lang' ich noch lebendig bin und ich bitte Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich lasse meinen Bruder grüßen, er soll so gut sein und meine Schuld zahlen beim unteren Wirth in der Schrun. Vierundsiebzig Kreuzer. Die Antonia Auerin laß ich auch grüßen. Bis in den Tod

Vincenz Baumer.

Jesus Christus sei mir gnädig. In Gottesnamen."

So las der Mann, faltete das Papier zusammen, that es in die Brieftasche und trieb das Pferd an. Mutter Mändeg war so tief erschüttert, daß sie sich an den Wagen halten mußte, um nicht umzufallen.

„Schier wär's umsonst gewesen," sagte nun der Fuhrmann, „gleichwohl er sich des Kirchhofs wegen hat herabgestürzt, hat ihn der Pfarrer doch nicht begraben lassen wollen auf dem Kirchhof; weil's ein Selbstmörder ist, hat's geheißen. Zu hart Kräften haben wir's durchgesetzt — aber ganz im Winkel, wo die ungetauften Kinder liegen. — Wenn sich die Frau bei mir will anhalten, sie wird gewiß die Berg' nicht gewohnt sein."

Fast eine Stunde lang stiegen sie bergan, immer in Biegungen, daß man glaubte, jetzt sehe man schon die letzte Höhe und es war immer nicht wahr. Endlich aber waren sie an der Stelle, wo der Weg eine kleine Strecke lang am Gewände hinging und dann abwärts bog. Die Bäume hatten aufgehört, nur etliche gerippkahle Strünke standen noch da auf grüner Matte, Binsengräser standen in Büscheln, dort und da war der Rasen aufgewühlt, daß man die schwarze Erde sah, und ein moderiger Wassertrog war zum Theil in den Boden hineingewachsen. Querhin war ein Steinkar, in welchem, wie der Fuhrmann behauptete, ein Rudel Gemsen weidete; Mutter Mändeg sah nichts davon, hörte aber das Niederrieseln von Steinen, welche von den Thieren losgetreten worden waren. Steinblöcke lagen überall umher und Felsen ragten auf. Eine kühle Luft strich und Kräuter dufteten. Am Wege stand ein hohes Crucifix — das Kreuz auf dem Fandeljoch.

Ein Blick nach rückwärts zeigte hohe Berge in Nah und Fern mit abenteuerlichen Spitzen und Riffen, die vom

Thale aus nicht sichtbar gewesen. Ein Blick nach vorwärts zeigte ein weniger weites, aber um so schauerlicheres Bild. Man sah in ein tiefes, schattenfinsteres Engthal hinab, scheinbar von allen Seiten in Felsen eingeschlossen. Und die Felsen stiegen fast unvermittelt auf, ohne viel Vorberge. Nur zwischen den Schutthalden, die von den Bergen niedergingen, lagen blauende Waldstreifen und Wiesengründe. Auf solchem Wiesengrunde lagen etliche winzig kleine, schneeweiße Würfel, zwischen welchen sich ein lichter Faden hinschlängelte. Das war die Schrun. Nach einer einzigen Seite war zwischen den Bergen eine Scharte hinaus und durch dieselbe schimmerte aus fernen Höhen ein blendend weißes Feld herein. Der Mann sagte, das seien die Ferner. Mutter Mändeg fragte, was das wäre, die Ferner? Ja, das wäre das todte, versteinerte Wasser im Hochgebirge, das ewige Eis, das kein Sommer kann lösen, von dem immerfort die grauen Wässer niederfahren in die Thäler und das doch immerfort größer wird und die steinernen Höhen zudeckt.

Die nahen Berge der Schrun thürmten sich übereinander in ungeheueren Wuchten und Tafeln, schründig und zackig — man sah ihnen von hier aus gerade an die Brust. Aber einer unter ihnen war, der erhob sich kühner als alle anderen. Mutter Mändeg schwindelte, als sie hinblickte auf die ätherblasse Hochzinne dieses Berges, dessen eine Linie senkrecht und schnurgerade niederging bis zu den bewaldeten Böschungen, die ins Engthal der Schrun ausliefen. Hinter diesem Riesen stand die Sonne und er allein legte die ganze Schrun und ihre Wände in Schatten.

„Das ist ein hoher Herr, nicht wahr?“ sagte der Begleiter zur Mutter Mändeg. „Das ist der Schrunstein, und von dem sind sie abgestürzt.“

„Auch hier Jemand abgestürzt?“

„Ist auch wieder ein Verwandter von mir dabei. Ein Vetter mutterseits, der Knappen-Wolf. Seit das Bergwerk in der Eigen nicht betrieben wird, hat er keine Arbeit gehabt. Ein Kind ist auch da und keine Mutter dazu, so hat er sich als Bergführer was verdienen wollen bei den Fremden. Jetzt haben sie sich verstiegen. Ein Student ist's gewesen, heißt's, der mit ihm verunglückt ist. — Der Dunner, jetzt müssen wir wieder anrucken, sonst kommen wir gar noch zur Bestattung zu spat. Thu' sich die Frau nur in den Wagen setzen.“

Eine Stunde später fuhren sie tief unten im abendlichen Wiesenthal. Der Schrunstein hatte, von hier aus gesehen, die ganze Breite seines Gewändes entfaltet und seine Spitze zeigte eine ganz andere Form als früher. Die Falten und Runsen, die an ihm niedergingen, bargen Schnee und Eis. Ein solches Eisfeld ging herab bis zur Böschung des Thales. An einer der unteren Lehnen stand ein wenig Getreide, aber es war noch ganz grün. Die Wiesen waren glatt gemäht und dort, wo irgend ein Felsblock Schutz bot vor den kalten Winden, lagen Gärtchen mit kümmerlichen Kohlköpfen und dunkelgrünem Salat. Etliche Häuser mit dicken weißen Mauern und kleinen Fenstern waren da; die Wetterseite der Wände war mit Schindeln verschalt, aus Schindeln waren auch die breiten hohen Dächer. Auf dem Hügel stand die Kirche mit einem rothen spitzen Holzthürmchen, das sich von dem schattenblauen Hintergrunde der Felswand freundlich abhob.

Beim „unteren Wirth“ stellte der Fuhrmann sein Gefährte ein. Als ihn Mutter Mändeg nach dem Fahrlohn fragte, machte er einen Deuter mit der Hand: sie möge bei Gelegen-

heit einem Armen ein paar Kreuzer geben; er nehme nichts, er habe ihretwegen keine Mühe gehabt.

Nun fragte die Frau bei dem „unteren Wirth“ an, ob da ein Kranker im Hause liege? Ein Fremder?

Man wußte nichts von einem solchen. Vielleicht beim „oberen Wirth“. Das große Haus neben der Kirche.

Mutter Mändeg stieg rasch den Hügel hinan. An der Kirchhofmauer, an welcher sie vorüberkam, hockte ein helläugiges Knäblein. Es legte kleine Steinchen übereinander und lächelte die Frau treuherzig an.

„Kannst Du mir sagen, Kind, wo der obere Wirth ist?“ fragte sie es.

„Ich mache eine Leichenbahr’,“ entgegnete das Kind vergnügt, „meinen Vater legen sie drauf.“

Mutter Mändeg ging weiter und nach wenigen Schritten, als sie um die Mauer bog, sah sie das Wirthshaus vor sich. Vor demselben standen Leute in Gruppen beisammen. Zuckenden Athems fragte sie im Hause, ob da der Kranke sei? Der Fremde, ein junger Mann aus dem Bayerland, blond, Gottfried Mändeg mit Namen.

Die befragte Kellnerin wies die Frau in die Gaststube, dort wolle sie ein wenig warten, und eilte davon.

An den Tischen der Gaststube saßen Männer herum; sie sprachen vielfältig durcheinander, so viel herauszuhören, von einem Unglück im Gebirge war die Rede; der Frau wollte vor Bangigkeit das Herz zerspringen. Im Wandwinkel hing ein geschnitztes Crucifix, zu dem that sie einen Blick und mit einem tiefen Athemzug war’s, als wolle sie ihren Kummer aus der Brust schöpfen.

Nun trat ein ältlicher, glattrasirter Mann in schwarzem Kleid und mit hohen Glanzstiefeln in die Stube. Die Männer

an den Tischen zogen ihre Hüte von den Köpfen. Der Pfarrer war's. Er trat auf die Frau zu, grüßte und fragte, ob er Frau Mändeg aus Bayern vor sich habe?

Sie bejahte die Frage mit einem Kopfnicken.

Der Pfarrer setzte sich neben sie auf die Wandbank und sagte „Ich bedaure, daß Sie aus so traurigem Anlaß den weiten Weg zu uns haben machen müssen."

„Ist er todt?" stöhnte sie auf.

„Aus seinem Notizbuch habe ich ersehen," sagte der Pfarrer, „wie innig das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn gewesen sein muß. Die erste Depesche konnte demnach nur eine schonende, vorbereitende sein und die zweite haben Sie wohl nicht mehr abgewartet."

„Herr Pfarrer," hauchte die Frau und erfaßte seine Hand, „sprechen Sie offen mit mir. Ich bin nun auf Alles gefaßt."

„An diesem Tische saßen wir beisammen am letzten Abend." Erzählte der Pfarrer. „Er war munter und die wenigen Tage, als er bei uns war, hat er sich die Herzen gewonnen. Es gefiel ihm sehr in der Schrun und an jenem Abende sagte er noch, er wolle doch einmal sein Mütterchen herbringen und ich solle ihr im Pfarrhof ein Stüblein einräumen. Das war ja gerade so wie der Herr am Kreuz seine Mutter dem Johannes empfohlen hat. Ich will gerne der Johannes sein, liebe Frau Mändeg, möge mich der Herr nur erleuchten, daß ich Sie beruhige und tröste!"

„Er ist verunglückt!" schluchzte die Frau und sank zusammen. Der Pfarrer stützte sie, ihr Haupt lag an seiner Brust. Als sie es wieder erhob, wischte sie zwei große Thränen aus ihren Augen und bat den Pfarrer, daß er erzähle.

„Am Schrunstein," fuhr der Pfarrer fort, „ist er abgestürzt. Er und der Führer. Gelitten haben sie nicht, der Tod ist sofort eingetreten, kein Zweifel. Zwei Tage lang haben wir — da sie zur bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt waren — gesucht. An der großen Schrunsteinwand sind sie gefunden worden."

„Nicht wahr!" sie sagte das in sanft flehender, herzerschütternder Weise, „nicht wahr, in der Erde ist er noch nicht?"

Hierauf antwortete der Pfarrer: „Die Leute, die Sie hier und vor dem Hause sehen, sind versammelt, um den Todten die letzte Ehre zu erweisen."

„Ich will ihn sehen," sagte die Frau und stand entschlossen auf.

Der Pfarrer hielt sie zurück: „Liebe Frau! Ich möchte Sie bitten in seinem Namen!"

„Ich will ihn sehen. Laßt mich. Ich bin stark. Eine Mutter ist stärker als Ihr glaubt."

Der Pfarrer führte sie in das Vorhaus und die Stiege hinauf in den Oberboden, der bei Hochzeiten und Kirchweihen als Tanzstube verwendet wurde. Auch heute war er voll von Menschen, aber sie johlten und jauchzten nicht, sie sprachen gedämpft zueinander. Der Raum war dunkel und an der Wand lag rother Kerzenschein. Quer über auf Bänken standen zwei Särge aus weißen Fichtenbrettern. Sie waren geschlossen und zwei Lichter standen an beiden Seiten eines Crucifixes. Mutter Mändeg stand aufrecht und verlangte, daß man den Sarg ihres Sohnes öffne. Nach einigem Weigern geschah es. Und hier lag er, der schlanke Körper, im Gewande, in welchem Gottfried vor fünfzehn Tagen daheim Abschied genommen hatte. Die eine schneeweiße Hand auf die Brust gelegt, die andere sah man

nicht. Das Haupt schien tief gebettet und war verhüllt. Als sie das Tuch heben wollte, fiel ihr der herbeigekommene Arzt in die Arme und beschwor die Mutter, das Bild zu schonen, das sie von ihrem Sohne im Gedächtniß trage. — Sie riß das Tuch herab und — taumelte zurück.

Das Haupt der Leiche fehlte. Nur der Unterkiefer, noch mit Blut und Mark überströmt, hing am Halse.

Ein aufregendes Getöne ging durch den Raum, die Frau wurde fortgetragen.

Eine halbe Stunde später, als schon die Abenddämmerung angebrochen war, klangen auf dem Thurme die zwei Glöcklein. Der Schall kam von den Felsen zurück. Die Särge wurden, von der laut betenden Menschenmenge begleitet, auf den Kirchhof getragen. Rechts am Eingang steht eine alte Linde; sie ist zur Frühsommerszeit voll Vogelgezwitscher und ihr Blüthenduft läßt keinen Modergeruch aufkommen. Nahe an dieser Linde war das tiefe Doppelgrab, in welches nun die beiden Bergwanderer gemeinsam, wie sie gestorben waren, versenkt wurden.

Als der Pfarrer in einem Vaterunser den Frieden Gottes herniederflehte auf diese Stätte, rötheten sich die Kirchenmauern, die hölzernen Grabkreuze, die Gesichter der Umstehenden. Es war der Wiederstrahl der leuchtenden Hochwand des Schrunstein, auf der das Alpenglühen lag.

* * *

Der Frau aus der Fremde war im Pfarrhof eine Stube angeboten worden. In derselben saß sie stundenlang am Fenster und schaute hinaus in die Mondnacht. Die Kirche stand im weißen Lichte da und die Grabkreuze legten ihre Schatten hin über den Friedhof. Im finsteren Schatten der

Linde schwebte ein Lichtlein hin und her, auf welches Mutter Mändeg unverwandt hinblickte, bis es heranschwamm über die Gräber gegen ihr Fenster und sich dann in den Büschen der Mauer verlor. Ein Johanneswürmchen war's, aber das gläubige Mutterherz hatte mehr daraus gemacht.

Hoch hinter der Kirche stand eine blasse Wolke auf — es war das Gewände des Schrunstein.

Am nächsten Morgen, als sie wieder dahinblickte, sah sie den Schrunstein nicht, graue Nebel hingen an den Bergen und im Engthal lag eine finsterblaue Dämmerung.

Von allen Seiten kamen Leute herbei — daß nur noch so viele Leute leben konnten in diesem Gestein! — und strömten in die Kirche. Es war der Gedächtnißgottesdienst für die Verunglückten. Mutter Mändeg kniete in der hintersten Kirchenbank, aber die Leute munkelten sich doch zu: „Das ist die Mutter vom abgestürzten Herrn." Die Kerzen warfen einen düsteren Schein auf die vergoldeten Heiligen des uralten hölzernen Altares; zu beiden Seiten des Tabernakels lagen zwei Todtenschädel als äußeres Zeichen, wem dieser Gottesdienst gelte. Die stille Einfachheit erhöhte den feierlichen Ernst. Mutter Mändeg versank in Wehmuth und Erinnerung an die vergangenen Zeiten, da Gottfried noch ein Knabe war, nicht größer als der, mit dem dort eine alte Frau vor dem Altare steht.

Die „obere Wirthin" weckte sie endlich aus ihrer Versunkenheit. Die Kirche war leer, die Kerzen waren verlöscht. Die Wirthin that verlegen und machte ihre Einladung, die Frau möge doch mit ihr kommen in die Stube zu einer warmen Schale Kaffee.

Und als der Trank das arme Herz ein wenig erquickt hatte, erzählte die Wirthin von Gottlieb.

Gerade vor acht Tagen war er in die Schrun gekommen, hatte im Wirthshause ein Zimmer gemiethet und jeden Tag Wanderungen unternommen auf diesen und jenen Berg, in diese oder jene Schlucht. Hatte Kräuter mit heimgebracht und die braunen und blauen Steine, die da noch lagen auf dem Fensterbrett, hatte Bekanntschaft gemacht mit den Dorfleuten, auch mit den Hirten und Holzern, und Alles habe sich nicht genug wundern können, was doch dieser junge Herr für ein freundlicher, lustiger Mensch sei! Als er höhere Berge bestieg, habe er den Knappen-Wolf als Führer aufgenommen. Und als es hieß, sie wollten an den Schrunstein, habe man ihnen abgerathen; das sei ein schlimmer Berg und wenn der Führer nicht gut Bescheid wisse, so sollten sie lieber auf die Hochwildferner gehen und den Schrunstein in Ruh' lassen. Aber der Knappen-Wolf habe gesagt, er wage es und der Herr habe gesagt, er wage es auch. „Mit Strick und Steigeisen," fuhr die Wirthin in ihrer Schilderung fort, „und was sich sonst noch gehört, sind sie am Erchtag (Dienstag) in der Morgenfrüh fortgegangen. Wie sie am Abend nicht da sind, heben die Leut schon an zu reden. Am nächsten Tag sind zwei Knechte suchen gegangen, dem Pfarrer seiner und unserer. 's ist nichts und es hat geheißen, sie müssen doch noch auf die Hochwildferner gegangen sein; da sind sie drei Tage aus. Ist aber am Pfingstag (Donnerstag) doch Alles suchen gegangen, was gehen kann und unser Knecht ist's gewesen, der um drei Uhr Nachmittags was gefunden hat. Dem Wolf sein Griesbeil (Gebirgsstock). Schier ganz oben, wo man vom Königsköpfel über das Grat zur Schrunsteinspitze aufsteigt, in einer Felsspalten solls gelegen sein. — Ich darf gewiß noch einmal nachgießen, ich bitt!"

So die Wirthin und goß die Kaffeeschale voll, ohne daß Frau Mändeg wehrte oder dankte. „Ach ja Gott!" seufzte die Wirthin auf und faltete die Hände. „Nun und nachher unten, ganz tief herunten sind sie halt gelegen. Soll eine schauderliche Höhen sein, sie sagen, hundert Klafter gelangen nicht. Sind nicht lebendig auf den Boden gekommen, sagen die Leut', die Luft hätt' sie schon unterwegs todtgestoßen. Vom Wolf ist kein Beindl (Knöchlein) ganz geblieben. Der junge Herr ist eine Kirchthurmhöhen weiter oben gelegen, in einem Zirmbusch; man hat ihm nicht an können, hat mit Stricken müssen aufgezogen werden. — Wie das Unglück geschehen ist, mein Gott, wer weiß es, gesehen hat's Niemand. Die Leut' meinen halt, sie werden über das Grat haben wollen hinauf gehen, wird Einer gestürzt sein, hat den Anderen mitgerissen. Es kann auch sein, daß der Wolf zuerst abgefallen und daß ihm der junge Herr hat zu Hilf kommen wollen. — Die Leut' zanken der Leichtsinnigkeit wegen, wie sich heutzutag die jungen Herrn in Gefahr begeben auf hohem Birg. Freilich wohl. Aber ich sag', wie unser Arzt sagt: 's ist halt doch auch eine brave Sach', wer Kurasch hat, und daß er unsers Herrgotts schöner Natur wegen das Leben wagt. — Mit dem Knappen-Wolf ist's wohl eh auch eine traurige Sach'. Hat ein kleines Bübel zurückgelassen. Dort — thu' die Frau einmal beim Fenster hinausschauen. Dort bei der Kirchhofmauer sitzt das Waisel, thut alleweil Leichenbahr bauen aus Steinen. Für seinen Vater, sagt er. Mein Gott, ist wohl ein Glück, so lang der Mensch noch so kindisch ist. — Ludel!" rief die Wirthin zum Fenster hinaus gegen den spielenden Knaben, „magst einen Kaffee? Geh her zu uns."

Mutter Mändeg war dagesessen scheinbar theilnahmslos und doch hatte bei der Beschreibung des Unglücks jedes Wort

eine Furche gerissen in ihrem blutenden Herzen — eine brennende Schrift geschrieben, die erst mit ihrem Leben auslöschen wird.

Am Nachmittag hatte sie versucht, das Grab mit Blumen zu schmücken. Sie hielt bald inne, sie konnte nicht; noch war der Schmerz zu groß, als daß er sich durch solche Mittel besänftigen ließ. Sie konnte auch keinen Plan fassen, ob sie dableiben solle oder abreisen in die Heimat. Ihr war die Welt ausgestorben, schier noch am wohlsten that ihr nun dieses schattige Thal, thaten ihr diese nebeldüsteren Berge. Als aber am nächsten Morgen die Sonne wieder schien und der Schrunstein in goldigem Lichte zum blauen Himmel aufstand, ward der armen Frau doppelt weh. Sie konnte kein Leuchten und Lachen mehr sehen auf dieser Welt.

Als sie wieder zum Fenster hinausblickte, sah sie ein altes Weib mit dem Knaben des Knappen-Wolf über den Kirchhof gehen. An der Linde vor dem frischen Grabhügel standen sie still und das Weib sagte zum Knaben: „Jetzt nimm Deine Kappen ab! Deine Kappen nimm ab, sag' ich! Da unten liegt Dein Vater, bet' ein Vaterunser für ihn!"

Der Knabe blickte sie befremdet an; sie riß ihm die Mütze vom Kopf und mit drohender Miene mahnte sie nochmals: „Ein Vaterunser bet'!"

Der Kleine begann zu schluchzen.

„So!" sagte die Alte, „Du kannst nit einmal Vaterunser beten? Mußt eine saubere Zucht haben gehabt bei Deinem Vater! Scham Dich! Ich will Dir schon helfen! Zu essen kriegst mir nichts, so lang' Du Dein Vaterunser nicht kannst. Zum Flennen hörst mir auf, abscheulicher Bub'!"

Frau Mändeg wendete sich an die eben eintretende Haushälterin des Pfarrhofs mit der Frage, wer die Person sei, die dort mit dem Knaben unter der Linde stehe?

„Ach Du mein!“ rief die Gefragte, „bei der wird das Kind auch nichts Gutes haben. Eine entfernte Verwandte ist sie vom Knappen-Wolf und die erbarmt sich jetzt über das Waisel, wie sie sagt, weil sich sonst auch Niemand drum annehmen will.“

Mutter Mändeg stand einen Augenblick unbeweglich, als besinne sie sich, dann athmete sie auf, wie Jemand, der eine Last abgeworfen hat und ging rasch hinaus auf den Kirchhof.

„Liebes Kind,“ sagte sie zum wimmernden Knaben, „möchtest Du nicht eine Mutter haben?“

Der Kleine barg sein Gesichtlein sofort an ihrem Kleide und weinte noch heftiger. Im selben Augenblick schritt der Pfarrer über den Plan. Mutter Mändeg hielt ihn an und in seiner wie in der alten Base Gegenwart erbot sie sich, dieses Waisenkind, dessen Vater ihres Sohnes wegen zugrunde gegangen sei, an Kindesstatt anzunehmen. Man möge sich amtlich nur nach ihrem Leumund und nach ihren Verhältnissen erkundigen. Ihre kleine Pension und der Ertrag ihrer Arbeit habe bisher für Zwei ausgereicht, so werde Gott auch in Zukunft seinen Segen nicht versagen. Sie habe die weite Reise gemacht, um ihr Kind zu suchen und sie wolle allein nicht heimkehren.

Alles war gerührt; im Pfarrhof sagten sie es und im Wirthshaus und in der ganzen Schrun: Ein schöneres Denkmal als das, könne die gute Frau ihrem Sohne nicht setzen.

Auf dem frischen Hügel drückte Mutter Mändeg den Knaben an ihre Brust und nun erst — gelöst der bittere Schmerz durch eine edle That — brach der Thränenstrom aus ihren Augen. Gegenüber an der Kirchenthür stand ein

hohes, rothangestrichenes Kreuzbild. Auf einem Arm desselben hockte ein Vöglein und im selben Augenblick war es der Mutter Mändeg, als höre sie, wie damals im Traume das Lied: „Du hast eine güldene Ketten ums Herz mir angelegt.“

Als sie den Blick aufschlug zum Himmel, that ihr der helle Sonnenschein nicht mehr wehe, der auf dem Schrunstein lag.

Die Nothtaufe.

Das Bachstoffel-Weib schickt zur heiligen Taufe. Sie athmet auf nach einer bangen Nacht, sie ist dem Leben wieder zugetheilt. Das Kindlein athmet, wimmert bisweilen ein wenig, ruht aber des Weiteren noch tief im Nichts, und wenn die Welt mit allen Sternen des Himmelszeltes jetzt zusammenbricht, es ist ihm Alles eins.

Und dieses gottlos gleichgiltige Wesen soll jetzt zu einem Menschen gemacht werden, zu einem Erden- und zu einem Himmelsbürger. Anfängt man das mit der Taufe und die Frau Sunnbergerin, die Gevatterin und Pathin ist der Meinung, es sei dazu hohe Zeit, denn der junge Wurm scheint über die gute Luft, die er nun athmet, und über das gepriesene Sonnenlicht, das ihn bescheint, nicht gar erbaut zu sein; vielleicht gefällt es ihm in der Kirche besser, denn wir haben auch Kirchen auf dieser Welt und daneben Wirthshäuser, und der Tafernenwirth in der Lusch hat ein gutes Weinlein.

Sollte sich nur ein Schöppel vergunnen, die Frau Gevatterin, meint die Wöchnerin, und Zucker hineinthun; aber das solle sie, die Frau Gevatterin, ihr, der Bachstoffelin, nicht anthun, daß sie selber wollt' zahlen.

Somit geht die Sunnbergerin mit dem Kindlein davon, geht über das Gebirge hin, ist munter und hat keine Ahnung, was ihr auf diesem Taufgang soll bevorstehen.

Die roth' Lenten hinauf sticht noch die heiße Sonne her, daß sich die Frau, weil sie keine Hand frei hat, mit dem ganzen Wickelkind über das Gesicht fährt, schweißtrocknend wie mit einem Sacktuch. Als sie oben über den Brandsteig hingeht, sieht sie schon allerhand Wolken aufsteigen, etliche so weiß wie lauter Milchrahm und etliche wieder so blaßblau wie Milch, bei der viel Wasser ist. Als sie auf die Höhe zu den Wetterkreuzen kommt, hört sie schon das Murren und der Himmel verschmiert sich mit Grau, so daß die Sonne keinen Schatten mehr schlägt.

„Mag wohl sein, kleiner Binkel, daß sich's der lieb' Herrgott nicht nehmen laßt, dich zu taufen," sagt die Frau Pathin zum Kind, „wird auch gut sein, wenn's nur nicht etwan gar zu kräftig kommt."

Das ließ sich der Himmel nicht zweimal sagen, Tropfen fielen, die so groß und schwer waren, daß jeder auf dem Erdboden sternartig auseinanderspritzte. Die Frau Sunnbergerin eilte gegen den Waldrand hin, dort stand das Häusel des „Kleinen Urban", in dem sie bekannt war. Der kleine Urban war nicht daheim, aber der Kleine des kleinen Urban — ihr könnt euch denken, wie klein der sein muß — der war daheim, hockte an der Schwelle der Hausthür, hielt die Barfüßlein hinaus und so oft ein scharfer Regentropfen darauf schlug, sagte er: „Patsch!"

Die Frau mit dem Kind schritt über das Knäblein hin schleunig in die Hütte. Weil der Kleine darauf etwas befremdlich that, so sagte die Frau: „Wirst uns wohl nichts für Uebel haben, daß wir ein wenig unterstehen."

„Wenn Du kein Rauber bist!“ rief der Knabe beherzt.

„Ist Deine Mutter nicht daheim?“

„Die thut beim Schragenkern unten mähen und hat gesagt, ich soll haushüten, daß uns nicht wer was hereintragt.“

„Aber ich hab' Dir jetzt g'rad was hereingetragen,“ sagte die Frau, die sich auf eine Tängelbank hingesetzt hatte und nun die Tücher ihrer kleinen Last auseinanderthat: „da schau her, was ich mitbracht hab'!“

Der Knabe watschelte hin, guckte zwischen das Tuchwerk hinein und fragte endlich völlig überrascht: „Was ist denn das?“

„Ja,“ antwortete die Frau, „das ist ein kleines Kinderl, das erst heute der Himmelvater auf die Welt hat herabgeschickt. Und das wirst Du doch nicht wollen hinauswerfen jetzt ins Gewitter. Schau, es kann noch nicht sprechen und laßt dich durch mich bitten, Du sollst ihm Unterstand geben. Es ist so spatzenblutarm, daß es noch nicht einmal einen Namen hat und Du bist der erste fremde Mensch, den es auf der Welt begegnet und es ist auf der Reise.“

„Das da?“ fragte der Knabe und tippte mit dem Zeigefinger auf das Gesichtlein hin.

„Ja freilich, es reist nach Lusch hinüber zur heiligen Taufe. Jetzt ist es noch ein kleiner Heide, ein winzig kleiner, und wenn es im Gewitter müßt' zugrund gehen, da kunnt's dem lieben Gott nicht mehr vor Augen treten und müßt' für alle Ewigkeit in einer dunklen Kammer sitzen. Da muß man wohl recht acht geben drauf. Ja, mein Kind, das sind Sachen! Heiliger Gott, jetzt hebt's auch zu schauern an draußen!“

Eiskörner prallten ans Fenster und flogen scharf ab auf die Halme, daß sie zwei- und dreimal schlagen konnten,

bevor sie liegen blieben auf dem Rasen. Die Bäume bogen Ast und Wipfel alle rauschend nach einer Seite hin und grauer Nebel flog sausend zwischen den Stämmen und wälzte sich am Boden fort. In der Hütte war es schier finster, nur die rothen Scheine des Blitzes zuckten, und diese Scheine zeigten das treuherzige Gesicht des Knaben, des „Kleinen Urban" Sohn, der sich an die fremde Frau schmiegte und durch ihre Gegenwart der Zuversicht war, daß nichts geschehen könne.

„Wie heißest Du denn?" fragte ihn die Frau Sunnbergerin.

„Bub," antwortete der Kleine.

„Mit Deinem Namen, meine ich. Wirst wohl einen haben, denk' nur nach. — Na, wenn er Dir nicht einfällt, macht auch nichts. Ich habe Dir nur sagen wollen, Bub, daß Du mit Deiner Hütten heut' diesem armen Würmel sein Glück bist."

„Laßt es jetzt da?" fragte der Bub.

Die Frau gab keine Antwort, sondern schaute zum Fenster hinaus, bis sich das Wetter endlich gelegt hatte. An dem Häuslein schoß jetzt ein brauner Gießbach vorüber. Die Frau war in Zwiespalt, was nun zu machen sei. Es wird die Wege zerrissen haben an der Scharwand hin, es kann den Steg über den Schlärmbach davongetragen haben, es kann sich im Krippenthal das Wasser stauen, wie es öfters vorkommt nach großem Regen. Wer soll da in die Lusch hinüberkommen? Und gar mit einem kleinen Kinde? — Soll sie es da in der Hütte lassen und allein nachschauen gehen, ob die Wanderung zu wagen ist?

„Wann kommt Deine Mutter heim?" fragte die Frau.

„Weiß nicht," antwortete der Knabe.

„Aber wenn Du hungrig wirst?"

„So darf ich röhren (weinen)."

„Schön, wer satt wird davon," sagte die Frau, „und wenn Du schläfrig wirst?"

„Die Mutter hat gesagt," berichtete der Knabe, „wann sie noch nicht da ist, sobald's finster wird, soll ich die Milch austrinken, die im Häferl steht und ins Nest krauchen."

„Und Dein Vater, wann kommt der heim?"

„Am Samstag, wann er nicht im Raithschlag bleibt."

Was ist da zu machen? Auch das Wetter ist noch nicht geheuer. Mit dem zarten Wesen so im Ungewissen herumlaufen, wer verantwortet es?

„Wenn ich jetzt ein Bissel hinausgeh' nachschauen, wie es mit dem Wetter ist," sagte die Frau, „und das Kinderl dieweil da laß, wirst schön Achting geben d'rauf?"

Der Kleine nickte lebhaft mit dem Kopf, mit leuchtenden Aeuglein lugte er auf das Kind. Die Frau legte dieses jetzt auf das Stroh, das in einem Holzverschlag hinter dem Ofen war.

„Da darf es schon liegen d'rin", sagte der Knabe, „es ist eh mein Bett."

„Thu' schön sitzen bleiben dabei," belehrte die Frau den Knaben, „aber anrühren mußt es nicht, weil es schlaft. Sein Schutzengel ist auch bei ihm, und wenn Du es thätest anrühren, so möcht' er es gleich hernehmen und forttragen und wir hätten nichts. Gelt, Bübel, Du merkst es, was ich Dir gesagt hab', bist ja so viel ein braver Bub, ich komm' recht bald zurück und nachher kriegst was von mir."

So ward es ausgemacht, und dann legte die Frau noch einmal sorgfältig das Kind zurecht, zog ihm das rothseidene Tuch, welches um den Kopf gewickelt war, leicht über

das winzige Gesicht herab, machte mit dem Daumen flüchtig ein Kreuz über das armselige Gestaltlein und eilte davon.

Eine scharfe Luft schlug an ihr Gesicht, als sie ins Freie trat, und ein Sausen und Brausen war's, obzwar der Sturm sich schon gelegt hatte. Die Bächlein, die da niederschossen vom Berg und sich hastig Rinnen gruben und Furchen wühlten, schwemmten Erde, Reisig und Eiskörner mit sich. An der Scharwand war nichts geschehen, im Krippenthal war wohl ein trüber See, aus welchem Vogelbeersträuche und Heuschober empor standen, aber er war leicht zu umgehen. Der Schlärmbach that zwar schrecklich wild, wie Böcke rannten seine Wogen an die Felsklötze und wo er nur was durchbrechen konnte, da schoß er auf die Wiese hinaus, daß es war, als bebe davon die Erde. Aber der Steg war unversehrt. Die Frau Sunnbergerin rüttelte noch am Geländer, um sich zu überzeugen, ob wohl auch Alles fest sei, dann kehrte sie beruhigt um, das Kind zu holen und es vollends in die Lusch hinüberzutragen. Als sie zur Scharwand kam, konnte sie plötzlich nicht weiter, eine Lawine war eben niedergegangen und hatte den Steig mit sich gerissen. Ein Abgrund gähnte, in welchen noch immer Steine und Erdstücke niederbröckelten.

Die Frau wollte vor Schreck erstarren. Sie konnte nicht mehr zurück zu dem ihr anvertrauten Kinde, das in einer einsamen Waldhütte der Obhut eines fünf- oder sechsjährigen Knaben anheimgegeben war. Nach der ersten Erstarrung hub sie in ihrer Verzweiflung an zu schreien, aber das Brausen der Gewässer in den Schluchten ließ ihren Schall nicht aufkommen. Wer sollte sie überhaupt hören in dieser Wildniß? Wenn sie sich umwendete: zwei Bergrücken waren dazwischen, und erst auf dem dritten stand aus Nebelfetzen ragend das

Kirchthürmchen der Lusch. Und da hinüber muß sie nun, um auf Umwegen das Häusel des kleinen Urban zu erreichen. Was kann dieweilen dort geschehen? „O Unglückstag!" rief die Frau ein ums andermal, indem sie den steinigen Fußsteig dahinlief, dort und da über eine Baumwurzel stolperte, dort und da in eine Wasserlache trat. „O Unglückstag! Und wenn der Teufel sein Spiel hat, so kann es sterben ohne Taufe, so viel Wasser auch vom Himmel fällt. Es kommt noch was heut'; es wird schon wieder finster! 's ist eh schwach genug, das Würmel; jetzt kanns auch noch verhungern und als Heidenkind hinfahren! — Na, jetzt kenn' ich mich fünfzig Jahr oder länger und hab' schon manches Neugeborne zur Tauf' getragen, und heut' erst weist sich's, was ich doch für eine unverläßliche Person bin. — Du tragst mir kein Kind mehr in die Kirchen, das sag' ich dir!" So redete sie mit sich selbst und eilte weiter im Gebirge.

Dem kleinen Buben im Häusel des kleinen Urban wurde die Zeit lang. Er mußte ja oft allein das Haus hüten und die Ziege draußen auf dem Anger. Die Ziege treibt allerhand Sachen, wenn sie satt ist, aber Das da liegt wie ein Stück Holz und rührt sich nicht. Es ist gewiß recht krank. Eine Weile war er neben dem Bette fast unbeweglich dagesessen und hatte auf das Kindlein geblickt und sich scharf zu Gemüthe gehalten, daß er es nicht anrühren dürfe. Als sich das Kleine ein wenig bewegte, freute er sich, wollte jedoch vor lauter Gewissenhaftigkeit, ja recht ruhig zu sein, sogar das Athmen einstellen; es zeigte sich aber bald, daß im Menschen ein Athemhauch stärker ist als der Wille, und selbst wenns ein so opferfreudiger wäre, als der des Knaben vom kleinen Urban, der ganz aufging in seinem wichtigen Amte. Das Kind hub nun an zu nutschen, da zog er ihm das Tuch vom

Gesichtlein weg und sagte: „Gugu!“ Denn das Kleine that die Augen auf. Da drinnen war freilich nichts, als zwei schwarze Tümplein ohne Stern und Glanz, aber der Knabe war der Meinung, es blicke ihn an, daher wollte er eine Unterhaltung beginnen. „Ich bin der Bub,“ sagte er. „Die Frau ist fort und kommt bald. Wir haben auch eine Katz'. Die hat gestern einen jungen Vogel gefressen, weil er aus dem Nest gefallen ist vom Dach herab. Wart', ich zeig' sie Dir.“

Der Knabe ging die Katze zu suchen und fand sie im Ziegenstall. Sie knurrte, als er ihr in die Nähe kam, ließ sich aber fangen und er trug sie in die Stube, um seinem Schutzbefohlenen damit die Zeit zu vertreiben. Das schwarze Thier schaute mit seinem dreieckigen Kopf und mit seinen grünen funkelnden Augen auf das Kindlein hin, gerade so gierig, als gestern auf den Vogel, bevor es ihn gefressen. Der Bub hielt es fest im Arm und ergötzte sich an dem Spinnen desselben. Er war vor der Katze stolz, daß er ein solches Kindlein zu hüten hatte, und vor dem Kindlein war er stolz, daß er die große schwarze Katze besaß und sich vor ihr nicht fürchtete, trotzdem sie mehrmals versuchte, ihn zu kratzen. Er hub mit ihr sogar Händel an, schlug sie auf die Tatze, und sie mit der Tatze wieder auf seinen Arm und knurrte fort und fort. Als sie ihm plötzlich listigerweise ins Gesicht fuhr, schleuderte er sie zu Boden; sie hatte sich mit ihren Pranken noch an seinem Jöppel festzuhalten versucht und fiel trotzdem nicht auf den Rücken, sondern auf die Pfoten. Sie lief nicht davon, sondern blieb jetzt im Ofenwinkel hocken und starrte mit racheglühenden Augen auf die Kinder.

„Das ist ein Rabenvieh,“ sagte der Knabe zum Kleinen, „ich muß ein Schnürl haben über das ganze Gesicht. Ich

will dem Vater sein Holzbeil suchen und ihr den Kopf abhacken."

Das Kleine begann zu wimmern, da wurde der Knabe ganz rathlos, denn er hatte wenige Tage früher das kranke Kind einer Kohlenbrennerin gesehen, das auch ein wenig so gewimmert hatte, das eilig getauft und dann in einem weißen Trüchlein in die Lusch hinüber getragen worden war. — Er schlich jetzt um das Bett herum, entfernte sich ein wenig und fragte dann auf das Kind hin: „Stirbst Du jetzt?" Da keine Antwort war, sondern das Wimmern verstummte, so fuhr der Knabe fort: „Wenn Du groß wirst, dann will ich Dir Kirschen vom Baum thun, jetzt sind sie aber noch nicht zeitig, Du mußt warten."

Die Katze hockte unbeweglich in ihrem Winkel und funkelte, jede Bewegung beobachtend, auf die Kinder hin.

„Wenn du durstig bist," sagte der Knabe, „es ist Milch da." Er brachte das Töpflein und stand damit ein Weilchen vor dem Bett; als jedoch das Kleine keine Miene machte, sich aufzurichten oder nach der Milch zu greifen, sondern quakte, rief er: „Also das nicht. Was denn? Mit den Kindern ist es ein rechtes Kreuz. Ich werd's dem Mann-Mann sagen, daß er Dich mitpackt, wann Du nicht brav bist!"

Er gab sich eine rechte Wichtigkeit. Dann schien es ihm doch wieder ein wenig unheimlich.

„Ist es wahr," fragte er das Kind und streichelte die Windeln, in die es gewickelt war, „die Frau hat gesagt, daß Du noch nicht getauft bist! Meine Mutter hat gesagt, die nichtgetauften Leut' mag der Himmelvater nicht leiden, und stirbst jetzt, so sperrt er die Himmelsthür zu und Du mußt in der finsteren Kammer bleiben, und kommen die Mäuse

und beißen Dir die Nase weg. Der Köhlerin ihr Jackerl, der hat leicht lachen, der ist nothgetauft worden."

Weil das Kind so dahinlag, fuhr der Knabe fort: „Ich taufe Dich auch noth. Ist's Dir recht? Ich weiß schon, wie man's macht. Wenn ich nur wüßt', wie Du heißen willst. Magst ein Jackerl sein? Die Jackerln, die thun Alle in den Himmel kommen."

Er holte vom Wasserkübel, der am Herde stand, eine Schöpfpfanne voll Wasser. Nun aber mußte er doch darüber nachdenken — es ist was dabei zu sagen, wenn man die Schöpfpfanne über das Gesicht hingießt .... Jackerl, ich taufe Dich im Namen des ....

In demselben Augenblicke schoß die Katze auf das Kind los. Der Knabe hieb ihr die Pfanne an den Kopf, daß das Wasser nach allen Seiten hinfluthete. Mit zwei Sätzen war das Thier zur Stube hinaus, in welche nun die Frau Sunnbergerin keuchend hereintrat.

Schreiend und über und über mit Wasser begossen, so fand sie das Kind. Erhitzt von dem Laufen, ward sie nun obendrein glühend vor Wuth, die sie über den Knaben losließ. „Du Balg! Du Racker! Was hast denn gemacht? Angossen? Angossen! Wart', Fratz, ich will Dir zeigen, das arme Würmel —"

„Die Katz'!" ächzte der erschreckte Bub.

„Die Katz hat Wasser draufgossen aus dem Pfandel! So! Lügen auch noch, Wicht, ungerathener. In Dir wachst ein sauberes Früchtel auf! Mein solltest sein, ich wollt' Dir's zeigen! Da hast Eins dieweil, Waldzwergel, verdächtiger!"

„Noth hab' ich's —" wimmerte der Knabe.

„Na ich glaub's, daß Du sie noth hast, die Strafe!"

„Noth hab' ich's getauft."

„— — Nothgetauft?“ hauchte die Frau auf. „Und das hättest? Das? Nothgetauft? In Ernst auch? Und das wär' Dir eingefallen?“

Der Knabe neigte den Kopf und weinte.

„Alsdann hätt' ich Dir Unrecht gethan — komm her!“

Mit der einen Hand umschlang sie den Knaben, im anderen Arm schaukelte sie das schreiende Kind, dabei weinte sie selbst und lachte wieder und rief: „Da hat Gott wieder einmal ein Wunder gewirkt. Ein kleines Kind tauft das andere. Die Christenheit stirbt noch lang' nicht aus. Na, Bübel, gescheites, braves, gutes Bübel, wie hast ihn denn geheißen, Deinen Täufling?“

„Jackerle!“

„Jessus und Josef!“ rief die Frau und machte einen Sprung. „'s ist ja ein Mädel!“

Das konnte der Knabe wieder nicht begreifen. Wenns Jackerl heißt, so ist's halt jetzt ein Bub. Was es da so viel zu schreien und zu springen giebt! —

Wir springen aber auch und berichten, daß es dieser Bub zwanzig Jahre später etwas genauer nahm. Der Jackerl ist dem Kinde noch am selben Tage mit Kirchwasser abgewaschen worden.

„Für den Todesfall,“ sagte da die Frau Sunnbergerin zum Caplan, „wäre es doch zur Noth ein Christ gewesen.“

„Das wäre es leider nicht gewesen,“ belehrte der Caplan, „und wenn die Frau ihr Lebtag schon mehrere Kinder aus der Taufe gehoben hat, so soll sie wissen, daß die Nothtaufe nicht giltig ist, wenn sie von Kindern unter sieben Jahren verrichtet wird.“

„So,“ antwortete die Frau, „das wäre! das wäre! Und die Nothtauf' von diesem lieben Bübel wär' für die

Katz' gewesen! — Ja, warum denn, möcht' ich wissen! Etwan weil das Kind unter sieben Jahren noch in der Unschuld ist? Oder weil —"

„Wie soll es heißen?" unterbrach sie der Priester. Hierauf ist das Mädchen regelrecht auf den lieblichen Namen Agnes getauft worden.

Nach zwanzig Jahren, als aus dem Buben des „Kleinen Urban" ein großer Bauer geworden war, ging er an manchem stillen Abend und in mancher verschwiegenen Nacht hinab zu einem Fenster des Bachstoffel-Hauses. Und einmal auch am hellen Tage. Da nahm er die schöne Agnes an der Hand und sagte: „Agnes, ich habe Dir schon einmal einen Namen gegeben, der Dir nicht recht gewesen ist. Jetzt möcht' ich's ein zweitesmal probiren. Willst Du den meinen haben?"

„Ja," sagte das Mädchen ganz leise und er taufte sie am Altare mit seinem Namen.

Boshafte Leute behaupteten damals, auch das wäre eine Nothtaufe gewesen — die Folge hat gelehrt, daß dem nicht so war.

Die Geschichte vom Zwieäugl und den eifersüchtigen Leuten.

(Den Schriften eines Freundes entnommen.)

Eines Tages steige ich aus meinem Thale hinan durch den gilbenden Buchenwald zum Dorfe Steinau, um auf dessen Kirchhof das Grab meines Freundes Wolfgang zu besuchen.

Und als ich oben bin vor der Steinauer Kirche, denke ich: da, alter Sünder, setzest dich jetzt nieder auf die unterste Holzstufe der Kirchenstiege und schnaufest dich aus und schauest hinaus auf die Berge, die im grün- und gelbgefleckten Pelz ihrer herbstlichen Wälder stehen, und schauest ins Thal hinab, wie die Stadt so lachend und faul daliegt.

Und wie ich mich so sonne und denke an — ja eigentlich an nichts denke, als an das Nichtsdenken, und wie es auch sein Gutes hat, das Nichtsdenken. Man erspart das Brennholz, wenn's im Ofen des Oberstübchens nicht fortwährend flackern muß. Und wie ich vor lauter Nichtsdenken so gescheit wie ein Doctor zu denken anhebe, da steht der Meßner von Steinau bei mir und sagt:

„A Herr Jesses! der Herr Peter! Der kommt uns just recht, der muß uns heute einen Gefallen thun.“

„Ja gern", antworte ich, „wenn man nicht zu viel Luft dazu braucht; denn wie der gute Freund sehen kann, bin ich wegen meiner Fettleibigkeit ein bischen stark kurzathmig."

Er lacht und ich habe es auch darum gesagt, daß er lachen soll; denn ich kanns nicht vertragen, wenn mich Einer wegen meiner abgezehrten Gestalt allzu mitleidig anschaut.

„Der Herr Peter soll uns heiraten helfen," sagte der Meßner.

„Was soll ich?"

„Die Sache ist die," fährt der Meßner fort, „in der Kirche drin steht ein Brautpaar, und da will Einer der Trauzeugen nicht kommen, und ohne den zweiten Trauzeugen, sagt der Pfarrer, darf er das Brautpaar nicht copuliren. Wir warten schon eine Stunde — der Thorveitel ist angesprochen — muß aber unpaß sein, oder sonst was, er kommt nicht. Die Braut weint sich schon die Augen aus. Es ist ja nichts, als bei der Trauung daneben zu stehen und nachher den Namen zu unterschreiben."

„Wer ist denn das Brautpaar?"

„Wird ohnehin bekannt sein. Er ist der Sägemeister Bernhard in Kaltenbach, sie ist die Ziehtochter des Nachtwächters Wolfgang, der sich erschossen hat."

„Dem ich eben einen Besuch machen wollte. Er kann aber warten. Sie kann nicht warten. Ich kenne die Leute und Ihr kennt mich. Ja, ich will Zeugenschaft ablegen, aber für nichts, für gar nichts verantwortlich sein." So meine Rede.

Wir gehen in die Kirche. Es ist noch ein gar junges frisches Paar, der Bernhard und die Rebekka. Er ist ein breitschultriger, lichthaariger Bursche, groß und schlank gewachsen wie ein Baum, hat ein derbgeschnitztes Gesicht, aber gutmüthig. Ein Mensch, etwa so mitten in den Zwanziger-

Jahren, ich kenne ihn vom Sehen aus ſeit lange. Sie iſt die kleine, treuherzige Rebekka, die ihm gerade bis unter den Arm hinaufreicht. Ich bin ſchon lange neugierig geweſen, wen Die einmal nimmt. Jetzt ſteht ſie da neben dem Bengel. Er iſt aber ein ehrengeachteter Mann, und Haus und Bretterſäge in Kaltenbach ſind ſein Eigen. Das Beſte iſt wohl, daß ſie unſinnig ineinander verliebt ſind. Oh mein! die geſunde Jugend!

„Daß ihr Euch lieb habt, glaube ich, daß Ihr Euch heiratet, bezeuge ich. Was weiter ſein wird, deſſ' wollen wir Gott zum Hüter machen.“ So etwas habe ich geſagt, weil man denn ſchon einmal etwas ſagen muß, wenn man vor Leute geſtellt wird. Weil es aber darauf ankommt, als Beiſtand am Altar ein Hochzeitsgeſicht zu machen und fröhlich zu ſein, ſo habe ich mich noch recht nahe an die Braut hingeſtellt und geflüſtert: „Vielleicht vergreift er ſich, der Herr Pfarrer, und bindet mich an.“ Mich hat nämlich das arme Mädchen wegen ihres bitterlichen Schluchzens ſo ſehr gedauert, daß ich ſie mit einem tollen Wort gern zerſtreut hätte.

Wir wußten wohl Alle, warum ſie ſo heiße Thränen vergoß. Der Bernhard ſtellte ſeinen Mann, wie es einem Bräutigam zuſteht, aber man konnte es ihm anmerken, daß auch er in dieſer Stunde an Jemanden dachte, der, anſtatt mit dem Hochzeitſtrauß an der Bruſt hierzuſtehen, mit durchſchoſſener Bruſt draußen in der Erde lag.

Nach der Trauung habe alſo auch ich meinen Namen in das Pfarrbuch getragen. Hierauf wollte ich mich davon machen, denn ich bin ein kränklicher Mann, eſſe und trinke nichts, als was mir mein Weib daheim mit beſonderer Sorgfalt bereitet. Da iſt's aber hier oben in dieſem verdammten Steinau Sitte, daß bei Trauungen eine Flaſche Wein zum

Altare kommt, welche das Brautpaar und die Gäste auf der Stelle austrinken sollen. So wurde mir von der Braut das Glas überreicht, daß ich trinke.

Ich habe getrunken, und bei mir ist es so, daß mir ein Trunk Wein allemal das Herz erfrischt. Es dauert wohl nicht lange an, aber für die paar Augenblicke kreiset das Blut flinker, ich fühle mich wohl und aufgeräumt und fällt es mir gar nicht ein, daß sich der Zustand je wieder ändern könnte.

Und diese paar Augenblicke hat das Brautpaar benutzt. Da ich die große Güte gehabt hätte, ihnen bei der so wichtigen Sache ein Beistand zu sein, so dürfe ich ihnen die Ehre und Freude nicht versagen, an ihrer bescheidenen Mahlzeit, die im Wirthshause „zu den drei Fuchsen" veranstaltet sei, theilzunehmen.

„Ich bin ein kranker Mann," sagte ich „und muß die strengste Regelmäßigkeit in meinem Leben einhalten."

So sollte ich mindestens noch den Tropfen Wein austrinken.

„Das meinetwegen. Auf gute Gesundheit!"

Ein Löffel warmer Suppe, meine sie schon, daß mir gut thäte! sagte die Braut, die ein sehr vernünftiges Weib werden wird. Ich war schon umgestimmt.

„Einen Löffel Suppe recht gern."

Und ist auch gleich der Vorwitz über mich gekommen.

Also schreibe ich einen Zettel an meine Frau:

„Unglückliches Weib!

Ich habe soeben hier in Steinau eine Braut zum Altare geführt, an deren Seite ich nun das Hochzeitsmahl genieße. Heget kein allzugroßes Herzeleid um Euren

Peter."

Kaum war der Bote mit diesem gottlosen Briefe fort, so bereute ich, was ich gethan. Die Liebe zu meinem Weibe ward stürmisch in meiner Brust. Ich klagte mich an des frivolen Scherzes, den ich mir mit diesem herrlichen Wesen erlaubt hatte. Nun war es geschehen, ich konnte mein Wort nicht mehr zurücknehmen und blieb bei der Hochzeitstafel.

Anfangs war es bei derselben etwas ruhig und ich hatte viel Zeit, an mein genarrtes Weib zu denken. Dabei aß ich wie ein Gesunder, wobei mir mein Nebensitzender, der Meßner, ganz recht gab, denn mit dem Essen, sagte er, müsse sich der Mensch ernähren. Die Zungen huben an zu klappern.

Wenn Einer bei den ersten Gerichten irgend einen Gesprächsstoff aufgeworfen hatte, da waren wir darüber Alle gleicher Meinung gewesen und so konnte sich nichts entwickeln. Daraus schließe ich, wie langweilig diese Welt sein müßte, wenn alle Menschen Eine Gesinnung und Meinung hätten. Allmählich kamen wir auf Gegensätze, es wurde lebhafter unter den zwölf Personen, die wir waren. Der Eine stellte kühne Behauptungen auf, der Andere noch kühneren Widerspruch. So sehr mich ein ernster Streit zu Boden wirft und mich vor lauter Nervenerregung tödten kann, so sehr belebt mich ein lustiger Wortkrieg, bei dem nur der Geist und nicht das Herz zu thun hat. Das macht mir Hunger und Durst und stählt die Seele. So stürzte ich mich kampflustig drein, wo der Streit am heißesten entbrannte und ich hatte scharfe Gegner. Wir sprachen über Gesundheitsregeln, da hatte ich an Bernhard einen Widersacher, der aus lauter Gesundheit von Gesundheitsregeln noch gar nichts weiß. Wir redeten über die Ehe, da kam ich mit dem Meßner ins Gemenge — mit dem größten Ehestandsfresser, den die Erde

seit Kain getragen. Wir behandelten die Liebe, hierin waren wir Alle einig, so schwang ich mich rasch auf einen Standpunkt, auf welchem ich die Braut zur Gegnerin bekommen mußte und auch bekommen habe. Als ich nach solchen Kriegsläuften eines Augenblicks zu mir selber kam, hatte ich einen Teufelsschwanz im Munde, eine Virginia-Cigarre, und nebelte wie besessen. Wer mir's in der Hitze des Gefechtes angethan, weiß ich nicht, wahrscheinlich ich mir selber. Weil sie mir ganz trefflich behagte, so ließ ich sie stecken.

Als Abends die Lichter angezündet wurden, erschienen Musikanten. Wir lärmten ihnen lustig entgegen und meine Stimme war nicht die heiserste darunter; sie bliesen und geigten den Gruß wacker zurück. Auf einmal hieß es — und ich verwette nichts, ob ich's nicht selber ausgerufen habe — die Ehrentänze! Die Braut nahm mich am Arm, wir begannen einen sachten Ländler.

Schon gar lustig ist's geworden und selbst, als Jemand darauf aufmerksam machte, daß der Zeiger auf der Uhr immer höher und höher hinaufsteige, gab ich zur Antwort, wenn die Brautleute keinen Anlaß fänden, an das Schlafengehen zu denken, wir Anderen hätten auch keinen.

Ich hing gerade an der Schwester des Bräutigams zu einer Polka, als sie eintrat. Mein Weib!

Wasser in den Augen hatte sie, als sie mich auszankte vor allen Hochzeitsgästen. Dann packte sie mich ein.

Als wir durch das Dorf gingen, rief Einer auf der Gasse: „Herren und Frauen, laßt Euch sagen, 's hat Eins geschlagen!"

Jesus Maria, da fiel mir der Nachtwächter ein, den auf dem Kirchhof zu besuchen ich herauf gekommen war.

An einem der nächsten Morgen waren die Dächer weiß, aber auf den Kastanien und Birken hält sich der Schnee noch nicht und auf den Rasen und Kieswegen liegt eine Schichte von gelben nassen Blättern. Vom grauen Himmel sinkt feiner Regen, und wo sich auf dem Astwerk doch ein Klümpchen Schnee festgeschmiegt hatte, da fällt es zur Erde.

In solchem Wetter sind die guten Leutchen zu mir gekommen, das junge Ehepaar nämlich, um sich für meine Theilnahme an ihrem Hochzeitstage zu bedanken.

Die Rebekka hatte was Scheibenförmiges in einem weißen Tuch, und als sie das sorgfältig aufband, war es noch mit frischen Lattichblättern zugedeckt, und als sie auch diese Blätter mit zwei Fingern recht zart und zierlich wegschälte, war ein sehr großer Butterklumpen da.

Den mußte mein Weib in Empfang nehmen und mancherlei Dankesworte und Artigkeiten dafür sagen, und als ich die beiden Gesichter betrachtete, das der Nehmerin und das der Geberin, sah ich es klar, welcher am wohlsten zu Muthe war. Die gute Rebekka gehört auch zu Denen, die sich selbst damit die größte Freude bereiten, wenn sie Anderen was Liebes erweisen.

Ich habe diese Eheleute ordentlich lieb gewonnen. Sie scheinen sehr glücklich zu sein, sie blicken sich nicht fortwährend verliebt an, wie derlei bei vornehmen Brautleuten Sitte ist; das thun sie wohl, wenn sie mit sich allein sind. Aber so treuherzig sind ihre Augen zu einander und so treuherzig ist Alles, was sie sagen. Ich stehe jetzt zu ihnen fast wie ein Oheim. Den Bernhard hatte ich früher gar nicht gekannt; die Rebekka habe ich bei ihrem Vater gesehen, den ich oft besuchte, weil er der merkwürdige Mann war. Weiter geht unsere Verwandtschaft nicht.

„Ihr seid mit dem Ehestand also einstweilen zufrieden?" habe ich gefragt.

„Wir hätten es viel zu gut, wenn das Gerede nicht wäre," entgegnete die Rebekka.

„Das Gerede?"

„Jetzt wissen wir's schon, daß auch der Thorveitel deswegen nicht zu unserer Hochzeit gekommen ist, wo er Trauzeuge hätte sein sollen," versetzte der Bernhard und schob sich zwischen mich und Rebekka mit seinen Worten wie mit seiner Person.

„Es heißt —" sagte die Rebekka, „nein, ich mag so was gar nicht sagen." Sie preßte ihr viereckig zusammengelegtes Handtüchlein ins Gesicht.

„Es heißt," setzte der Bernhard bei, „daß sich ihr Vater," er deutete auf sein Weib, „— daß sich der Vater Wolfgang — der Nächtwächter — ja, Rebekka, es ist wahr, es verschlägt Einem wirklich die Rede."

Bei dergleichen ist aber doch das Weib dem Mann über. Mit dem Tuch fuhr sie sich rasch über das Gesicht und sagte entschlossen: „Es heißt, der Vater hätte sich meinetwegen das Leben genommen."

Sie hat weiter nichts beigesetzt, sie ist so sehr überzeugt von der Grundlosigkeit und Unglaublichkeit des Gerüchtes, daß sie sich mit keinem Worte gerechfertigt oder näher erklärt hat.

Armes Kind, ich weiß mehr als Du.

Das Wetter ist anhaltend schlecht, ich komme nicht aus dem Zimmer.

Weil ich doch eine Beschäftigung und Zerstreuung haben will, so nehme ich mir vor, eine kleine Beschreibung zu machen

vom Leben und Sterben des unglücklichen Wolfgang. Ein Erkleckliches habe ich von ihm persönlich erfahren, er hat Vertrauen zu mir geschöpft, seit ich ihm die Papiere über seine kleine Pepita zurecht geschrieben. Weiteres habe ich vom Herrn Schullehrer zu Steinau erfahren und Anderen, die ihn gekannt haben. Einiges wird mir wohl auch die Rebekka mittheilen können.

Wenn ich Sammlung und Schick zu dergleichen hätte, ich würde einen Roman schreiben und ihn den „Nachtwächter von Steinau" nennen. Und es müßte ein Nachwächterruf werden, der hinaustönt in die weite Welt: Der Hammer hat geschlagen! Gebt Obacht auf das Feuer!

Vielleicht kommt einmal Einer, der das kann, ich will ihm nur den Stoff aufschreiben.

Heute, am 1. November, war ein rechter Frühlingstag. Aber die holden Blumen und grünen Kränze, die heute auf der Erde ranken und duften, sie gedeihen im Sonnenschein liebender Herzen und im Thau der Thränen.

Ich bin hinaufgefahren zum Kirchhof von Steinau.

Das Grab des Nachtwächters ist ein wahres Rosengärtlein. Ich habe mehrere Gräber damit verglichen, mich dünkt, als ob die Rosen auf diesem Hügel ein tieferes Roth hätten als die anderen.

Vom Friedhofe herausgetreten, ließ ich den Weg gegen den Kaltenbach einschlagen, um die jungen Eheleute zu besuchen. Da sah ich auf der Straße unter den Leuten den Sägemeister Bernhard gegen das Thal hinabgehen. Wir grüßten uns über die Köpfe hin, er trat aber an den Wegrand und schaute mir eine Weile nach. Wenn nur die Rebekka in ihrem Hause ist, dachte ich, daß man mit ihr endlich einmal recht über ihren Ziehvater sprechen kann.

Als wir zur Waldschlucht kamen, ließ ich den Wagen eine Strecke rückwärts nachfahren und ging zu Fuß auf dem schmalen sandigen Wege dahin. Am steilen Berghang über mir waren die röthlichgelben Büsche mit den reifen Haselnüssen und Brombeeren, im Abgrund unter mir wirbelte und sott der Kaltenbach, an den Felsen des Ufers spannen sich Moosgewebe und Eiszapfen. Auch lag dort überall der Reif, weil die Sonne nicht mehr in die Schlucht zu dringen vermag. Mir gefiel das Alles sehr und der kalte Wasserstaub, der zu mir emporwehte, war unbeschreiblich erfrischend.

Endlich kam ich zum Hause und zur Brettersäge. Davor ist eine Wiese, auf welcher die Halme und Lattichblätter vom vorigen Schnee noch zu Boden gedrückt sind. Die Stengel der Herbstzeitlosen haben sich wieder aufgerichtet. An der Linde, die vor dem Hause steht, hängen nur noch in der unteren Hälfte die blassen Blätter, die obere ist schon kahl. — Ich sehe derlei Dinge und Zustände sehr gerne an, sie sind nicht inhaltslos, ist kein Gedanke drinnen, so doch eine Stimmung. Und Alles Glück und Unglück in uns ist zusammengesetzt aus Stimmungen.

Die Säge stand heute still und vor derselben lagen die aufgezimmerten Stöße der weißen Bretter. Ein Bürschlein, das noch mehr Knabe ist, denn Jüngling, ging am Rande des Baches hin, und stupfte mit einer langen Weidenruthe immer unter den Rasen hinein. Er jagt nach Forellen und ist schon zufrieden, wenn er eine schwimmen sieht. Das Fangen ist strenge verboten. Ein bescheidenes Feiertagsvergnügen! Du wirst noch anspruchsvoller werden.

Die Rebekka ist mich bald gewahr worden; sie kam aus dem Hause hervor und fragte mich zum Gruß, weshalb ich

denn das Holz so sehr betrachte? Sie meinte die Bretter, vor denen ich eine Weile gestanden war.

„Ich habe mir eben gedacht: da wird mein Laden auch schon dabei sein," war meine Antwort.

Sie versetzte darauf, wenn man so frisch aussehe, als ich, so solle man Gott nicht versuchen.

Ich entgegnete ihr: „Frisch sagst? — Gut, es ist ein Almosen, ich nehme es an."

„Mit Leuten, die kränklich sind, ist es doch schwer umzugehen," sprach sie, „sagt man, daß sie gut aussehen, so glauben sie es nicht; sagt man das andere Theil, so wird ihnen übel, und sagt man gar nichts davon, so ängstigen sie sich und meinen: mit mir muß es nicht gut stehen, weil man nicht einmal das gebräuchliche Sprüchlein über die Zunge bringt."

„Du bist ein sehr kluges Weibel," entgegnete ich der Rebekka; „ja, jetzt ist wirklich wieder ein Augenblick, wo ich kerngesund bin. Nur muß ich mich hüten, es zu glauben. Aus Furcht vor dem Enttäuschtwerden getraue ich mir nicht mehr zu hoffen."

„Da muß man fest sein," sagte sie, „denn enttäuscht werden wir Alle."

„Man sollte es nicht meinen, daß ein junges Weib, welches kaum einen Monat verheiratet ist, so sprechen kann."

„Mein Ziehvater —". Das Wort blieb ihr aber in der Kehle stecken, sie wendete sich weg.

Dann gingen wir ins Haus hinein.

Wir Stadtbewohner richten unsere Häuser mit großem Geschmack und feiner Absicht ein. Aber Traulicheres giebt es auf der ganzen Welt nicht als ein Bauernstübchen, in welchem Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Da ist im Hause der

Rebekka Alles blank, die Zimmerung des Hauses, der elfenbeinweiße Ahorntisch. An den großen viereckigen Fenstern sind rothe Vorhänglein und die Scheiben sind so hell, als wenn sie aus der krystallklaren Spätherbstluft geschnitten wären. Am kleinen Hausaltare im Wandwinkel hockt unter einem Glassturz ein mutternacktes Christkindlein, das in der Hand ein rothes Aepfelchen hält. Vom Kachelofen mit der grünen Glasur — die im Winter fast noch schöner ist als der grüne Wald — weht eine liebliche Wärme aus. Nicht weit davon, in sanfter Dämmerung eines verhüllten Fensters, steht das Himmelbett. Die zwei weißen Kissen desselben haben so merkwürdig rosige Wangen; das kommt natürlich vom rothen Fenstervorhang.

Zwischen zweien Fenstern an der Wand hängt ein Vogelkäfig, den der Bernhard selbst aus Draht gebaut haben soll, und darin hüpft ein herziger Kanarienvogel hin und her. Den hätte ihr der Bernhard am Hochzeitstage gegeben, sagte mir die Rebekka. Weil der Vogel in unser Gespräch, welches wir über den Wolfgang führten, so gottlos lustig hineinlärmte, daß wir unsere eigenen Worte kaum verstanden, so nahm nun die Rebekka aus dem Schrank ein hellblaues Schürzlein und hüllte es über den Käfig. Das müßten sie, hat sie gesagt, sogar mitunter in der Nacht so machen. Wenn der Mond recht hell zum Fenster hereinscheine, so meine der dumme Vogel, es sei Tag und hebe zu singen an.

Wir waren noch vertieft im Gespräche über seltsame Dinge der Vergangenheit, in der Zeit, da der gute Wolfgang noch mit seiner schwarzen Augenbinde umging und da die Rebekka ihre Ziehmutter noch im Armkörblein über Feld trug — und als auf dem Tische schon der dampfende Kaffee stand, da trat zur Thüre der Bernhard herein. Er war

todtenblaß. Er ging zum Tische her, schaute sein Weib an, schaute mich an und sagte endlich: „Herr Peter, Ihr Wagen steht in Bereitschaft."

Gott wollte den Menschen ein Geschenk machen. Die Engel flehten: Gieb ihnen den Himmel! Der Teufel hetzte: Gieb ihnen die Hölle! Gott sprach: Sie sollen wählen — und gab ihnen die Ehe.

Da waren nun recht viele Leute, die sich aus der Ehe wirklich den Himmel machten. Der Teufel sprang herbei und warf die Eifersucht hinein.

Armer Bernhard! Dich muß er arg getroffen haben, daß Du, der herrliche Bursche, wähnen kannst, ein müder Mann —

Ach Thor! — Daß die Eifersucht zumeist gerade dort am heftigsten wüthet, wo sie am wenigsten Grund hat, sieht man bei jungen Eheleuten. Glaubt Ihr, daß man heute aus Liebe heiratet, um morgen untreu zu sein? Dazu ist später noch Zeit genug.

Ich bin natürlich nach dem Worte des Bernhard vom Tische aufgestanden und davongegangen.

Heute ist schon ein Brief von ihm da. Der Bernhard schreibt buchstäblich das Folgende:

„Bester Herr Peter!

Mir ist wohl ser Unlibsam von wegen weill ich mir Solche sachen ferbiten muß. Und ist nicht Schön das sie hineingegangen sind, wo Sie gesehen daß ich nicht heim bin und das man so einer jungen leicht das Maul machen, denn weill die Rebekka noch ein Kind ist. Kann mir wol dengen, Lieber Herr, mus Aber schon erinnern, sie haben

Ihr weib und ich habe Mein weib. Steht Gott zwischen uns. Dewegen nichts fer ungut und ich verbleibe ihr

grüssender

Bernhard Foßer,

bürgerl. Sagmeister in Kaltenbach."

Das erste Gefühl, als ich diesen Brief las, war, als ob die ganze Zimmerdecke auf meinen Kopf niedergestürzt wäre. Das zweite, daß ich so verrückt auflachte, daß mein Weib mit einem Angstschrei in das Zimmer gesprungen kam. Zum dritten that mir das Herz weh. — Was muß in einem Menschen vorgehen, der solche Briefe schreibt? Was muß er leiden?

„Magda," sage ich zu der Meinigen, „da muß rasch was geschehen. Ich will eilends in den Kaltenbach fahren und dem Bernhard sagen, was er für ein Esel ist."

„Sollst daheimbleiben, Peter," antwortet sie beklommen.

„Hat's Dich etwa auch? Die Tollheit ist ansteckend, durch Papier und Lumpen übertragbar. Durch Lumpen! Schurken! Wer weiß, wer da gelogen hat! Ehrabschneider! Ehestandsschinder! Und was die Rebekka wird aushalten!"

„Um des lieben Gottes willen, Mann, rege Dich nicht so sehr auf!" flehte das arme Weib händeringend.

„Daß mich der Lungenschlag trifft! Oder der Nervenschlag! Oder ein anderer! Ist das beste Mittel gegen diesen Wahnsinn! Das einzige Mittel!"

Dabei lief ich im Zimmer auf und ab, und mein Weib mir jammernd nach. Es war ein schandmäßiger Auftritt, ich verschweige nichts. Und ich kann's jetzt gar nicht begreifen, wie ich der Dummheit wegen plötzlich so sehr in Wuth kommen konnte.

Als die große Kraft in mir verpufft war, als ich auf dem Sopha saß, zitternd an Händen und Füßen, blieb ich bei meinem Worte: „Geschehen muß was. Die Leutchen litten zu sehr. Das Hirngespinnst muß zerstört werden."

Dann kamen wir darin überein, daß meine Magda dem Bernhard einen Antwortbrief schreiben solle. Der fiel nach meiner Meinung nicht übel aus und setze ich ihn hierher.

„Lieber Meister Bernhard!

Das hat Ihnen wohl der böse Feind angethan, daß Sie meinem Mann diesen Brief schreiben mußten. Bei seiner empfindsamen Gewissenhaftigkeit hätte das ein schlimmes Ende nehmen können, ich möchte Ihnen die Aufregung nicht beschreiben, in die ihn Ihr Brief gebracht hat.

Zwischen uns Zweien ist wegen dieser heiklen Sache nicht ein Wort der Verständigung oder Auseinandersetzung gewechselt worden, weil keins nöthig ist. Mein Mann hat in Ihrem Hause vorgesprochen, weil er den Gegenbesuch schuldig war und weil er gewisse Nachrichten über Wolfgang erlangen wollte. Es ist wahr, daß er wußte, daß Sie nicht zu Hause waren, aber das hat er erst auf der Straße zu Ihnen hinter Steinau erfahren, als er nicht mehr leicht umkehren konnte, weil ihm das wiederholte Ausfahren bei dieser Jahreszeit beschwerlich ist. Ich getraue mir's vor Ihrer Frau auf mein und meiner Kinder Seelenheil zu beschwören, daß auch nicht ein Wort und nicht ein Blick vorgefallen ist, so Ihnen im entferntesten zu dem ausgesprochenen Argwohne das Recht gäbe. Sie haben ihn an sich gezogen, erstens bei der Trauung, dann bei der Hochzeit, endlich mit dem Besuch und Geschenk

in unserem Hause. Wir hätten das Alles nicht verlangt. Und jetzt — da er immer nur gute Meinung für Sie hatte — beschimpfen Sie ihn und sein Weib auf eine so schmähliche Weise!

Möge Gott Ihren jungen Ehestand hüten, wie er den unseren gehütet hat, der jetzt im eilften Jahre ist, ohne daß wir uns gegenseitig die geringste Untreue, wissentlich das geringste Leid zugefügt haben. Nehmen Sie sich in Acht, daß die thörichte, bei der gewiß kindlichen Unschuld Ihres Weibes doppelt sträfliche Leidenschaft, der Sie heute schon so tief zu verfallen drohen, Ihres Hauses Glück nicht zerstöre! Dies der Rath und Wunsch Ihrer

ergebenen

Magda Peter."

Der Brief ist abgeschickt worden, damit soll der Zwischenfall vergessen sein — obwohl er noch recht unangenehm in meinen Nerven nachzittert.

Für die Geschichte des Nachtwächters hätte ich nun viel Stoff beisammen, aber mir ist fast die Lust vergangen, mich mit einer Sache zu befassen, die schließlich doch mit der Rebekka endet und enden muß.

Heute — drei Wochen nach der Absendung unseres Briefes — ist der Sägemeister Bernhard bei mir gewesen.

Hieß es plötzlich, es wäre ein Mann draußen, der möchte mit mir reden, ich solle zu ihm hinausgehen, denn herein wolle er nicht. Saß er in der Küche auf einem umgestülpten Zuber, stand auch nicht auf, als ich kam, sondern stützte seinen Kopf auf die Hand und brummte vor sich auf den Boden hin, er hätte sich das niemals gedacht, daß er in seinem Leben auch das Um-Verzeihung-Bitten probiren müsse.

Was er von mir wünsche? fragte ich, denn ohne besondere Absicht bittet selten Einer um Verzeihung.

Die Köchin fuhr drein, er hätte sich draußen wohl den Schnee von den Schuhen kratzen können, daß jetzt nicht der ganze frischgescheuerte Fußboden voller Schlamaß würde.

„Hol's der Teufel," knurrte der Bernhard, „was kümmert mich der Fußboden!" Dann sprang er auf, erhaschte eine Falte meines Schlafrockes: „Herr Peter! Herr Peter!"

Ich zerrte ihn aus dem Bereiche der Köchin. Im Vorzimmer vertraute er mir mancherlei. Erstens, daß er gekommen sei, um mir den Brief abzubitten; er wisse gar nicht, was ihm durch den Kopf gefahren wäre, daß er mir ihn geschrieben. Seine Ahnung habe aber trotzdem was bedeutet. Nun wisse er's besser. Der Jungbub sei's.

Was sei der Jungbub?

Er werde mir's nach und nach schon erzählen, ich solle ihm nur Zeit lassen, er sei noch ganz „damisch". Er hoffe übrigens, daß ihm Gott sein Auge noch rechtzeitig geöffnet habe. Den Jungbuben habe er sofort verjagt, der werde sich den Kaltenbach merken.

„Wenn Du mir was erzählen willst, wie es fast scheint," sagte ich, „so wirst Du wohl deutlicher sein müssen und Dich auf einen Stuhl setzen."

„Ich kann schon stehen," antwortete er. „Ich raste mich jetzt aus, es hat mir die Säge vereist und kann ich nicht Bretter schneiden. So komme ich heute Früh wieder ins Haus zurück. — Wo ist denn der Micherl? frage ich die Rebekka in der Küche. Das wüßt' sie nicht. — Ich brauche ihn zum Aufeisen, ich suche ihn auf der Tenne, beim Vieh, im Strohstadl — finde ihn nicht. Gehe wieder ins Haus zurück, in die Stube, finde ihn knien vor der Rebekka Bett,

wo er mit dem Taschenveitel in die Bettstatt ein Herz hineinschneidet. — Er steckt den Veitel ein und wird über und über roth. — Was machest Du da, Micherl? frage ich. Darauf wird er noch röther. Sind mir alsdann die Augen aufgegangen. — Vor der Rebekka Augen schleudere ich ihn bei der Thür hinaus. — Was thust Du denn mit dem Buben um Gotteswillen! ruft sie. — Das glaube ich, daß er Dir erbarmt! sage ich. Mit Dir rechne ich anders ab! — Die soll die Engel im Himmel singen hören, wie ich mit ihr abrechnen werde!"

„Und weiter?" fragte ich, „was ist denn eigentlich geschehen?"

„Der Herr fragt noch," versetzte der Bernhard. „So dumm bin ich nicht."

„Hat das Bett denn so sehr Schaden genommen von der Schnitzerei des Knaben?"

„Ja, ja, Knaben! bei der Arbeit schon, daß er noch Knabe ist, wahrhaftig."

„Wie alt ist er denn?"

„Zwölf Jahre wird der Schlingel zu nächst Micheli."

Und auf diesen Jungen war der unselige Mensch eifersüchtig. Hatte gar nichts, als die in knabenhafter Laune eingegrabene Figur, die gerade so gut in die Wand oder Thür gekommen sein konnte — und eifersüchtig.

„Bernhard," sagte ich nun zum jungen Sägemeister, „Du bist ein Thor. Ich hatte mich für die Rebekka gefreut, daß sie an Dir einen braven, vernünftigen Mann bekäme. Wie man sich irren kann!"

„Ja wohl irren kann!" rief er mit Erregung. „Und Ihr glaubt, ein Ehemann soll Augen und Mund zuhalten und Schand und Spott über sich schütten lassen, daß die

Anderen was zu lachen haben! Ich weiß recht gut, wie es jetzt ausschaut in der Welt; wo man hineinguckt: in die Zeitung, in ein Geschichtenbuch, in eine Komödie, überall betrügen sich die Eheleute."

„O heiliger Gott, die Geschichtenbücher, die Komödien! Traurig, mein Freund, wenn die Welt nicht besser wäre als ihr Ruf."

„Wenn ich in die Stadt hereinkomme, so gehe ich gern ins Theater," sagte der Bernhard, „nun wollte ich nichts sagen, wenn ich ein oder zwei Schaustücke gesehen hätte, wo der Ehemann betrogen und verspottet wird. Aber, Herr, ich habe vier und fünf und noch mehr solche Sachen gesehen, und die Leute lachen dazu. Alsdann kann man sich's denken, wie es steht. Ein Narr, der noch heiratet, heutzutage! Aber, ich lasse mich nicht betrügen! Eher sperre ich sie in den Keller, eher werfe ich den Verführer unters Wasserrad hinein — oder mich selber. Ich habe sie zu gern, meine Rebekka, ich habe sie zu gern!"

„Und was geht denn das mich an?" fragte ich, als ich gesehen, daß hier alles vernünftige Zureden vergeblich.

„Weil ich das dem Herrn sagen muß, und daß ich mich geirrt hab' — Der Jungbub' ist's."

„Und kann's nicht auch ich gewesen sein?" rief ich vor Empörung ganz ironisch geworden. — „Ein Weib, wenn es schlecht ist —"

„Das ist sie nicht, verflucht noch einmal, das ist sie nicht!" schäumte er auf.

„Geh'," sagte ich und klopfte ihm auf die Achsel, „geh' heim zu ihr und quäle sie nicht, und quäle Dich nicht mit Eifersucht. Den Jungbuben magst Du verjagen oder im Hause behalten, wie Du willst, aber den Eifersuchtsteufel ver-

jage, das ist der schlimmste Feind der Ehe, der Treue, des Glückes. Sie ist brav, sie hat Dich gern, Du thust ihr groß Unrecht. Laß Dich nicht anfechten, Bernhard, sei vernünftig, gehe heim."

Da verbarg er sein Gesicht in dem Ellbogenwinkel und schluchzte. Hernach ging er davon.

Nun weiß ich's zum Theil und hab's heute gehört. Der Meßner von Steinau ist der schlechte Mensch, der den Ehemännern die Mücken in den Kopf setzt; der soll seine Freude daran haben, die Leute recht eifersüchtig zu machen, zum Glücke nur im Wirthshaus mit Worten — sonst soll er keine Mittel haben, es zu thun. Ein alter Sünder, der nur noch mit dem Munde Unheil stiften kann. Man ist ihm ohnehin schon arg aufsässig und Etliche wollen sich rächen, indem sie ihm die Trutz-Liesel ankuppeln möchten. Da wäre der Mann freilich gestraft genug.

Selbst im Fegfeuer verhofft sich Einer was Besseres, als die Trutz-Liesel. Aber Thaler soll sie haben.

Ich will für den Meßner beten. Und morgen beginne ich endlich mit dem Nachtwächter.

Die Geschichte vom Zwieäugl.

Der Glaube, daß dem Menschen sein Schicksal angeboren sei, hat in der Welt schon viel Verwirrung und Unheil gestiftet. Auch ist jeder Vernünftige von der allgemeinen Haltlosigkeit dieses Glaubens überzeugt. Und trotzdem giebt es Fälle, in welchen dem Menschen sein Schicksal im buchstäblichen Sinne des Wortes angeboren ist. Im weiteren Sinne möchte man hier sofort an das Temperament oder sonstige ererbte Eigenschaften denken, die für die Zukunft einer Person

entscheidend werden können, aber das würde uns dem Fatalismus wieder zu nahe führen, und diesem Gespenste müssen wir — die wir auf die freie Selbstbestimmung unsere Karte setzen — von weitem ausweichen.

In der That bestimmend für das Schicksal eines Menschen werden seltene körperliche Gebrechen, physische Entartungen und dergleichen. Ein vier Fuß hoher Zwerg wird kaum Feldherr, ein Blindgeborner nicht Maler, ein Taubstummer nicht Schauspieler werden können, das ist sehr klar; weniger klar ist das, wieso dem armen Wolfgang der seltene Umstand, daß er zwei verschiedenfarbige Augen hatte, den Lebensweg vorschrieb: Du wirst nicht unter Menschen wandeln, du mußt einsam sein, du darfst, wie die Eule, nur in der Nacht hervorkriechen aus Deiner Höhle. Du kannst keine heitere Gesellschaft haben und keine traute Gesellin, du sollst nicht sein, wo die Menschen der besonnten Blumen sich freuen und der Lerche im Himmelsblau. — Deine Sache sind schleichende Diebe und Katzen; du sollst Gemeinschaft haben mit den nächtlichen Gespenstern und mit der Unruh' auf dem Kirchthurm .....

„Wenn's dich ärgert, so reiß es aus und wirf es von Dir!" steht es in der Schrift. Es wäre besser gewesen, denn ein einäugiger Pastor oder Amtmann oder Bauer sieht immer noch mehr, als ein zweiäugiger Nachtwächter.

Sein Vater war in einer kleinen Gemeinde Oberösterreichs ein armes Pastorlein gewesen. Das Dorf lag in einem ungeheuren Obstgarten; es war für den Knaben dort, wie unmittelbar nach der Erschaffung der Welt — es war gut. Nur für das Kind natürlich, denn dessen Vater wird Manches zu schlichten gehabt haben, was die Schlange angestiftet oder die Keule des Kain. Der Pastor hatte seinen Knaben selbst unterrichtet und ihn nicht viel unter Menschen gelassen, hatte

sich wohl gerne gelabt an der lauteren, heiteren Kindesseele, hatte alles Harte und Herbe von ihr hintanzuhalten gesucht — und so war der Wolfgang allzuweich und weltscheu geblieben.

Seine Mutter war etwas kerniger angelegt gewesen, sie war die Tochter eines Gerbers und gebrauchte nicht ungern das Gleichniß, junge Leute müßten gerade so gut gegerbt werden, wie das Leder —

„— wenn ein Stiefel daraus werden soll!“ gab der Pastor, der sonst nicht sehr schlaglustig war, darauf regelmäßig zur Antwort.

Indeß scheint die Mutter auch nicht viel gegerbt zu haben, sonst könnte der Wolfgang bei seinem sonst kräftigen, fast abgehärteten Leibe nicht die empfindsame Seele behalten haben.

Einzelne Dinge aus seiner früheren Kindheit waren dem Wolfgang noch bis in seine letzten Jahre lebhaft in Erinnerung. So erzählte er mir, daß sein Vater bei dem Anblick des Söhnleins häufig ausgerufen hätte: „Das arme Kind! Mir thut das Herz weh.“ Der Junge verstand es aber nicht, warum er ein armes Kind war. Daß mitunter Leute, die herankamen, vor ihm stehen blieben und ihn verwundert anschauten, das fiel ihm auch nicht auf.

Eines Sonntags kamen zwei fremde Frauen von der Straße, wo sie aus ihrem Wagen gestiegen waren, zum Pfarrhof heran. Die Frau Pastorin arbeitete im Garten, durch den der Weg ging; der Wolfgang hatte sich hinter einen Johannisbeerstrauch verkrochen. Die Frauen gingen langsam auf die Frau Pastorin zu und fragten, ob das der Pfarrhof des Ortes wäre? — Ja, das wäre er. — Ob der Herr Pfarrer zu Hause sei? — Nein, das wäre er nicht. — Ob sie die

Frau Pastorin wäre? — Ja, das wäre sie. — Was sie doch für einen hübschen Garten habe! — Ja, den habe sie. — Dabei schauten die Frauen fortwährend nach allen Seiten um sich — auf die Thüre des Hauses hin, auf die Fenster, zwischen die Baumstämme hin auf die Büsche. Da das Alles vergeblich war, so fragten sie endlich, ob sie den Knaben sehen könnten?

Die Frau Pastorin gab eine etwas kräftige Antwort, er wäre jetzt nicht da! und jätete.

Die fremden Frauen standen noch ein Weilchen herum und verzogen sich dann zum Thore hinaus.

Nicht lange hernach kam das Söhnlein des Dorfwirthes, der einzige Spielgenossé Wolfgangs, in den Garten und berichtete dem Freunde, es wären im Wirthshofe die jungen Tauben flügge geworden. Wolfgang eilte rasch mit ihm in den Hof. Er blickte zum Taubenbehälter empor, sah dort die alten herumfliegen, die weißen, die grauen — aber die jungen sah er nicht.

„Ja, die kannst Du nicht sehen," rief des Wirthes Söhnlein, „sie sind flügge geworden."

Hingegen sah Wolfgang im Hofe einen schönen, schwarzglänzenden Wagen stehen, und nun kamen aus dem Wirthshause die fremden Frauen heraus, auf den Knaben zu, glotzten ihm ins Gesicht, von vorn, von rechts, von links und riefen: „Ei, wahrhaftig doch! In der That merkwürdig! Den könnte man ja für Geld zeigen! — Und kannst Du gut sehen, Kleiner?"

Statt des Knaben antwortete der Wirth, er hätte einen schärferen Blick als sein Söhnlein.

„Und wirst Du nicht auf einem Auge braun, auf dem anderen grau sehen?" fragten die Frauen.

Da wurde dem Kinde unheimlich; es ergriff die Flucht, Schluchzend kam es zur Mutter und rief: „Was habe ich im Gesicht? Was habe ich im Auge?"

Zur selben Stunde hatte sie es ihm gesagt, er hätte so schöne Augen wie andere Leute, nur wäre das eine etwas mehr grau und das andere etwas mehr braun; man merke es kaum, aber es sei doch so, und er solle sich nichts d'raus machen, Gott hätte sie einmal so erschaffen und daher müsse es recht und gut sein. —

An diesem Tage war Wolfgang's Kindheit dahin.

Andere Knaben wären in solchem Falle vielleicht hinausgelaufen ins Dorf zu Gespielen: „Schauet, schauet! Ich habe zwei ungleiche Augen! Einen Fuchsen und einen Schimmel, wie der Schloßgraf am Wagen hat!" Wolfgang war zu fein besaitet, er kroch in sich zurück und sann darüber nach, warum er denn anders beschaffen sei als andere Leut. Eines Tages schrie über den Gartenzaun ein Bauernjunge herein: „Das Zwieäugl! das Zwieäugl!"

Dieser Ausruf stieß ihn erst ganz zurück. Er wuchs heran und war nicht unter die Leute zu bringen. Wo sich Begegnung mit Fremden nicht vermeiden ließ, da ließ er seine Augen unstet und verwirrt umherschießen, konnte Niemandem ruhig in das Gesicht schauen. Da fiel den Leuten was noch Schöneres ein, und sie sagten: Pfarrers Wolfel habe einen falschen Blick.

Als der Vater den zwölfjährig gewordenen Knaben ins Gymnasium schicken wollte, ging der Wolfgang nicht. Er warf sich auf den Erdboden nieder und beschwor seine Eltern unter Zähren, sie möchten ihn nicht in den Tod jagen. Wenn er nach Linz müsse, so gehe er, aber nicht ins Gymnasium, sondern in die Donau. Er wolle daheim Hunger leiden und

alle Entbehrung, nur den Spott der Leute könne er nicht ertragen.

Er blieb daheim, lernte, was er in solch engstem Kreise lernen konnte, arbeitete, was in dem kleinen Haushalte zu arbeiten war.

Als er siebzehn Jahre alt geworden, starb seine Mutter, und bald darauf auch sein Vater. Als er den Särgen folgen mußte auf den Kirchhof, that er es wie alle Anderen mit entblößtem Haupte, hielt aber den Hut vors Gesicht. Dann wußte er, was zu geschehen hatte, er packte seine sieben Sachen, die nicht schon veräußert waren oder für den neuen Pastor gehörten, zusammen, verband das rechte Auge mit einer schwarzen Binde, als ob er einäugig wäre, und ging in die Fremde.

Als Wolfgang ein paar Stunden weit von seinem Heimatsdorfe entfernt war, erinnerte er sich, daß er seit mehreren Tagen, da die Bahre seines Vaters im Hause gestanden, nicht mehr geschlafen habe. Von der Straße hintan war ein schattiger Anger, ein paar Buchen standen da, die ihre dichten Aeste weit und einladend ausstreckten. Unter einer derselben legte der Bursche sein blaues Bündel und bettete darauf sein Haupt hin.

Unweit von Wolfgang's Heimatsdorfe stand ein Schloß. Von diesem Schlosse kam das Töchterlein der Gärtnerin nun des Weges Es trug einen Korb von Zierpflanzen gegen einen Nachbarsort. Es mochte wohl noch jünger sein als Wolfgang, aber es ging gar fein aufrecht daher. Es hatte das Schürzlein aufgebunden, das es im Gehen gehindert, und es begann fast zu laufen; denn am Himmel stieg ein Gewitter auf und der Wald hub an zu rauschen.

Jetzt sah das Mägdlein dort auf dem Anger den Burschen liegen. Sie schlich hin und betrachtete ihn, ob es Einer wäre, den man wecken dürfe. Es war ein solcher, es war ja Einer aus ihrem Dorfe — das Zwieäugl. Sie griff ihm an die Achsel und rüttelte ihn. Wolfgang fuhr empor und starrte die Ruhestörerin an — mit beiden Augen, denn die Binde hatte sich im Schlafe verschoben.

„Armer Wolfgang!" seufzte sie.

„Warum armer Wolfgang?" fuhr er sie an.

„Weil — weil — nun weil Dein guter Vater gestorben ist. — Du mußt nicht böse sein, daß ich Dich aufgeweckt habe, es kommt ein schweres Gewitter."

Das heisere Donnern in den Wolken, die, den Traunstein verdeckend, sich schon über das Hügelland hergelegt hatten, und das Zischen des Windes in den Baumkronen bekräftigten gar sehr, was das Mädchen sagte.

Wolfgang blieb sitzen und hielt die Hand über die Augen, als ob ihn Blitze blendeten.

Das Mädchen suchte seine Hand sachte vom Gesichte zu ziehen und sprach mit einem so innigen Tone, wie er gar nicht zu beschreiben ist: „Mußt nicht kindisch sein, Wolfgang! Schau, Du hast tausendmal schönere Augen als die Anderen. Du hast so schöne Augen!"

„Höhnen! Nichts als höhnen!" stieß der Bursche heraus, schlug ihr seine Hand ins Gesicht, sprang auf wie ein geschreckter Hirsch und rasete davon. — Er sah nicht mehr um nach ihr, die wie versteinert da stand unter dem Buchenstamm und den losbrechenden Sturm über sich ergehen ließ. —

Dieses kleine Ereigniß ist dem Wolfgang für sein ganzes Leben zum Fegfeuer geworden. Und wenn es meine Seele gälte, so wollte ich's nicht entscheiden, ob er nun vor wenigen

Wochen, da er sich heimschickte, mehr an die Rebekka als an jenes Gärtnermädchen gedacht hatte.

Nun sprach dort und da im Lande ein junger, einäugiger Taglöhner zu, der um Arbeit bat und sich zu allen schweren Verrichtungen willig brauchen ließ, obwohl er nicht die schwieligen Hände hatte, wie andere Bauers- und Werksleute. Lange konnte er nirgends bleiben, denn er war ungeschickt mit seiner Augenbinde und wenn er merkte, daß sein Naturfehler entdeckt war, lief er aus dem Dienste und davon.

Der Unterschied der Farben seiner Pupillen war übrigens so gering, daß ihn die meisten Leute hinter den langen Brauen kaum bemerkt haben würden, ich müßte denn die jungen Weiber ausnehmen, die solchen Burschen gerne etwas genauer ins Auge gucken. Eine von solchen soll wirklich einmal geäußert haben: „Wenn mich der Wolfgang anschaut, das geht mir durch und durch!“ Es war nicht schlimm gemeint, es hätte sich sogar sehr erfreulich deuten lassen können, aber der Bursche lief aus dem Hofe, aus der Gegend — am liebsten aus der Welt.

Weil er sich oft gar bitter allein fühlte, so quälten ihn bisweilen allerhand Gedanken. — Wie er einst unter einem Baume schlief und es kam ein Mädchen, das ihn weckte, weil ein Gewitter heranzog — wie oft, wie oft mußte er daran denken! Und der Schlag ins Gesicht! — Wie oft hatte er sich seither selber die Faust an die Stirne geschlagen, aber die Erinnerung jener Stunde war nicht todtzuschlagen. Da begann er nach seiner Art Erkundigungen einzuziehen; er schrieb Briefe an seinen einstigen Spielgenossen, den Sohn des Dorfwirthes, was es Neues gäbe daheim? Ob die Schloßherrschaft noch wäre? Ob der letzte Frost den Gärten nicht

geschadet habe? Ob die Schloßherrschaft immer noch so viele Zierpflanzen hegen lasse? — Näher getraute er sich nicht in die Sache zu kommen. Der Jugendfreund schrieb von Pferden, von Kirchtagshändeln, von Mädchen, vom neuen Pastor und von Allerlei. Aber das, wovon Wolfgang gerne hätte wissen mögen, berührte er mit keiner Silbe.

Wenn Wolfgang mitunter irgend Jemanden aus seiner Heimatsgegend antraf, so that er ähnliche Fragen, aber nie jene, die er thun wollte — und so bekam er auch nichts Rechtes zu hören.

— Das wäre die Einzige gewesen! — dachte er — „Und das ist die Einzige gewesen, die Du beleidigt hast!" rief er sich zornig zu. Eines Tages schrieb er einen sehr langen Brief an die Gärtnerin. Ich hätte diesen Brief gesehen haben mögen, aber es hat ihn außer dem Schreiber kein Mensch gesehen, denn als er fertig geschrieben war und gelesen — zwei-, drei- und viermal gelesen, wurde er zerrissen.

Als Wolfgang in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre war, bekam er es schriftlich, daß er „einen schiefen Blick" habe. Es steht nichts in dem Bogen davon, daß er ein braunes und ein graues Auge habe, für diese Naturerscheinung wußte der Herr Doctor wahrscheinlich keinen Ausdruck. Es wäre auch nicht recht einzusehen, wieso ein zweifarbiges Augenpaar beim Militär sollte hinderlich sein können; ein schiefer Blick schon eher, da konnten wohl auch die Kugeln schief gehen.

Bei Gelegenheit, als er sich der Soldatenpflicht wegen dem Heimatlande vorzeigen mußte, kam er auch in sein Dorf. Dort besuchte er die Grabstätten seiner Eltern und fand sie

mit schönen Blumen geschmückt. Den Dorfweber, der auch die Todtengräberdienste besorgte, fragte er, wer denn diese rothen und blauen Blumen gepflanzt habe?

„Bist Du Pastors Wolfgang!" fragte der Weber. „Die Augenbinde macht Dich so fremd. Bist auch viel gewachsen, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe. Wenn Du der Wolfgang richtig bist, so wirst Du's wohl selber bestellt haben. Es ist oft genug die Tochter vom Schloßgärtner herübergekommen mit so Zierat, und ich habe sie gefragt, wer's denn angeschafft, daß sie es den alten Pastorsleuten so gut meint. Hat sie gesagt, der Sohn, der Wolfel, hätt's angeschafft."

Dem Burschen zitterte der ganze Leib.

„Ich will zu ihr hinübergehen ins Schloß," sagte er ganz demüthig.

„Die findest Du jetzt nimmer daheim. Die findest Du im Franzenhof, der dort mit seiner weißen Mauer zwischen den Aepfelbäumen herschaut."

„So will ich zum Franzenhof hinübergehen."

„Du findest sie jetzt auch nicht im Franzenhof; sie hat mit ihrem jungen Mann eine kleine Lustreise nach Linz gemacht."

„Mit wem hat sie —?

„Mit dem jungen Franzenhofer, der sie vor drei Tagen geheiratet hat."

„Wir verstehen uns nicht," sagte der Wolfgang, „ich spreche von der Tochter des Schloßgärtners, von der Johanna, die diese Blumen gepflanzt hat."

„Ich spreche auch von derselben," antwortete der Weber.

Da ging Wolfgang still hinweg. —

Er war an jenem Tage das letztemal in seinem kleinen Heimatsdorf gewesen. Er zog von Thal zu Thal und es

soll ihm gewesen sein, als wäre all Freud' und Leid ausgestorben in der weiten Welt.

Er ging dann in die Salzbergwerke bei Hallein. In der Nacht der Berge konnte er seine Binde vom Auge ziehen, im matten Scheine der Ampel fiel sein seltsames Auge Niemandem auf, und er konnte den Leuten offen und gerade ins Gesicht schauen, ohne daß seine furchtsame Seele unruhig wurde. Aber für die Länge konnte der Mann den freien Himmel nicht entbehren; und wäre es bloß der Sternenhimmel, wenns nur der freie, offene Himmel war und nicht die unendliche Last, unter der kaum ein aufrechtes Stehen ist, geschweige ein Emporblick ins Unendliche, ohne den das menschliche Herz verschmachten muß.

Wolfgang band wieder seine schwarze Binde vor und ging auf neue Wanderschaft.

Um jene Zeit kam er in unser Land herüber, kam oben über die Hochstraße heraus in das Dorf Steinau, wo er zufällig den Pfarrer begegnete, der über Feld ging. Wolfgang grüßte höflich, der Pfarrer mochte gemeint haben, der Fremde wolle betteln — es ist wohl möglich, daß die Gewandung ein wenig darnach ausgesehen haben mag — und sprach ihn an, was doch so kräftige Leute müßig auf der Straße herumgingen, und im Land sei die Ernte und Alles habe zu wenig Hände zum Angreifen, was der Segen Gottes spende.

Wolfgang stand beim Pfarrer im Tagwerk ein und hat sich's gefügt, daß er im Dorfe Steinau verblieben ist. Als der Pfarrer mit seinem Fleiße und seiner Arbeitsamkeit zufrieden war und sich aus dem Taglöhner einen Jahresknecht machen wollte, versetzte Wolfgang: „Wenn Euer Hochwürden

daran keinen Anstoß nehmen, daß ich protestantischer Confession bin, so bleibe ich gerne."

„Ich habe meinen Pfarrbauern niemals verboten, protestantische Arbeiter zu halten," entgegnete der Pfarrer, „und weil ich als Landwirth selbst einer meiner Pfarrbauern bin, so brauche ich mir kein Gewissen d'raus zu machen, Dich in Dienst zu nehmen. Aber, was Anderes ist an Dir, mein Freund, was mich nachdenklich macht. Ich frage Dich, warum Du eine Augenbinde trägst?"

Wolfgang, obzwar er zum guten alten Herrn schon lange Vertrauen gefaßt, konnte doch seines jahrelangen Bannes sobald nicht Herr werden, er stotterte, daß er ein krankes Auge habe.

„Es muß doch eine andere Ursache sein," sagte der Pfarrer, „wie Du heute die Binde über dem linken Auge hast, so trugst Du sie an dem Tage, da ich Dich draußen auf der Straße aufnahm, über dem rechten!"

Wolfgang bekannte in der Verwirrung, daß er mit der Binde wechseln müsse, um an dem einen Auge, wenn es fortwährend verbunden sei, nicht zu erblinden.

„Es muß ein Bewandtniß haben!" fuhr der Pfarrer fort, „sage mir's offen, bist vielleicht steckbrieflich verfolgt?"

Diesem Argwohn konnte denn nichts Anderes mehr entgegengesetzt werden als die Wahrheit. Wolfgang bekannte sein Mißgeschick und daß er durch die Verspottungen in seiner ersten Jugend und durch die Einbildung von der Lächerlichkeit und der abstoßenden Art seines Blickes so ängstlich und unsicher geworden sei, daß es ihm unmöglich wäre, den Leuten sein zwiefarbiges Auge zu zeigen. Schließlich begann er über sein Unglück so heftig zu schluchzen, daß auch dem Pfarrer weich ums Herz wurde. Als ihm Wolfgang die beiden Augen

enthüllte, daß er sich von der Wahrheit seiner Aussage überzeuge, fand der Pfarrer allerdings eine gewisse Verschiedenheit in der Schattirung der Augensterne, die aber so gering war, daß er versichern konnte, keinem Menschen falle es auf, der es nicht im Vorhinein wisse. Aber er überzeugte sich bald, daß die fixe Idee in dem armen Burschen schon zu tiefe Wurzeln gefaßt habe, ja, daß sie seiner Anlage und seinem Leben bereits eine Richtung gegeben, mit der nun eben gerechnet werden mußte.

Freilich brachte es der Pfarrer — dem der Wolfgang Manches zu Lieb thun konnte — dahin, daß der Knecht ohne Stirnbinde herum ging. Ja, er ging wohl herum, aber er wich den Leuten aus, hielt die Hand oder den Hut vor das Gesicht und stellte sich wie ein blöder Mensch. Zur selben Zeit starb in Steinau der alte Rupert, der den Nachtwächterdienst besorgt hatte. Da fiel es dem Pfarrer ein: Das Nachtwächteramt wäre recht für den Wolfgang.

Es ist heute noch in den meisten Dörfern unseres Landes üblich, daß zur Nachtszeit ein Mann mit Speer und Blendlaterne durch die Gassen streicht, an den bestimmten Plätzen und mit dem alten Spruche die Stunden ausruft. Sein Hauptaugenmerk hat er auf etwaige Feuersgefahr zu richten, nebenbei auch auf Diebe und Einbrecher zu achten. In Steinau hat der Nachtwächter den nächtlichen Polizeidienst auf der Straße in vollem Umfange zu besorgen, daher ihm die Gemeinde einen martialischen Husarensäbel an die Seite schnallt. Der Nachtwächter hat im Winter von neun Uhr Abends bis sechs Uhr Früh, im Sommer von zehn bis drei oder vier Uhr Wache zu wandeln und bezieht dafür einen Jahresgehalt, von welchem ein alleinstehender Mann zur Noth leben kann. Nebenerwerb giebt es, wenn von den Dorf-

insassen Einer oder der Andere in der Nacht oder sehr früh Morgens zur bestimmten Stunde geweckt sein will, was der davon verständigte Nachtwächter dadurch bewerkstelligt, daß er mit dem Schafte seines Speeres an das Fenster pocht. Nebenerwerb giebt es auch, wenn es einem Hausbesitzer einfällt, auf seinen Hof müsse der Nachtwächter besonders achthaben und theilweise auch innerhalb desselben Streifung halten.

Tagsüber mag sich dann der Nachtwächter in sein Nest verkriechen, um seiner Nacht zu fröhnen — draußen braucht ihn Niemand.

Welche Stelle konnte also besser für Wolfgang taugen als diese? Und als die Bewohner des Dorfes nach einer verstrichenen Probezeit sahen, daß auch er für sie tauge, wurde er wohlbestallter Nachtwächter von Steinau.

Am äußersten Rande des Dorfes, wo sich eine glatte Matte hinzieht bis an das Gebüsche der Erlen und des Buchenwaldes, steht ein kleines gemauertes Haus, welches der Gemeinde gehört und das Kellerhaus genannt wird. Es haben nämlich in demselben einige Wirthe ihre Weinvorräthe. Ueber den Kellern ist eine kleine Wohnung der Sicherheit wegen, in welcher zeitweise der Gemeindediener, zeitweise der Todtengräber, zeitweise auch der Meßner und längere Zeit ein alter Scribent aus der Stadt gewohnt hatte. Letzterer war in die Einsamkeit hinaufgezogen in der Absicht, dort das größte Dichterwerk zu schreiben, das alle Zeiten und alle Völker je besessen. Da hatte nun entweder ein Geist — der aus den Kellern — den anderen — den des Dichters — herumgekriegt, oder es hatte der große Poet schließlich unsere Gegenwart nicht für werth befunden, bei dem gewaltigsten aller Dichterwerke sozusagen Pathe zu stehen — kurz gesagt:

als der Mann starb, war in seiner Wohnung nichts Uebermenschliches vorfindbar.

Das Haus war nach dem Tode des alten Städters einige Zeit leer gestanden; den letzten Jahrgängen der Weine sagte man die Tapferkeit nach, sich selber beschützt zu haben. Wie das zu verstehen ist, werden die Leute von Steinau selbst am besten wissen.

In dieses Kellerhaus zog der neue Nachtwächter Wolfgang ein.

Er soll den kleinen Haushalt ein ganzes Jahr lang für sich allein besorgt haben, bis sich hernach etwas zutrug, welches seinem Hause und seinem Wesen eine neue Richtung gab, etwas, das mir viel merkwürdiger dünkt als das „zwiefarbige" Auge, von dem es doch beziehungsweise die Folge war, und womit die Geschichte des Nachtwächters von Steinau eigentlich beginnt.

Wenn Dorfnachtwächter Tagebücher schrieben — oder vielmehr Nachtbücher — das gäbe was! Solch ein Dorf, wie es tagsüber daliegt in seiner Alltäglichkeit, in seiner Arbeitsamkeit, in seiner Einfalt, ein schlichtes Leben, das scheinbar so ganz offen in der Sonne steht: es hat doch auch seine Geheimnisse.

„Ihr Herren und Frauen, laßt Euch sagen, der Hammer hat geschlagen!" Alle lassen es sich sagen, aber die wenigsten hören es. Um Mitternacht giebt es keinen Bauer im ganzen Land, sondern lauter müde Schläfer oder stille Zecher, schlaue Schleicher oder Menschen überhaupt, die, von ihrer Menschlichkeit getrieben, derselben nachgehen. Es giebt Viele, denen sich das Leben nicht verlohnen würde, wenn die Nächte nicht wären. Solche hören dann vielleicht den Ruf des Nacht-

wächters, oder die erst recht nicht. Glücklichen, denen keine Stunde schlägt, kann wohl auch kein Nachtwächter rufen.

Es ist still, aber in der Höhe muß die Luft ziehen, denn man hört das Quicksen des Blechhahnes auf dem Kirchthurme.

Dort steht ein Haus, aus dessen niedrigem Fensterlein noch Lichtschein fällt. Der Wächter muß doch nachsehen, ob nicht etwa Diebe drinnen hausen. Am großen Familientisch sitzen zwei Leute, aber nicht beisammen, sondern das Eine dem Anderen gegenüber, wie sie vom Nachtmahle her eben sitzen geblieben sind, nachdem Gesinde und Kinder längst ihre Betten aufgesucht. — Seit Stunden sitzen sie da und sagen sich — einmal leiser, einmal lauter — gegenseitig alles Harte, Trotzige und Feindselige, das ihnen einfällt. Denn der Hausvater und die Hausmutter sind's, das Ehepaar ist's, das sich erwählt hat, um sich gegenseitig mit Liebe, Geduld und Nachsicht das Leben tragen zu helfen. Keines hätte es besser treffen können mit seiner Wahl, denn Jedes ist unschuldig und fehlerlos und legt alle Schuld und Fehler auf das Andere. Was im Hauswesen fehl ging, was an den Kindern Schlimmes ist, was sonst Unangenehmes vorfiel, war's heute, war's vor Jahren, Alles wird herbeigeholt und hin- und hergeschleudert über den Tisch, nicht wie Spielbälle, sondern wie Steine, und Eines sucht das Herz des Anderen scharf zu treffen. Von Faulheit und Falschheit und Untreue ist die Rede, und all derlei schönen Dingen, wie sie der Katechismus in den sieben Hauptsünden, den sechs Sünden im heiligen Geist und den vier himmelschreienden Sünden zur freien Wahl in den Auslagkasten stellt. Der Mann läßt zumeist seinen höhnenden Trotz spielen, fährt nur manchmal brausend auf, um dann wieder in seine finstere Ruhe zu versinken. Das Weib

giebt sich heftig und rasch aus, und ist sie mit ihren Vorwürfen zu Rande, so beginnt sie wieder von vorne, daß es wirklich zu hören ist, als nehme das Sündenregister des Gatten gar kein Ende. Sie zittert vor Wuth oder sie schluchzt, ganz wie es zum Texte paßt. Endlich haben sie sich so tief in das Elend hinein raisonniert, daß sie den Tag verfluchen, da sie sich kennen gelernt, verfluchen ihre Ehe und alles Liebe und Gute, das sie sich gegenseitig angethan, verfluchen ihr ganzes Leben und segnen nichts als das Grab, in das Eins vom Andern gestoßen zu werden vorgiebt — Die Kerze ist durch den eisernen Schraubenleuchter hineingebrannt, ohne daß sie Eins emporgeschraubt hätte. Die Schraubenwindung glüht, das Licht verlischt, der Rest des Dochtes verglost. Die zwei Leute fahren im Finstern noch eine Weile fort, sich zu quälen; aber die Müdigkeit betäubt die Leidenschaft. Eins erhebt sich seufzend und sucht das Bett; das Andere bleibt allein nicht sitzen und — folgt dem Gespons.

„'s hat eilf geschlagen!" ruft der Nachtwächter.

Wo die Straße den Dorfplatz durchschneidet, brennt noch die letzte Laterne. Sie verbrennt die Stunde zu drei Kreuzer — der Nachtwächter lischt sie aus. Noch gleitet von einem nahen Fenster ein sehr matter Schimmer an die gegenüberstehende Kirchhofsmauer. Der kommt von einer Ampel in der Kammer. Dort drin sitzt auf dem ledernen Lehnstuhl ein ältlicher Mann, der gleichwohl das Bett verschmäht. Wenn man wochenlang drinnen liegt! „Alte!" hatte er gesagt zu seinem Weibe, „ ch denke, jetzt bin ich ausgerastet genug. Beim Liegen gehen die meisten Leute drauf. Ich möchte aufstehen."

„Wird Dir im Lehnstuhl wohl besser sein?" fragt sie bekümmert.

„Ich weiß nicht, was Ihr mit mir habt," ſagt er mit kräftiger Stimme, „mir fehlt ja nichts. Was huſten die Leute nicht Eins zuſamm' auf dieſer Welt! Oh mein, wenn die Alle krank ſein wollten! — Sei ſo gut. Weib, ruck' ein wenig nach mit der Hand! Haſt mich ſo ausgemäſtet mit dem fortwährenden Ochſenbraten, daß ich jetzt nicht einmal mehr in die Höh' kann. Oho, Alte, mir ſcheint, Du biſt zu gering, beim Steißel, — es geht ſchon! So."

Er ſitzt im Lehnſtuhl und huſtet ſich bequem.

„Wie Einem gleich leichter iſt außer dem Bett!" ſagt er mit Behagen, „mich bringt Ihr nimmer hinein."

Sie ſitzt neben ihm und ſchaut ihn an. Er legt das Haupt an die Lehne zurück. Ihm iſt ums Schlafen. Auf einmal jedoch flüſtert er: „Kalt haſt in der Stuben."

Sie ſchlägt die Bettdecke über ihn und weiß damit den ganzen Leib einzuhüllen, ohne daß ſie ihn aus der Bequemlichkeit bringt. Ueber ſeine kühlen Hände, die im Schoß ruhen, legt ſie noch ein weiches Kiſſen.

„Inwendig —" meint er, „im Magen iſt mir kalt. Das kommt von den rothen Rüben. Ei, geht mir mit Eurem kalten Gefraß! Wer kein Blut hat, die rothen Rüben machen es nicht."

„Du haſt ja gar keine rothen Rüben gegeſſen," ſagt ſie.

„So!" meint er verwundert, „habe ich von rothen Rüben was geſagt? So muß ich ſchon wieder geträumt haben. Eine heiße Weinſuppen wollt' mir gut thun, nachher möchte ich ſchlafen."

Das Weib geht in die Küche hinaus, hebt an Späne übers Knie abzubrechen, macht Feuer und bereitet die Weinſuppe. Sie thut ein Ei in den kochenden Wein, Zucker und Gewürz dazu — das wärmt, das ſtärkt. Das thut mehr, als

die Medicin! Nun trägt sie das dampfende, aromatische Getränke in die Stube. Der Mann schläft.

Es ist gut, wenn er schläft, aber mittlerweile kühlt die Weinsuppe aus und das ist schade. — Er hat schon lange nicht mehr so ruhig geschlafen. Es muß ihm leichter sein.

— Wenn ihm aber ganz leicht wäre! — Wenn ihm allzuleicht wäre! —

Sie beugt sich leise auf ihn nieder, stürzt dann in die Küche hinaus und hebt an laut zu jammern.

Der Nachtwächter ruft: „Es hat zwölf geschlagen!" —

Am Himmel steht ein Gewitter, es ist lautlos; auch wenn sich für Momente ganze Theile des Firmamentes nordlichtartig entzünden, es bleibt lautlos. Es ist, als ob der Himmel den Finger an den Mund legte: Pst! laßt sie rasten, die Müden, die an den langen, heißen Tagen ihre Lasten haben!

Alle wollen aber nicht rasten. — Hinterwärts eines Hauses pflegen zwei junge Menschen eine Verhandlung. Sie sitzen in der Bretterhütte auf einer Moosschichte und wissen sich nichts zu sagen. Aber ihre Beredsamkeit, ihre hinreißende und unwiderstehliche Beredsamkeit besteht im Schweigen. Es handelt sich um weiter nichts, als um Ja und Nein. Das Nein ward anfangs belegt mit einer langen Reihe von Begründungen; das Ja hat nichts, als sich selbst — und siegt.

Da sie einig geworden, wendet sich der Nachtwächter wegshin und ruft: „Es hat Eins geschlagen!"

Aehnliches hatte auch Wolfgang schon in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit als Nachtwächter von Steinau erfahren.

Ob bei Tag oder Nacht, es ist immer derselbe enge Kreis, in welchem sich die Menschen bewegen. Wie hart es der arme junge Mann empfunden haben soll, daß er außerhalb des Kreises stand! Allein in der Liebe, allein im Streite, allein im Sterben!

Aber nach den Grundsätzen verliebter Leute wird dem Wolfgang niemals gut sein. Alles dreht sich um die Augen, — besonders anfangs. Fast Jede in Steinau lachte, wenn sie dem Burschen ins Auge blickte; er wendete sich weg, knirschte, denn er meinte, sie lachten das Zwieäugl aus. Er hatte Keine, verstand Keine und gewann Keine, zwischen ihm und den Weibern war keine Brücke geschlagen. Soll er sich vielleicht gar zu den Wundermenschen gesellen, zu den Einfüßlern oder Dreihändlern, zu den Riesen und Zwergen, zu den aneinandergewachsenen Kindern, die man bisweilen in die Gegend bringt und sie für Geld zeigt? — Oder was soll das ihm sonst für ein Leben werden? Er war erst zwanzig und wenige Jahre alt.

Nun aber geschah etwas.

In einer Nacht zog eine Rotte von Landstreichern, Gauklern, Komödianten und Bettlern durch das Dorf Steinau, in welchem sich Tags zuvor einige Elemente davon schon gezeigt hatten. Sie huschten rasch und fast lautlos dahin, wie ein Schatten der Wolke, die am Mondhimmel stand. Vor dem Hause des Kaufmanns Stegbrunner war es, als lösete sich dieser Schatten auf. Der Nachtwächter Wolfgang folgte eilends seinem wachsamen Auge und kam gerade zurecht, um das Gesindel von einem Einbruche zu verscheuchen, den es an der hinteren Seite des Hauses, wo die Waarenkammer war, eben ins Werk setzen wollte. Sie stoben auseinander wie Spreu.

in die ein Windstoß fährt. Alle entkamen, nur ein Päcklein blieb im Hofe liegen, ein in Lappen gehüllter Ballen.

Wolfgang hob die den Strolchen abgejagte Beute auf: es war etwas, das man nächtlicher Weile im Freien nicht gut wieder weglegen kann — es war ein schlafendes Kind.

Der Bursche rannte zuerst eine Weile mit solchem Ding Gasse auf und ab, da jedoch von den Angehörigen keine Spur mehr zu finden war, so stellte er sich unter die Laterne, die vor dem Gemeindehause brennt, und besah sich seinen Fund. Es war ein allem Anscheine nach zwei- bis dreijähriges Mädchen mit hübsch ausgeprägten, sehr lieblichen Zügen. Es schlief fest und süß und als der Nachtwächter so niederschaute auf das Engelsgesichtlein, auf das arme, verlassene, unschuldige Kind, da kam ein solches Mitleid in sein Herz, daß er das kleine Wesen schnurgerade in seine Wohnung trug und in sein Bett legte.

Sollten die Eltern nicht mehr zu kriegen sein, so fällt es als Findelkind der Gemeinde zu — heißt das, wenn es der Nachtwächter abliefert. Wie, wenn er es aber nicht thäte? Wenn er es selber behielte? Er hat ja gar keine Hoffnung, solch ein Wesen je in seinem Leben sein zu nennen, und einen Menschen, wenigstens einen, möchte man doch haben, daß man nicht gar so allein und ledig dastehen müßte, wie ein Pfahl auf der Heide. So ein Kind lebt sich dem Pflegevater gewiß rasch an und spottet über keinen Leibesfehler, weil es solchen von erster Jugend auf schon so gewohnt werden muß, daß es ihn gar nicht sieht. Und so wächst es heran und hält zu ihm, und bis es achtzehn Jahre alt ist, mag er kaum vierzig sein — Einer im besten Alter. Es giebt Männer, die sich ihre Frauen von Kindheit auf selber erziehen sollten, daß sie passen. So einer ist Wolfgang, den sie das „Zwieäugl"

nennen. Wer weiß es, was noch geschieht? Und jetzt muß er wieder auf die Gasse — es hat Zwei geschlagen!

Um Tagesanbruch war sein Tagewerk vollendet. Vater-, Muttersorgen trieben ihn rasch nach Hause. Die Kleine schlief noch, wer weiß, wie lange schon sie eine solch ruhige Schlafstatt entbehrt! Vagabundinnen sind Beutelthiere, sie tragen ihre Jungen immerfort im Sack mit sich herum.

Wolfgang hatte schon im Kuhstall des Troderbauers zugesprochen, wo sie sehr früh Morgens melken: was es sei? Ob er frische Milch haben könne? Allsogleich wußte es Eins im Dorf und wußte es das Andere: Der Nachtwächter hat ein Kleines bekommen!

Während der ersten Sorgen um Morgentrank und Anderes war in Wolfgang die Liebe so warm geworden, daß er kaum mehr erwarten konnte, das Herzlein zu sehen, daß er auch schon Ausflüchte ersann, wie er das Kind gar nicht mehr von sich lassen wolle, auch wenn sich die Eigenthümer noch melden sollten. Leute, die ihr Kind in eitler Nacht auf der Gasse weglegen, haben kein Recht mehr darauf, ihr Lebtag keins mehr. Der Wolfgang ballte die Fäuste zusammen, er wolle sich wehren! Und ein Leben und eine Freudigkeit war das in ihm! So bist! sagte er zu sich selbst, so bist! — Aber ob es das Glück des Vaters war oder das des einstigen Bräutigams, so viel wußte er nicht.

Die Kleine schlief also noch und ihre Wänglein waren roth wie Aepfelwangen und ihr langes, weiches blondes Haar ringelte sich wie bei einem Christkindlein um das Köpfchen, um den zarten Hals.

Im Haupte des Nachtwächters sprangen wie Gnomen geschäftige Gedanken um, daß vorbereitet werde, was zu be-

reiten sei. Ein Leintuch war rasch zerschnitten, nur wußte der Wolfgang nicht recht, gehörten zu einem zwei- bis dreijährigen Wesen noch Windeln oder schon förmliche Hemdlein und Röcke. Das Wasser zu einem Morgenbade gab ihm weniger zu denken, das müsse warm sein, wenigstens lau — daher flink ein lustig Feuer auf dem häuslichen Herd.

Dann schaute er wieder sein Kind an. Er hatte in seinem Leben noch kein Kind eigentlich angeschaut. Es ist doch etwas Seltsames d'rum — etwas sehr Seltsames!

Nun bewegte es sich, bewegte die Lippen, als ob es saugen wollte und schlug die Augen auf. Braune, helle Aeuglein, mit denen es verwirrt umherblickte. Mit dem Zipfel eines Lappens, den es erhascht hatte, fuhr es sich über das Stirnlein, auf dem jetzt eine leichte Röthe hinzuckte, dann sah es die Wände an, sah dem Wolfgang ins Gesicht, ohne daß es ihm weh that, stützte den Ellbogen an, richtete sich ein wenig auf und sagte mit einem recht feinen Stimmchen: „Ein famoser Decorationswechsel! Wie muß ich denn nun wieder umgespielt worden sein? — Seien Sie doch so liebenswürdig, Mann, und gehen Sie weg, ich will mich ankleiden!"

Der Nachtwächter wußte nicht, wie ihm geschah. „Selbst willst Du Dich ankleiden?" stotterte er.

„Kümmern Sie sich nicht darum, ich bin kein Kind mehr. Obzwar ich leider Gottes verurtheilt bin, den Pöbel zu belustigen, so darf ich wohl im Privatleben jene Discretionen begehren, die man den Frauen schuldig ist. Ich bitte, wollen Sie sich doch freundlichst entfernen!"

Der Nachtwächter wußte jetzt noch viel weniger, wie ihm geschah. Er taumelte hinaus in die Küche und murmelte: „Was das ein Kind ist! Was das ein gescheites Kind ist!" Und lauerte an der Thür, für den Fall es sich drinnen nicht zu

helfen wisse oder gar aus dem Bette fallen könne. Aber hinein ging er erst — und das war nach einer geraumen Weile — als er das Kleine mit festen Schritten die Stube auf- und abgehen hörte. War das Dämchen da! Es mußte theils schon früher bekleidet gewesen sein, theils das Gewand geschickt unter den Lappen verborgen gehalten haben. Es war ein Fräulein, das gerade bis zur Tischkante emporreichte. Es hatte jetzt auf einmal gedrehte Löcklein über der Stirne, wo früher das krause Haar gewesen. Das blumige Kleid war am Hals und den Aermchen etwas zu spärlich, hingegen schleppte es unterhalb am Fußboden nach, wie bei einer vornehmen Stadtfrau, und war so lang, daß man kaum die Schuhspitzen sah, wenn die kleine Dame den Fuß vorsetzte.

Als Wolfgang eingetreten war, hielt sie in ihrem Morgenspaziergang inne, machte ein allerliebstes Knixlein und sagte im Tone, als ob sie ein Vaterunser bete: „Ich heiße Pepa Pepita, bin fünfzehn ein halb Jahre alt. Mein Vater war Sergeant und lebte in der französischen Stadt Nancy, meine Mutter war eine geborne Deutsche aus der Provinz Posen. Ich wog bei meiner Geburt dreißig Loth, wuchs jedoch bis in mein dreizehntes Jahr —"

Der Nachtwächter hörte sie nicht weiter an, stürzte zur Thüre hinaus, rannte mehrmals um sein Kellerhaus herum, ohne zu wissen weshalb, und begann hernach an Händen und Füßen zu zittern.

Als er sich viel später wieder in die Stube wagte, fand er die Kleine weinend.

Jetzt, Nachtwächter, was macht man, wenn man in seiner Stube ein Zwerglein hat und das Zwerglein weint? Was macht man da, Nachtwächter?

Er schlich ganz beklommen zu ihr — sie kauerte auf dem Fußbrett des Tisches — und fragte, was ihr wäre? Ob ihr was weh thäte? Ob sie Hunger habe? Das Frühstück sei ja längst schon bereit, die Milch kriege schon eine Haut. Sie gab keine Antwort und schluchzte. — So fragte er, ob er sie beleidigt habe? Da wurde ihr Stöhnen noch heftiger und sie bekannte wimmernd, sie weine über ihr Elend. Das war genug, jetzt that auch er mit. Sie unter dem Tische, er im Winkel hinter dem Ofen, so weinten sie, daß Einem über das Andere hätte das Herz zerspringen mögen. Endlich lief die Zwergin an ihn heran mit stürmischen Fragen, wieso sie in dieses Haus gekommen wäre? Ob van Streed, ihr Impresario, an welchen sie vor zwei Jahren verpachtet worden sei, selbst sie hierhergebracht? Ob sie er — der Wolfgang — erstanden und zu weiterer Verzweiflung durch die Welt schleppen wolle? Was geschehen sei? Was er vorhabe? Wenn er sie gekauft habe, so sei er sehr betrogen, denn sie sei entschlossen, sich eher das Leben zu nehmen, als dem Pöbel noch länger zur Belustigung zu dienen. Sie habe das dem van Streed auch gesagt, ein Riesenspielzeug wäre sie nicht. Sie habe bei Lebzeiten ihrer Mutter mit derselben einen kleinen Haushalt geführt, hoch oben in der Dachstube einer Stadt. So wolle sie sich wieder verkriechen, sei es nicht in die Höhe, so sei es in die Tiefe. Ihren todten Körper könne dieser Impresario hernach in Spiritus zeigen, wenn er nicht Mannes genug wäre, sich auf anständige Weise sein Brot zu verdienen, aber den lebendigen werde er nicht mehr länger zur Schau stellen; sie würde den Beweis liefern, daß auch in kleinen Leuten ein großer Wille Platz haben könne.

Was Wolfgang darauf geantwortet hat, ist nicht sicher zu stellen. Ich hätte nicht daran gezweifelt, daß er kurz die Wahrheit gesagt, wie er zu ihr gekommen, und daß sie in Freundeshut sei. Wolfgang versicherte mir aber mehrmals, daß er in jenem Augenblick sehr unsinnige Dinge geschwätzt haben müsse, wisse aber beim heiligen Gott nicht mehr, welche. Die Wahrheit ist, daß er sich lange nicht zu beruhigen vermochte aus Erbarmen über das arme Geschöpf, und daß die kleine Pepita merkte, dahier sei in der That ein Menschenherz für sie und ihr Leid wach geworden, daß sie seine Knie umschlang und schreiend bat, er möge sie schützen, daß sie nicht mehr in ihre Hölle — es wäre ja wahrlich die Hölle auf Erden — zurückgestoßen werde. Sie wolle mit Allem zufrieden sein, sie wolle arbeiten, sie könne Mancherlei und werde mehr noch lernen, nur verborgen wolle sie sein und nicht mehr unter Leuten sich zeigen müssen, sie vertrage die fremden Blicke nicht mehr; wenn sie Jemand ihrer Mißgestalt wegen ansehe, so sei ihr, als müsse sie vor Schmerz schreien oder dem Beschauer ins Gesicht schlagen. Zwei Jahre habe sie sich schon herumschleppen lassen wie ein Wunderthier, aber je mehr sie zur Vernunft gekommen, desto furchtbarer habe sie ihr Unglück gesehen. In einer Stadt, wo die vielen Salzwerke wären, habe sie einen Fluchtversuch gemacht, sich in eine Rinne verkrochen, sei aber vom Salzwasser hervorgeschwemmt worden und wieder in die Krallen ihres Impresario gefallen.

All das erzählte sie, bisweilen unter Thränen lachend, und viel mehr noch erzählte sie, bis Wolfgang gar nicht mehr auf sie hörte, sondern immerfort rief: „Wir Beide gehören zusammen! Ich habe noch in meinem Leben Niemandem die Knochen zermalmt, aber wer Dir was Böses

will, dem thue ich's! — Siehst Du sie? Schau mich an, Pepita! Schauen Sie mir in die Augen, Fräulein! Zwieäugl! Zwieäugl! Was sagen Sie dazu? Wir gehören zusammen!"

An jenem Tage hatte Wolfgang selbst zum erstenmal das Wort ausgesprochen, vor dem er bisher geflohen wie vor einem Fluch. Und dieses Selbstbekenntniß hatte den Bann gegenüber der Zwergin gebrochen. Diese schaute ihn mit ihren betrübten Augen an und sagte nichts, als sei es ganz selbstverständlich, daß er anders wäre, wie andere Leute.

Die kleine Pepita ist also bei ihm geblieben. Es wurde bald bekannt in Steinau, der Nachtwächter hätte was! Aber er ließ Niemanden in sein Haus, als den Pfarrer, der sich bei der Zwergin der Taufe und des Christenthums wegen erkundigte, und den Gemeindevorstand, der von seinem hohen Rathe die Bewilligung brachte, der Nachtwächter dürfe die kleine Vagabundin als Pflegetochter annehmen, weil ihre nähere Zuständigkeit nicht zu erfahren und von ihrem „Impresario" keine Spur mehr aufzufinden sei.

Nun zeigte es sich aber bald, daß Wolfgang an Pepa Pepita kein Pflegekind ins Haus bekommen hatte, sondern vielmehr eine Pflegerin und Hegerin seines Hauses. Was Die Alles konnte! Sie kochte am Herd, sie ordnete im Stübchen; jeden Tag musterte sie seine Wäsche und glättete sie und versah sie mit Merkzeichen, damit bei der Waschfrau kein Irrthum möglich werden konnte, und untersuchte seine Kleider, ob nicht irgendwo ein Knöpflein fehle oder gar eine Naht klaffe, untersuchte sein Schuhwerk, daß es stets geölt und lind sei. Und trotz ihrer Winzigkeit verstand sie rasch und geräuschlos, schier wie ein Eichhörnchen kletternd, Alles

zu erreichen, und fand erst Ruhe, wenn ihr Blick nichts mehr erspähen konnte, was zu bessern wäre — dann saß sie im alten ledernen Lehnstuhl, der ihr Zimmerchen war, und stickte oder strickte. Auch ihr Bettlein machte sie sich in diesem Lehnstuhl, doch war sie, wenn Wolfgang des frühen Morgens nach Hause kam, schon allemal munter und angekleidet, hatte ihre Löckchen gedreht und trippelte schon auf dem Herde um das Feuer herum, wo die Milch für ihn kochte. Während er dann schlief, hielt sie alles Geräusch ferne, wehrte die Fliegen von seinem Gesichte und wenn er im Traume schwer athmete und ächzte, rief sie hell: „Wolfgang!" Wachte er hernach auf und fragte, was es sei, so antwortete sie: „Ich wollte Dir nur sagen, Du sollst im lieben Frieden schlafen!"

So war dem armen Burschen nun ein Himmel aufgegangen in dem Heimatsgefühl, das ihm die kleine Pepita zu erwecken verstand. Gleich anfangs hatten sie sich darin geeinigt, daß sie wie Bruder und Schwester zu einander stehen wollten.

„Wenn Du so klein wärest wie ich," sagte sie damals, „so könnten wir heiraten, oder wenn Du ein Riese wärest, ebenfalls; die Riesen gefallen mir. Nur die Leute von jener Größe, wie sie mich um einen Groschen angeschaut haben, kann ich nicht ausstehen, und ich könnte Dich auch nicht ausstehen, so gut Du mir's auch meinst, wenn Du nicht —"

Er schaute ihr auf den Mund; das Wort sträubte sich, herauszuspringen.

„Wenn?" half er nach.

„Wenn Du nicht das Zwieäugl wärest."

So lebten sie beisammen fort, über den Winter hin und wieder in den Sommer hinein. So oft war Pepita nun an Wolfgang's Seite oder in seinem Tragkorbe schon ausgegangen, daß sie die meisten Leute einmal zu Gesichte bekommen hatten. Sie war auch mit Vielen in geschäftlichem Verkehr und gar genau in der Buchhaltung über Milch, Brot, Gemüse, Mehl u. s. w. Anfangs hat selbstverständlich das ganze Dorf Steinau über diese seltsamen Leutchen und ihr Gebaren seine Späße gemacht, witzige und derbe, wie das schon geht; bis ihm aber endlich die alten Späße langweilig wurden und gar kein Anlaß zu neuen vorkam, wurden ihm die Nachtwächtersleute gleichgiltig, nur daß die Schuljugend losging oder man zum Fenster hinausguckte, wenn es hieß: die Zwieäugl-Zwergin sei zu sehen.

Man hatte auch allerlei Anlaß genommen, den Nachtwächter zu besuchen, um in die Wirthschaft zu blicken; weil jedoch Wolfgang den Leuten allemal schon vor die Zaunschranke heraus entgegenkam oder diese Schranke verschlossen hielt, so war nicht viel zu erspähen, nur selten erblickte ein fremdes Auge das Geistlein, das drinnen umherregierte.

Wolfgang ließ keinen Tag vergehen, ohne der kleinen Pepita was Liebes zu erweisen. Aber sie war so verzweifelt bedürfnißlos. Nur ein wenig Zuckerzwieback, das war Alles, was sie sich als Belohnung dafür, daß sie lebte, vom lieben Gott wünschen wollte. Mit Zuckerzwieback war sie früher eine Zeitlang abgefüttert worden, da wurde von irgend Jemandem behauptet, solches Futter mache große Knochen und Fettleibigkeit. Das konnte der „Impresario" nicht brauchen. Die Pepita bekam Fleisch wie der Tanzbär, mit dem sich ein anderer „Impresario" dem Herrn van Streed etliche Wochen lang angeschlossen hatte.

Ich habe mir schon manchmal meine Gedanken gemacht der armen Zwerge wegen, die für Geld gezeigt werden. Das gehört zu den possierlichsten Dingen einerseits und zu den verstimmendsten andererseits. Ich habe mich kaum jemals entschließen können, an einem solchen Kerlchen meine Neugierde zu befriedigen durch Begucken, Befragen oder gar Betasten, wie es Andere thaten. Mich dauerten die armen Wesen zu sehr, als daß ich mich von ihnen unterhalten lassen konnte, obzwar sie oft sehr munter, graziös und liebenswürdig sein können. Mir ging es stets heiß und kalt durch mein Herz, ja es schwindelte mir im Kopfe, es war wie ein unerhörter Traum im Wachen, wenn so ein zwei bis drei Fuß hoher Mann in Husarenuniform, mit Schnurrbart und Glatze vor mir auf dem Tische stand, neben ihm vielleicht die um einen halben Kopf kleinere Dame in decolletirter Balltoilette, Beide mit feinen Salonmanieren mich begrüßend und unterhaltend. Und ich hätte mich da in Blick und Wort mit ihrer Körperbeschaffenheit befassen sollen? So pöbelhaft konnte ich niemals sein.

Und doch hätte ich mir denken können, daß die Leutchen gegen derlei Tactlosigkeiten kein Gefühl haben; es war nie da oder es ist vernichtet worden. Sie setzen ihr Unglück in Geld um und damit genug. Ja, einen Zwerg sah ich, der hielt es für ein großes Glück, schon durch seine bloße Existenz — ohne alle Arbeit — Geld erwerben zu können. Dem sagte ich und sagte es ohne Scrupel: Besser ein kleiner Mensch als ein großer Taugenichts.

Das ist es. Der Zwerg kann den Kampf ums Dasein nicht mitringen. Will er nicht wie ein Bettler warten, was an Brosamen freiwillig für ihn abfällt, so bleibt ihm nur übrig, sich als possierliches Augenstücklein fürs allzeit frivole

Publicum seinen Unterhalt zu erjagen. Ein heller ausgebildeter Geist im Zwergenkörper muß viel, sehr viel Humor besitzen, um sein Los ertragen zu können.

Gerne ist man bereit, Zwerge wie Kinder zu behandeln, während sie oft schon in gesetztem Alter und Ehegatten (selbstverständlich von ihresgleichen) sind. Und es ist in der That schwer, eine solche Miniaturfamilie und ihre Miniaturwohnung mit all ihren Miniaturgeräthen anders als eine Spielerei zu betrachten. Unser empfindender Gedanke stößt sich ordentlich in solchen Engen und immer wieder kommt uns die Vorstellung obenan, als hätten wir es mit Automatenpuppen zu thun, und jedenfalls mit weniger vollkommenen Wesen als wir selbst sind. Und wenn uns schließlich doch die Vernunft belehrt: Sie haben eine Seele wie wir, die gleichen Freuden, Leiden und Leidenschaften wie wir — da erschrecken wir. Und haben Ursache zu erschrecken vor unserer eigenen Unzulänglichkeit, zwischen uns und ihnen das richtige Verhältniß zu finden.

Wenn ein Mensch seine Talente und erworbenen Fertigkeiten zu Markte trägt, wie etwa zu klettern, Taschenkünste zu vollführen und dergleichen — wohlan, das ergötzt ohne zu verletzen, man bezahlt. Aber sein armseliges Körperlein für Geld herzeigen müssen, das ist traurig. Und noch trauriger ist es, daß es Leute giebt, die sich damit belustigen können.

Ich hörte von einem Manne, der mit Mißgeburten handelte, sowie Andere mit Vögeln oder sonstigen Thieren, und der sogar eine Art von Mißgeburtenzüchterei errichtete. Riesen und Zwerge waren die gewöhnlichsten. In welchen Kreisen aber hat der Mann die Gunst des Publicums gefunden? In großen Städten und Fabriksorten, wo der Pöbel auf der Straße zusammenläuft.

Gebildete Menschen sind der Meinung, die armen Wesen gehörten in entsprechende Versorgungsanstalten, die ihrem Leben einen anderen Inhalt zu geben vermögen, als den Hohn: Entrée zehn Kreuzer!

Derlei Erinnerungen brachten viel Grausen in das kleine Herz, und einmal kam eine Zeit, wo die Pepita — die ihren gütigen Hausgenossen oft heimlich betrachtete und immer wieder betrachtete — in Trübsinn versank. Wolfgang brachte es lange nicht heraus, was daran die Ursache sein mochte, endlich aber gestand sie ihm. Sie fürchte, daß es nicht immer würde so bleiben können. Sie habe wohl schon ihren Bräutigam gehabt, einen herzigen Kerl, nur um zwei Zoll größer als sie. Sie wären vor dem Pöbel auch als Brautpaar ausgegeben worden. Er habe gar nicht deutsch gesprochen, der kleine James, sei aber so unerhört eifersüchtig gewesen, daß, wenn irgend ein Schlingel vom Publicum die Pepita um die Mitte genommen, emporgehoben oder gar auf seinen Schoß gesetzt habe, er wüthend geworden sei und sich wie toll geberdet habe, weswegen ihn der Herr van Streed habe weggeben müssen. Wie sie gehört, sei James bald nachher bis auf die Knöchlein abgezehrt und gestorben.

„Du arme Pepita, Du!“ soll Wolfgang hierauf gesagt haben, „jetzt kann ich mir's denken, warum Du so traurig bist.“

„Wieso kannst Du Dir das jetzt denken?“ fragte die Kleine. „Ich habe wohl geweint, wie der arme James gestorben ist, aber vor Freuden. Ich bin mit solchen Sachen schon lange fertig. Mir ist in Deinem Hause so gut geworden, daß ich oft denke, es wird wohl der Himmel sein, von dem sie sagen, daß er voller Frieden ist.“

„Und warum bist Du denn traurig?“

„Weil eine Angst in mir ist, daß dieses Leben für mich nicht immer so dauern wird. Sterben, das macht mir nichts, aber wieder fortmüssen hinaus —“

„Wer sagt Dir denn das?“

„Du bist so voller Warmherzigkeit, Wolfgang, Du hast so viel Liebe in Dir, daß Du Weib und Kind dazu brauchst — Du wirst heiraten.“

„Ich werde heiraten?“

„Ja, und ich werde — so klein ich bin — keinen Platz mehr haben in diesem Haus.“

Er rief ihr zu, daß sie närrisch geworden sei und wollte ihr Gesichtlein an seine Wange drücken.

„Mein Herr!“ sagte sie und schob ihn zurück.

So war sie und hielt viel auf herkömmlichen Anstand und frauliche Würde. Dann glitt sie mit ihrem Schleppkleidlein in der Stube auf und ab und war fast stolz. Und er schwieg, weil er sich nichts mehr zu sagen getraute.

Die Traurigkeit in ihr war hernach wieder verschwunden, sie war munter und resolut und unsäglich arbeitsam. Der Kaufmann Stegbrunner ließ bei ihr Spitzen klöppeln, was sie gut verstand und womit sie so viel Geld ins Haus brachte, daß Wolfgang gar nicht wußte, was damit anzufangen sei. Sie wußte es besser, sie kaufte ihm einen Schubladkasten aus Nußbaumholz, füllte ihn mit feinen Linnen, bedeckte die obere Fläche mit einem selbstgehäkelten Schleier, stellte darauf ein Stockuhrlein mit Glassturz, hing darüber an die Wand ein paar Bilder aus der Kindheit Jesu. Das Alles wußte sie mit Hilfe einer alten Frau, die ihr überhaupt den Verkehr mit der Außenwelt vermitteln half, zu besorgen, und mit Weiterem — so sagte sie dem erstaunten Wolfgang — müsse er warten, bis neue Capitalien ins Haus kämen.

Also richtete sie allmählich die Wohnung des Nachtwächters auf das traulichste ein und war überhaupt in der kleinen Wirthschaft Alleinherrscherin geworden, denn sie wußte es viel besser, wie es Wolfgang gerne hatte, als er selbst und sie besaß die ihm mangelnde Thatkraft, Alles darnach einzurichten.

In einer schwarzen Herbstnacht war's, als der Nachtwächter, der durch eine Seitengasse des Dorfes ging, aus dem Häuslein des Dachdeckers Rochus ein Kind weinen hörte. Er stand still und horchte. Das Kind mußte schon lange geweint haben, das Stimmchen war schon so heiser und konnte nur mehr stöhnen; es schien allein zu sein in dem dunklen Hause — und vielleicht auch auf der weiten Welt. Ich glaube Dir's, guter Wolfgang, daß Dich das gepackt hat, auch ich weiß nichts Herzbetrübenderes, als ein in Seelenschmerz weinendes Kind. Endlich ward das Schluchzen immer leiser und es schien einzuschlafen. Der Nachtwächter ging weiter.

Am nächsten Morgen, als er nach Hause kam, stand hinter der Thür auf einem Schemel die Pepita, machte ihm geräuschlos die Klinke auf und flüsterte ihm zu, er möge ganz leise auftreten, es schlafe.

In der Stube auf der Polsterbank war ein Bettchen hergerichtet und darin schlummerte ein blasses Kindlein. Bisweilen kam noch plötzlich ein Athemstoß, wie es zu geschehen pflegt, wenn Eins lange und schwer geweint hat.

Wolfgang schaute fragend drein, was das für ein Wunder sei? O einfältiger Nachtwächter, jedes Kind ist ein Wunder. Und Wunder, je größer sie sind, desto einfacher. Pepita zerrte ihn am Saume der Jacke hinaus in die Küche, um mit voller Stimme erzählen zu können, denn das Leisesprechen kam ihr schwer an.

Im Häuslein des Dachdeckers Rochus war die Nähterin Josefa zur Miethe gewesen. Sie war die Witwe eines im Ebenseer Salzbergwerke verunglückten Knappen. Diese Josefa hatte Tag und Nacht genäht, um sich und ihr Kind zu ernähren, und diese Josefa war jetzt gestorben. Am frühen Morgen des angedeuteten Tages war das zweijährige Kind, erschöpft vor Weinen und vor Anstrengung sie aufzuwecken, an der Brust der todten Mutter gefunden worden. Die alte Veronika — so hieß die Frau, welche zwischen Pepita und dem Dorfe den nöthigen Verkehr vermittelte — kam auch herbeigelaufen und hörte eine Weile zu, wie die Leute hin- und herriethen, was mit dem Kinde zu machen sei und wie es Eins mit klugen Worten dem Anderen zuschanzen wollte; dann aber nahm sie das schlafende Waiselein und trug es davon. Das hatte Veronika früh Morgens, als sie mit der Milch kam, der Pepita erzählt und die Pepita hatte gesagt: „Bei Euch kann der Wurm keine Pflege haben, weil Ihr selbst nichts habt und Eurem Erwerb nachgehen müßt. Wir aber, mein Nachtwächter und ich, sind wohlhabende Leute; Wolfgang — ich merke es wohl — will schon lange so etwas haben. Das Kind kommt zu uns, geht eilig es zu holen."

Und zum Nachtwächter sprach Pepita nun dergestalt: „Herr! Du hattest damals geglaubt, Du trügest ein Kind nach Hause, dieweilen war es eine ausgewachsene Maid, mit der Du nichts anzufangen wußtest. Du hast mich aber bei Dir behalten und jetzt kann ich mich revanchiren. Das da drinnen ist wirklich ein kleines Kind und noch nicht zwei Jahre alt, es ist zu haben. Willst Du der Nährvater sein, so will ich die Mutter sein. So sind wir ein Paar und kostet weiter nichts. Das ist meine Meinung, hast Du eine bessere, so sprich."

„Was doch unsere Schulmeister gut glückwünschen können!" rief Wolfgang.

Wieso jetzt die Schulmeister d'ran kämen?

„Es wird noch nicht drei Tage her sein," erzählte er, „daß ich bei Gelegenheit, als ich seiner Frau die gestickte Haube hinübertrage, den Schulmeister angratuliere wegen seines kleinen Buben. Ich wünsche Dir halt auch bald einen Nachtwächter! sagt der Schulmeister. Nun da hätten wir ihn."

„So!" sagte die Pepita. „So!" sagte sie, „demnach wäre es auch diesmal wieder was Unrechtes."

Das kleine Waisenkind Rebekka blieb als Pflegling im Hause des Nachtwächters. Das nach außen hin so spröde und bei den Seinen so schmiegsame Herz Wolfgang's lebte sich rasch dem treuherzigen Kinde an und wurde selber eins. Dieses Mädel war auch wieder einmal Jemand, der sich aus dem Zwieäugl nichts machte, weder Scherz noch Spott, noch auch nur einen Gedanken.

Und Pepita, als sie die Freude Wolfgang's an dem Kinde sah, war innerlich sehr vergnügt. Ich glaube es wohl. Ich vermuthe sogar, daß sie bei der Geschichte ihre besonderen Absichten gehabt hat. Ein Weib, und es mag noch so winzig klein sein, ist doch immer noch ein kluges, schlaues Weib. Hatte sie nicht Furcht und Angst gehabt, Wolfgang möchte auf den Gedanken kommen, eine Leere seines Herzens, die sie mitunter wahrzunehmen glaubte, mit einer massiven Liebschaft, wenn nicht gar Heirat, auszufüllen? So trachtete sie ihm in dieser Ausfüllung zuvorkommen, und zwar auf eine ihr angenehmere Weise. Die Kümmernisse, die ihr als Hausfrau aus dem Kinde erwuchsen, machten ihr nicht bange; ja

sie, der man voreinst kaum eine andere Fähigkeit zutrauen wollte, als die, sich vom Pöbel angaffen zu lassen, ihr Nationale herzuplappern und ein paar vom Tanzmeister eingelernte Complimente zu machen, sie freute sich unbändig, jetzt nebst den Aufgaben der Hauswirthin auch die Pflichten der Mutter zu üben. Und sie that es auf eine so bewunderungswürdige Weise, daß die Leute, die davon hörten, einen großen Respect bekamen vor der kleinen Pepita.

Eines Tages drang der Pfarrer in ihr Haus. Sie empfing ihn artig, aber mit Würde; sie stellte sich — wie sie überhaupt gerne that, wenn sie mit jemand Erwachsenem sprach — so entfernt von ihm auf, daß sie nicht auffallend in die Höhe blicken mußte, und, obwohl sie Jedem ins Gesicht schaute, sie wußte sich stets eine Haltung zu geben, die mehr herablassend als emporschauend anmuthete.

So fragte sie den greisen Seelsorger, was ihr die Ehre seines Besuches verschaffe?

Da wurde der Pfarrer schier verlegen. Konnte sie doch den Verdacht schöpfen, daß er gekommen sei, um unentgeltlich einmal einen Zwerg zu sehen.

„Jungfrau Pepita," sagte er, „ich wollte eigentlich mit dem Nachtwächter Wolfgang sprechen; da er aber abwesend zu sein scheint, ich jedoch einmal hier bin, so nehme ich eine lange gewünschte Gelegenheit wahr, Ihnen, bei allem Respecte vor Ihrem wahrhaft braven Wirken in diesem Hause — ich bitte sehr, mich nicht mißzuverstehen" —

Da Pepita sah, daß der Pfarrer den angebotenen Platz nicht einnehmen wollte, so lange nicht auch sie sich setze, stieg sie vermittelst des Fußschemels in ihren Lederstuhl, in welchem sie alsbald mit allem Schicke einer Dame von Welt Platz nahm.

Der Priester setzte sich nun ebenfalls und fuhr mit einigem Unbehagen fort: „Ich habe als Seelsorger die Obliegenheit, und ist ein Gesetz da —"

Er blieb stecken. Als er sich dieses Haus, in welchem so heiliger Frieden athmete, das Heim des einst so ruhelosen, krankhaft erregten Wolfgang ansah, das von aller Welt verlassene Waisenkind, das dort im Bettchen schlummerte, das zierliche Zwerglein in seinem dunkelblauen Kleide und mit dem heldenhaften Herzen — ja freilich, da blieb dem alten Priester das Wort in der Kehle stecken und er beschloß, das, was er zu sagen gekommen, ungesagt zu lassen. Aber fortgefahren mußte werden an der einmal begonnenen Unterhaltung, und so fuhr er fort:

„Jungfrau Pepita! Um mich kurz zu fassen: verdienstvolle Männer pflegen von der Gesellschaft, vom Staate öffentlich ausgezeichnet zu werden. Das selbstlose Walten und Beglücken einer edlen Frau beachtet man nicht. Ich fühle als Seelsorger aber nicht blos die Pflicht, in meiner Gemeinde Fehler zu rügen, Mißstände abzuschaffen, sondern auch die angenehme Aufgabe, schöne Verdienste anzuerkennen. Und diese Anerkennung Ihnen auszusprechen, Ihnen zu danken für alles Gute, das Sie zweien meiner Pfarrkinder erweisen, hat es mich schon lange gedrängt."

Er erhob sich und reichte ihr seine Hand, in die sie ihr zartes Pfötlein legte. Und das war auch schon der Abschied.

Ich weiß es nun wohl, warum der Pfarrer in das Haus des Nachtwächters getreten war. Die Seelsorger halten es ja für ihre Gewissenssache, in ihren Sprengeln kein Concubinat zu dulden. Als der würdige Pfarrer von Steinau wahrnahm, daß es keins war, konnte er die Stimme seines menschlichen Herzens um so offener sprechen lassen. Mir hat

es später der Pfarrer selbst erzählt, daß er in seinem Leben kaum jemals in einer Situation gewesen sei, in welcher er sich mit seiner gewiß schönen Mission so klein vorgekommen, als damals vor der Zwergin.

Wie friedlos und wandelbar es auch zugeht auf dieser Erde, so hat doch fast jeder Mensch — auch der ruheloseste — einmal eine Zeit, wo sich nichts ereignet und nichts aufstaut, wo das Leben gleichmäßig und seicht hinfließt wie ein Strom im Flachland, bis er endlich oder plötzlich zu Wirbeln, Felsengen und Katarakten kommt.

Ein solches Flachland begann nun auch für den Nachtwächter Wolfgang. Er waltete seines Amtes, durchstrich zur Nachtzeit wachsam das Dorf; einen Theil des Tages verschlief er, den anderen verbrachte er scherzend und kosend mit der gedeihenden Rebekka, mit kleinen häuslichen Arbeiten in Stube und Stall. Ja, ein Ställchen hatte er sich gebaut und zwei Ziegen hielt er sich, welche er fütterte und welche die kleine Pepita täglich dreimal molk. Pepita war voller Umsicht, Sorgsamkeit und Regsamkeit, Entschlossenheit und Munterkeit und hielt das ganze Hauswesen im sicheren Geleise. Ein Weilchen waren sie ganz gleich groß, die Pepita und die Rebekka; die Eine aber ernst, gemessen, auf Anstand und Sitte haltend, die Andere das vorwitzigste, tollste Kind, springend, jauchzend, übermüthig Alles drunter- und drüberkehrend und wieder sanft und treuherzig zum Entzücken. Bald wuchs Letztere über Erstere sachte empor. „Von der Kleinwinzigkeit aus an mir vorbei und der Welt zu!“ wie Pepita sagte.

Als Rebekka in die Schule ging, huben die Leute von ihrer Schönheit an zu sprechen, dem Wolfgang gab das einen

Druck ins Herz, ohne daß er selbst wußte, warum. Es wird wohl auch die Freude drücken. Mit den Dorfleuten lebte er nicht mehr auf so gespanntem Fuße wie anfangs; das „Zwieäugl“, von dem er sich eingebildet, es mache ihn lächerlich und in Gesellschaft unmöglich, wurde weiter kaum mehr beachtet. Aber Wolfgang hatte sich die Zurückgezogenheit und Ungeselligkeit so sehr angewöhnt, daß er den Leuten instinctiv auswich und die Hutkrämpe scharf über die Augen herabbog, wenn er tagsüber durch das Dorf ging. —

Zur Zeit etwa, als Rebekka das zehnte Jahr erreicht hatte, machte ich durch einen Zufall die Bekanntschaft mit dem Nachtwächter. Es war eine kleine Geschichte.

In einer Nacht sah Wolfgang im kleinen Hause des Geigen-Michels, das an der hinteren Ecke des Dorfes steht, durch eine Dachspalte des Obergeschosses Licht schimmern. Wolfgang wußte, daß im Hause kein Mensch außer dem Michel wohne, dieser aber im Erdgeschoß schlafe, klopfte daher dort ans Fenster, der Michel möge nachsehen, was im Obergeschoß vorgehe. Es regte sich jedoch nichts. Er rief lauter, er schrie — im Unter- wie im Obergeschoß blieb Alles still, der Lichtschimmer war fortwährend zu sehen. Als der Nachtwächter mit seinem Lärmen und Pochen an die Thür nicht enden wollte, rief der Nachbar herüber, der Michel hätte Abends zuvor seine Kuh davongetrieben hinüber nach Sanct Christof, wo morgen der Viehmarkt sei, er habe gesagt, er wolle sie verkaufen und zwei Kalben dafür heimbringen.

„Das mag er thun,“ rief Wolfgang, „ich will aber jetzt schnell den Gemeindediener haben und auch andere Leute und Zeugenschaft, im Hause des Michel ist Licht. Es muß ringsum bewacht und es muß eingedrungen werden.“

Die Leute erschienen, die Thür wurde erbrochen, mit Gewehr und Speer bewaffnet stiegen sie in die Dachstube hinauf. Kein Mensch war im Hause, aber in der Dachstube brannte mutterseelenallein eine Kerze, die in einem Gewirre von Stroh stak. Die Kerze war schon tief niedergebrannt und hatte gar nicht mehr weit zum lockeren Stroh, das nebenhin in größerem Vorrath geschichtet lag.

„So!" sagte Wolfgang, „da sehet einmal! So brennen die Häuser nieder und dann weiß kein Mensch, wie es geschehen ist."

„Der Michel hat sich erst vor kurzer Zeit in zwei Feuerversicherungen eingezahlt," wußte Einer zu berichten.

„Das stimmt," sagte der Nachtwächter, „so wollen wir dem Manne nun einmal einheizen, wiewohl er es uns Anderen gern gethan hätte. Und Dich, Du zartes Lichtlein, wollen wir jetzt ausblasen; fünf Minuten später, und Du wärest unser großer Herr geworden."

So verlief die Gefahr. Aber am nächsten Morgen sandte der Gemeindevorstand seinen Knecht hinüber nach Sanct Christofen, um den Geigen-Michel zu suchen. Der Knecht war ein geriebener Knoten. Er fand den Michel nicht auf dem Viehmarkt, denn die Kuh war schon verkauft, und mit dem Kalbenkauf schien es keine Eile zu haben. Er fand den Michel beim Wirth, wo Tanzmusik war, dort strich er die Geige, wie er es bei Kirchweihen und anderen Dorffesten gerne that und wovon er den Namen trug.

Als der Knecht ganz verstört auf den Tanzboden trat, ließ der Michel den Fiedelbogen sinken.

„Was geigest denn nicht weiter, Geigen-Michel?" fragte der Knecht, „weißt schon was? Ja? Nein? Nichts? So? — Nun, da will ich Dir was sagen. Erschrecken wirst. — In

der heutigen Nacht — so hört doch einmal zum Springen auf, Ihr tollen Sakermenter! Es geht Alle an, wenn ein solches Unglück geschieht! — In der heutigen Nacht ist Steinau niedergebrannt!"

Sie erschraken und erblaßten. Der Michel erschrak am meisten, blieb aber bei gesunder Farbe.

„Und weißt, Michel, wo das Feuer entstanden ist?"

„Auf meinem Herd hab' ich Alles abgetödtet, ehvor ich weg bin, Alles, d'rauf lege ich ein Jurament ab!" So rief der Michel.

„Auf dem Herd, das glaube ich Dir!" sagte der Knecht.

Nun erst wurde auch der Michel blaß.

„Geigen-Michel!" sagte der Knecht. „Du hast die Nachricht erwartet!"

„Wie so denn? Wer kann was beweisen?"

„Es ist klar."

„Wieso klar?"

„Hast uns doch Du selber ein Licht aufgesteckt! — Gottlob, Du hast auf den heiligen Florian vergessen. Steinau steht noch, Dein Häuselein auch noch; aber ich rathe Dir, daß Du Dich nicht mehr persönlich davon überzeugst; es möchte Dir sonst schlecht gehen."

Ganz so soll er gesprochen haben, wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, es ist ja in der ganzen Gegend nachgesagt worden. Hierauf ist Commission gehalten worden über den Fall und da hat das Gericht auch mich beigezogen. Ich ließ mir den Hergang vom Nachtwächter erzählen.

Bei dieser Gelegenheit hatte er mich angesprochen, daß ich ihm seiner Haushälterin und seines Kindes wegen Einiges zu Papier bringen möchte. Es war so etwas, wie ein Testa-

ment, das wir aber hinter dem Kellerhause in dem Holzschoppen unerhört heimlich verfaßten.

„Ich dächte, Sie sollten eher ans Heiraten denken als ans Sterben," hatte ich ihm dabei zugemunkelt.

„Vielleicht thue ich das auch und darum mache ich jetzt meinen letzten Willen."

Also ein Schalk war's. Und Schälke gefallen mir, wenn sie harmlos sind. Was sein Testament anbelangt, so hat es selten ein Erblasser seinen Erben so herzensgut gemeint als Wolfgang der kleinen Pepita. Leider hat diese ihr lebenlang nichts davon erfahren.

Mich interessirte der originelle Mensch und auch er zeigte gegen mich keine Abneigung. Es fügte sich, daß wir uns öfters sahen, bis ich ihn einlud, wenn er einmal in die Stadt hinabkomme, sich in meiner Wohnung anzumelden. Da vertraute er mir, daß er nicht gerne unter Leute gehe, seines Fehlers wegen. — Bei der Zurückgezogenheit blieb er, nur mir war er anhänglich. Ich hatte ihm einmal vorgeschlagen, daß er zur vollkommenen Beruhigung seiner selbst mattgefärbte Augengläser tragen möge. Das war's aber nicht mehr — das schien er doch endlich hinter sich zu haben — freilich erst, nachdem ein Leben verspielt war. Oft hielt ich auf meinen Spaziergängen bei ihm Rast, scherzte mit der Rebekka, ließ mich von der Pepita bewirthen und Wolfgang erzählte mir Mancherlei aus seinem Leben und aus seinem Herzen.

Rebekka war mit vierzehn Jahren ein erwachsenes Mädchen. Da kam es vor, daß sie mit einem Korb über Feld ging und daß, wenn sie zur Stelle kam, wo ihre Rüben oder Kohlköpfe, oder Kartoffeln zu ernten waren, aus dem Korbe die Pepita hervorkroch, und sofort klug und

geschäftig die Arbeit anordnete, die dahier zu verrichten war, und auch selbst mitthat.

Und war das Tagewerk vollendet, so stieg sie — vor Allem, um sich vor begierigen Blicken und besonders vor den Rotten der rohen Schuljugend zu schützen — wieder in den Korb und die Rebekka trug ihre Hausmutter heimwärts und trillerte unterwegs etwas Munteres.

Da war es eines Tages im Spätherbst. Die Fluren lagen noch in ihrem blassen Grün, aber auf den Bergen sah man Schneegestöber und mehrmals ging ein Strich mit tanzenden Flöcklein über die Gegend von Steinau dahin.

Da wurde der kleinen Pepita, die heute im Kellerhause allein war, bange um die Rüben. Der Wolfgang und die Rebekka sind oben auf dem Acker und heimsen mit Fleiß schon seit der Mittagsstunde Rüben ein, aber sie können vor dem Finsterwerden nicht zu Rande kommen, und morgen ist Alles eingefroren und eingeschneit, und die Gottesgabe, an der sich den Winter über Menschen und Ziegen atzen sollten, muß in der Erde verderben.

Die Pepita wickelt sich in ihr wollen Umhängtüchlein, verschließt das Haus und will auf den Acker gehen, ihren Leuten zu helfen im Rübenausnehmen. Wie sie über den Dorfrain hingeht und hinausschaut auf den niedersinkenden Winter, schlägt es auf dem Thurm zwei Uhr. Bald darauf hört sie die Folgen davon, das Lärmen der Kinder — die Schule ist aus. Die Knaben — es giebt halb erwachsene, wildzerzauste Burschen darunter — balgen, bewerfen sich mit gelben Krautblättern, die von heimsenden Karren abgefallen auf dem Wege liegen, reißen Einer dem Anderen die Haube vom Kopf — es sind wilde Rangen. Plötzlich schreit

Einer: „Das Zwergl! das Zwergl!“ Sie haben die am Raine dahinhuschende Pepita gewahrt. Diese hebt an zu laufen, aber die Jungen rasen ihr johlend nach. „Das Zwergl!“ Sie wollen es einfangen. Das Zwergl, nach welchem ihre Neugier, ihr Uebermuth schon so lange gestanden, das fabelhafte Thierlein, sie wollen es fangen. — In Todesangst eilt Pepita dahin. Das Dorf ist schon weit hinten, das Rübenfeld ist noch weit oben und von einem Bergrücken verdeckt. Auf den Aeckern nirgends ein Mensch zur Hilfe und die Meute kommt ihr immer näher. Da schlägt sie ihre Richtung gegen den nahen Wald ein, um sich verstecken zu können; die Rangen laufen ihr nach, wie eine wilde Jagd, das dürre Laub raschelt und stiebt auf dem Boden.

Zwischen den Eschen her guckt das Leuchten ihres rothen Tuches. Da werden sie ganz toll vor Lust.

Lange hallt im Walde noch das Geschrei, in ferneren Höhen und Niederungen verhallt es. Erst als der Abend dunkelt und das Schneegestöber dichter und wirbelnder wird, kommen die Jungen zu einzeln am Waldesrand hervor und ziehen sich auf Umwegen dem Dorfe zu.

Als der Wolfgang und die Rebekka mit ihren Rübenkörben schwer beladen nach Hause kommen, finden sie die Thüre verschlossen und im Stübchen meldet sich trotz alles Rufens keine Pepita. Wolfgang kriecht aufs Dach und oben zur Lucke hinein. Sie ist nicht da. Im Dorfe weiß man nichts von ihr, endlich aber sagt ein Bauer aus, sein Schulknabe hätte am Nachmittag die Kleine gesehen, wie sie am Rain dahingelaufen sei. Sie habe sich wahrscheinlich in den Wald verlaufen. Aehnliches sagen auf scharfes Befragen auch andere Zeugen aus, und Einer gesteht, er wäre dem Zwergl nachgegangen, um es heimzuführen, aber es sei

finster geworden und er habe es im Walde nicht mehr gefunden.

Jetzt ist Alles auf, um die Pepita zu suchen; mit Fackeln und Laternen ziehen die Leute von Steinau in den Wald hinaus, und der Wolfgang und die Rebekka weit, weit voran. Durch die entlaubten Buchenbestände braust der Wind, bläst der Schneestaub von den Aesten in die heißen Wangen der Suchenden.

Sie haben vergebens gesucht und gerufen. In allen Häusern der Umgebung wurde zugefragt, nirgends hatte man die Kleine gesehen. Daß gegen Abend des vergangenen Tages eine Truppe von Vagabunden und Gauklern die Straße zog, das wußte Einer und der Andere zu erzählen. So wollten Manche vermuthen, in der Zwergin sei wieder der Drang nach dem Vagabundenleben wach geworden, der in Keinem, welcher es je genossen, ganz ersterbe, und sie habe sich zu den Gauklern geschlagen. — Wolfgang's Ueberzeugung war, sie sei gewaltsam geraubt worden.

Trotzdem ging er am nächsten Tage wieder in der Gegend herum und suchte. Im Schnee waren die Spuren der Hasen und Füchse, aber kein Menschentrittlein. Wenn er nach Hause kehrte, so meinte er, sie müsse wieder daheim sein, am Herde auf- und niedersteigen oder im Lederstuhl sitzen und sticken. Aber die kleine, arbeitende, sorgende Hausmutter war nicht da; nur die Rebekka arbeitete, ordnete herum, tröstete ihn und weinte, wenn sie allein war.

So hatten sie das kleine, treue Wesen verloren, und es blieb unbegreiflich.

Es ging in den schweren Winter hinein und im Kellerhause war es traurig.

Aber in dem stillen Leide wuchs Wolfgang's Herz an die Rebekka. — Rebekka war erwachsen, war mild und frauenhaft, und voll Mitleid und Zartsinn für ihn, und verstand es, ihn mit heiteren Liedern und anderen frohen Dingen mitunter aus seiner Schwermuth zu reißen. So viel in ihren Kräften stand, trachtete sie ihm in Haushalt, Pflege und Geselligkeit den Verlust zu ersetzen. Sie war schön und nahte ihrem siebzehnten Jahre.

Allmählich verlor sich an Wolfgang ihr gegenüber der väterliche Ton, er wurde brüderlich, vertraulich.

„Du sollst mich nur Wolfgang nennen," bat er sie eines Tages, „Dein Vater könnte ich ja doch nicht sein."

„Mir ist es recht," sagte Rebekka, „der Vater ist mir nie recht abgegangen, aber wenn ich einen Bruder hätte, der mit mir gut wäre, und sich meiner annehmen wollte, wenn sich Unsereins nicht aus weiß, und dem man Alles, Alles sagen könnte, und sich auch auf ihn verlassen, und ihm so eine rechte Schwester sein, das — habe ich mir oft gedacht — das wäre ein Glück."

Wolfgang nahm jede Gelegenheit wahr, ihr kleine Freuden zu machen. Als sie am Morgen des Nicolaustages — da nach Landesbrauch die braven Kinder beschenkt werden — aufwachte, fand sie um ihren Hals und Nacken etwas Kaltes, Rieselndes. Ein Silberkettlein war es, das er ihr im Schlafe umgehangen. Wie ich den Wolfgang gekannt, muß er bei dieser Verrichtung bis ins Herz hinein gezittert haben.

Kurz vor Weihnachten hat er mich in der Stadt besucht. Als er in meinem Hause die heimlichen Anstalten zum Christbaum merkte, kam es ihm bei, er wolle auch seiner Rebekka einen Christbaum stellen. Er kaufte sofort Backwerk ein und goldene Nüsse und Kerzen, und einen Kleiderstoff aus

echter Wolle, mit dunklem Grund und kleinen, tiefrothen Blümlein.

Dann ging er nach Hause und nahm die Axt und schlich sofort wieder davon. Im Laubgehölz standen nur wenige Fichten, davon waren die meisten zu groß oder verkrüppelt. Nur eine stand in der Mulde, hatte aber eine so dicke Schneehaube auf, daß ihr Astwerk nicht genau zu sehen war. Wolfgang sucht hin und her, findet nichts und kehrt wieder zur kleinen Fichte mit der Schneehaube zurück. Er schüttelt den Schnee ab und sieht den schönen Wipfel mit den dunkelgrünen gekreuzten Zweigen. Er gräbt zu Boden, um ihn am Fuße abzuhauen. Da sieht er im Schnee ein Stück Gewand — da hockt im Frost erstarrt und schneeweiß im schlafenden Gesicht — das Zwerglein.

Das Bäumchen ließ er stehen. Die Pepita hat er nach Hause getragen.

Am anderen Tage wird der Sägemeister aus dem Kaltenbach gerufen, daß er einen kleinen Sarg mache.

Der Bernhard arbeitete damit spät in die Nacht hinein, als Wolfgang mit Spieß und Laterne schon auf der Gasse umging. Rebekka leuchtete ihm mit Kerze oder Kienspan bei der Arbeit, denn sonst wäre die Ampel, die draußen auf der kalten Bank beim Leichlein brannte, im Kellerhaus der einzige Schein gewesen.

Während Bernhard hobelte und fügte, mußte ihm das Mädchen von der kleinen Pepita erzählen aus der Zeit, da sie noch lebendig war. Hingegen wußte er ihr zu sagen, daß von den Bauernjungen mehrere gestanden hätten, wie sie an jenem Herbsttage das Zwerglein in den Wald gehetzt. Als Rebekka von solcher Gewaltthat hörte, und wie sich das

arme, geängstigte Wesen wohl zu Tode gelaufen, da begann sie herzerschütternd zu weinen. Der Bursche wollte sie trösten, dabei versagte ihm die Stimme, und als sich die beiden ins Gesicht schauten, thaten sie es durch zitternde Thränen und es war seltsam . . .

Am nächsten Tage, als Pepita bestattet war, kaufte sich Wolfgang eine schwere Pistole zur Schutzwaffe für sein Haus. Missethäter waren es gewesen, die ihm seine Hausgenossin geraubt hatten. Ueber die Jungen kam ein herbes Gericht, aber die Bitterkeit, die nun im Gemüthe des Nachtwächters gegen die Menschen, ja wohl auch gegen die Kinder aufzuquellen begann, war nicht mehr zu stillen. Er wurde noch verschlossener, enger und enger wurde der Kreis seines Denkens und Empfindens, und in diesem Kreise stand Niemand mehr, als Rebekka.

Wenn sie Sonntags in der Kirche war, oder gar mit anderen jungen, frohen Menschen über die Felder ging — sie hatte ja doch wenig Erheiterung, er wünschte ihr jede gute Stunde dreifach und neunfach — so konnte er ihre Zurückkunft kaum erwarten.

Auch Rebekka war in letzter Zeit stiller und ernsthafter geworden, sinnender, träumerischer fast, als es sonst in ihrem Wesen lag, aber womöglich noch liebevoller gegen Wolfgang, den Bruder. Sie spielte oft mit Blumen, dann stand sie wieder verloren an der Thür und blickte in die leere Luft hinaus, und wenn sie zu ihm sprach, war das so innig. —

Da kam ihm der Gedanke, ob in ihr nicht etwa die Liebe aufgegangen sei. Sie hat ja auch Niemanden auf der Welt, als ihn. — Es wird wohl Zeit sein, daß sie sich endlich verständigen.

Es ging noch der Winter hin, sie lebten beisammen, wie sonst, und Keines hatte den Muth, sich dem Anderen zu vertrauen.

Im Frühlenz war Rebekka's Geburtstag. Wolfgang theilte ihr schon einige Tage früher mit, daß sie in diesem Jahre den Tag anders begehen wollten, als sie es sonst gethan hätten. Er wisse wohl, daß es nicht mit ihm und nicht mit ihr so fortgehen könne, und er ahne, daß auch sie etwas auf dem Herzen habe; er errathe es schier, was es sei. Weiter sage er nichts, als sie möge sich vorbereiten auf ihren Geburtstag. Sie sprang wie ein munteres Hündchen an seine Brust und gab ihm einen Kuß.

Nun sann er auf ein würdiges Geschenk und bemerkte aus mancherlei schalkhaften Heimlichkeiten, daß auch sie des nahenden Tages gedachte.

Glückliche sind abergläubisch und so berührte es den Nachtwächter fast unangenehm, daß an diesen Tagen mehrmals der Sargmacher am Kellerhaus vorüberging. Im Grunde war's aber kein Sargmacher, sondern der Sägemeister von Kaltenbach, der aus seinen Brettern den Sarg für die kleine Pepita nur aus Gefälligkeit gezimmert hatte, weil der Schreiner zu den Weihnachts-Feiertagen bei Verwandten drüben in Gmunden auf Besuch gewesen. Der junge Sägemeister — er soll ja gerade wenige Monate früher das Holzgeschäft übernommen haben und genießt Ansehen bei den Leuten — ist ein ganz angenehmer munterer Bursche, den Wolfgang vielleicht auf die Hochzeit laden würde, wenn er die Ceremonie nicht ganz einfach mit Bräutigam und Braut, zwei Zeugen und dem Pfarrer abzumachen gedächte. Wolfgang hatte sich das Alles schon genau überlegt.

Für den Geburtstag ließ er im Hause des Stegbrunner's Spritzkrapfen backen, das ist die Lieblingsspeise der Rebekka. Ein Glas Wein darf sie auch nicht ausschlagen, sie trinkt zwar sonst keinen, aber das soll ein süßer sein. Andere Leute trinken sich in die Bruderschaft hinein; aber Wolfgang und Rebekka wollen sich aus der Bruderschaft hinaustrinken, und in etwas noch viel Innigeres hinein.

Am Morgen des Geburtstages, als Rebekka von der Messe nach Hause kam, stand auf dem Tische in einem weißen Porzellankrüglein ein großer Blumenstrauß, und durch das Fenster lächelte auf ihn still und in geheimnißvoller Freudigkeit die Sonne herein. Das Mädchen war heiter, aber ihre Mundwinkel zitterten und ihre Füße berührten den Boden kaum, so leise und leicht schwebte sie dahin.

Der Nachtwächter hatte seinen schwarzen Tuchrock angezogen und stand in Erwartung neben dem Lehnsessel. Was würde Pepita sagen zum heutigen Tag? — Wenn Rebekka aus der Küche mit dem Frühstück hereintritt, dann — in Gottesnamen!

Aber, wie sie schalkhaft ist, heute klopft sie an, bevor sie kommt.

„Nur immer herein, es wird ein schönes Mädel sein!" rief er, und es war ihm lieb, daß damit der drückende Ernst der Stunde gebrochen wurde.

— Zur Thüre herein trat der Sägemeister Bernhard im Feiertagsgewand, und mit schlichten Worten und mit treuherzigen Augen warb er vor Wolfgang um die Rebekka.

Gehört mußte der arme Wolfgang nicht viel haben von dem, was Jener sagte, ihm trat der kalte Schweiß auf die Stirne, er mußte sich niederlassen in den Lehnstuhl. Zur

offenen Küchenthür blickte er hilfesuchend hinaus. Dort im dunkeln Raum stand das Mädchen, die Wangen voll Rosen, die Augen voll Thränen, hielt sie ihre gefalteten Hände hoch empor: „Bruder, sag' Ja!"

Wolfgang trocknete sich die Stirne. Dann sagte er: „Sei so gut, Rebekka, reiche mir einen Schluck Wasser."

Als er den Schluck zu sich genommen hatte, als er den Beiden noch einmal ins Angesicht geschaut hatte und ihm nun Alles offenbar war — das Glück in den Augen, das Flehen an den Lippen — die ganze gewaltige Liebe, da richtete er sich auf und sagte mit heiserer Stimme: „Wenn Ihr Euch gern habt! Ich kann's nicht hindern."

Das Mädchen stürzte fast jauchzend an seine Brust, umarmte ihn, küßte ihn stürmisch.

Wolfgang wehrte traurig ab: „Kind, Du irrst Dich, ich bin nicht der Rechte. Da steht er."

Sie war nicht spröde und küßte den Bräutigam. Wolfgang sah es und schwieg.

Er blieb schweigsam, aber freundlich. Später, als sie beim Frühstück waren, sagte er plötzlich: „Es ist drollig — es ist sehr drollig."

Was denn drollig wäre? fragte die Rebekka.

Daß wir drei jetzt so beisammen sitzen.

Der Tag ging langsam hin und fast mit einer unheimlichen Feierlichkeit. Wolfgang wurde am Friedhof gesehen, am kleinen Hügel seiner Pepita.

Die nächsten Tage unterschieden sich äußerlich nicht von anderer Zeit, Rebekka jedoch meinte, es sei eine andere Luft, ein anderes Licht auf der Welt. Sie arbeitete im Hause mit doppelter Emsigkeit und doch war ihr jeder Tag wie ein

Sonntag. Wolfgang besorgte seinen Dienst mit gewohnter Gewissenhaftigkeit. In der Nacht zum Ostersamstage fiel es mehreren Leuten auf, daß der Nachtwächter eine so helle Stimme habe. So rief er gegen Morgen in der Nähe des Schreinerhauses ungewöhnlich laut und schallend den Spruch:

„Ihr Herren und Frauen laßt Euch sagen,
Der Hammer, der hat drei geschlagen,
Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht,
Daß kein Unglück geschicht!
's hat drei geschlagen."

Wenige Minuten darauf zuckte ein Blitz in die Fenster der Häuser. Eine Viertelstunde später erhob sich auf der Gasse ein Geschrei herbeieilender Leute.

Der Nachtwächter Wolfgang hatte sich erschossen.

— — — — — — — — — — — —

Man hat sich über den Selbstmord des Nachtwächters hoch verwundert und sind die unglaublichsten Gerüchte in Umlauf gekommen, warum er's gethan hätte. Eines davon war ehrenrührig und hätte mich fast bewogen, meine Wissenschaft mitzutheilen. Und doch habe ich es unterlassen, weil mir um das Herzensglück der lieben Rebekka bange war. Er schläft, ihm kann nichts mehr bei.

Zwei Tage vor seinem Tode war er bei mir gewesen. Er kam mir unstet vor und seine Reden gefielen mir nicht. Er war augenscheinlich gekommen, um mir etwas mitzutheilen und ging wieder hinaus, ohne es zu thun. Ich begleitete ihn wie gewöhnlich in das Vorzimmer und während er dort im Winkel herumtappte, um seinen Stock zu suchen, murmelte er:

„Ich hätte dem Herrn gern noch was gesagt."

Hierauf hat er mir die Geschichte mitgetheilt, wie er die Absicht gehabt hätte, die Rebekka zu bitten, sie möchte ihn heiraten, und wie ihm der Bernhard zuvorgekommen sei.

„Es ist wohl so besser,“ sagte er, „es ist für sie besser. Und von einem Menschen wie von mir ist es ein lasterhaftes Begehren, wenn er Weib und Kind haben will. Der Ursprung meines Unglückes ist dieses Aug', weil es grau ist; oder dieses, weil es braun ist. Das Zwieäugl! Ich bin ein verwunschener Mensch. Behüte Gott. Ich bin ein verwunschener Mensch.“

Er war fort.

Ich nahm mir vor, ihm recht bald einen Besuch zu machen, und dachte mir sehr vernünftige Worte aus, die ich zu seinem Troste sagen wollte. O, wie mancher kühn planende Mensch! da wünscht er und arbeitet und ringt und hofft — und muß sich zum Schlusse mit ein paar Worten begnügen, die ein Freund ihm als Almosen reicht.

Wolfgang hat auf meinen Besuch nicht mehr gewartet. —

Fortsetzung der Geschichte von den eifersüchtigen Leuten.

Ach, wie nehmen die im Bauernstande ihr Glück so schwer! Und wie nehmen die in den Herrenhäusern ihr Unglück so leicht! — Der gute Bernhard ahnt es nicht, wie es im Herrenhause so häufig zugeht. Hier ist das Glück der Ehe ja doch in höchster Blüthe, meint er. Sie zanken nicht, nicht schweben die Herzen zwischen Liebesinnigkeit und Todesverzagtheit — artig sind sie miteinander und schänden in still gewohnter Treulosigkeit Eins das Andere. Ehepaare sind's, die sich nichts weniger als unglücklich oder verworfen

fühlen, über die aber ein altes Gesetz das Henkerbeil geschwungen haben würde, wenn sie es etliche Jahrhunderte früher so getrieben hätten. — Zum Glücke sind trotz Allem, was da gemunkelt und geschrieben wird, diese „gar glücklichen" Ehen auf der Welt nicht allgemein. Wo noch schweres Herzweh ist, da ist auch noch Liebe.

Man hört über den Bernhard wieder recht häßliche Sachen. Vor Kurzem soll er sein Haus vor dem alten Oberpichler verschlossen haben. Der Oberpichler ist ein vierundneunzigjähriger Mann, den die Gemeinde zu verpflegen hat. Da er noch rüstig und munter ist, so wartet er in seiner Armenhauskammer nicht erst, bis die Gaben zu ihm herankommen; er nimmt sein Büchslein, wie er den Bettelstab nennt, und geht sie jagen. Er weiß allerhand schalkische Reime und lustige Sprüche, die er den Leuten zum Besten giebt, besonders ist er galant gegen die Frauen; den Jungfrauen wünscht er in gebundener Rede Männer, den Eheweibern kleine Junggesellen, preist die Eine ob ihrer „röserlrothen Wangenäpflein", lobt die Andere ob ihrer „heiligmäßigen Wohlthätigkeit", falls sie geizig ist, und ehrt den Einfältigen wegen seiner Weisheit.

Einmal auf der Straße bin ich ihm begegnet. Schon in der Ferne zieht er den braunen Hut ab, stellt sich demüthig an die Seite, wo der Schotterhaufen liegt, lacht mir mit seinem runden, frischen Gesichte entgegen und sagt in seiner gezogenen gröhlenden Redeweise: „Da kommt ein guter Herr. Das ist ein sehr guter, schöner, gnädiger Herr!"

Als ich merkte, daß er mit mir sprechen wolle, blieb ich stehen; er kam ehrerbietig einen Schritt näher und sagte: „Ich spreche so viel gerne mit braven Leuten. Gestern ist auch so ein feiner, gütiger Herr des Wegs gekommen, der

hat mir einen Sechser geschenkt, einen ganzen Sechser. Ich will fleißig beten, die reichen Stadtleut' haben eh' das Gebet der armen Spitalbrüder wohl vonnöthen."

Als ich ihm einen Sechser auf die Hand gelegt hatte, besah er ihn schmunzelnd und meinte: „Zweimal sechs wären zwölf, das möchte die christliche Seele an die zwölf Apostel erinnern."

Ich verstand die Anspielung und gab ihm den zweiten Sechser. Er beguckte nun beide und sprach: „Der Judas ist da wohl nicht dabei? Sonst müßte von dreißig Silberlingen die Rede sein."

„Nein," sagte ich, „lieber Alter, der Judas ist nicht dabei."

„Macht nichts," meinte er, „ich bin schon zufrieden, wenn's nicht mehr ist. Ich sag' fleißig Vergeltsgott."

Wandte sich hierauf gegen eine Schnapsschenke.

Wo er einem hübschen Mädchen begegnete, da vertraute er ihm gern, er hätte sein Lebtag noch kein so schönes Dirndl gesehen, als jetzt vor ihm stünde, es solle doch um Gottes Barmherzigkeit willen ein wenig still stehen, daß er es anschauen könne, wenigstens so lang, als es in den Kittelsack greifen und ein Gröschlein herausholen möge, mehr gäben die Weiber ohnehin selten.

Und so wußte der alte Schalk immer etwas zu sagen, und wenn auch Mancher vor ihm der Gespottete war, gram sein konnte ihm Niemand.

Dieser alte Oberpichler hatte eines Abends an die Thüre des Sägemeisters Bernhard geklopft und um Nachtherberge gebeten, denn das wußte er, der Bernhard und die Rebekka seien wohlthätige Leute.

Der Bernhard kam gerade von der Sägemühle heraufgegangen und fragte den Alten barsch, was er wolle.

„Ja," antwortete der Greis und krümmte sich auf seinen Stock gestützt zusammen, „weil mich der Herr und Meister schon so hart fragen thut, bei seinem schönen Weibel hab' ich mich wollen einschleichen."

Bernhard bedeutete ihm kurz und herb, er solle seines Weges gehen.

Der Oberpichler ging denn, aber am Gartenzaun blieb er noch einmal stehen, schaute auf das Haus des Bernhard zurück, und wie gerade ein Holzschläger vorbeiging, sagte er laut: „In diesem Häusel wohnt Einer, der fürchtet sich halt so viel, es möchte ihm auf seinem Kopf Gestäm (Hirschgeweihe) wachsen. Ich glaub' das nicht. Aber lange Ohren kriegt er, die Angst habe ich."

Der Ausspruch ist nicht übel.

Der Ehestand würde heutzutage viel weniger Herzleid haben, wenn er in der öffentlichen Meinung einen besseren Ruf genösse. Die Herren Schriftsteller an der Seine wollten angeblich durch „Aufdeckung der tiefen Schäden der Gesellschaft" Nutzen stiften, sie haben die zehn Procente unsittlicher Ehen so diabolisch klug benützt, um das ganze Institut, auf welchem das Wohl des Staates ruht und das Glück des Einzelnen die höchste Potenz erreichen soll, zu beschmutzen und zu entehren. Die Volksmassen mit dem Laster vertraut machen ist niemals gut; das Laster hat auf die meisten Menschen nicht eine abschreckende, sondern eine anreizende Wirkung. Ein Ungeheuer kommt uns nur ungeheuerlich vor, wenn wir es selten sehen; wenn es oft an unseren Augen vorüberzieht, gewöhnen wir uns an seinen Anblick. Es weiß ja Jedermann, was in der Welt das Beispiel, das Vorbild wirkt; wie kann man sich erdreisten zu behaupten, die

Schlechtigkeit im Drama, in der Erzählung nach der heutigen Art dargeſtellt, werde erſchüttern, reinigen, erheben!

Wie es im Ganzen, ſo iſt's im Einzelnen. Hauptſchuld an der inneren Friedloſigkeit des Sägemeiſters Bernhard und an ſeinem Benehmen gegen Rebekka iſt dieſer verfluchte Schwätzer, der Meßner zu Steinau. Sitzen ſie im Wirthshaus, und der Bernhard iſt ſo dumm und hört ihm zu. Der Meßner weiß von gar nichts Anderem mehr zu ſprechen, als von ſchlechten Weibern und gefoppten Männern. Dabei giebt ſich der alte Krüppel mit dem verſchmitzten Geſicht den Anſchein, er könnte Alles aus perſönlicher Erfahrung wiſſen, wenn er noch Luſt hätte, ſich mit den Evastöchtern abzugeben. Er habe aber genug an derlei trügeriſchem Glück, er halte ſich lieber an die Heiligen Gottes, auf die ſei ein Verlaß. Aber wenn man die Heiligenlegende durchforſche, Ehefrauen und Ehemänner würde man wenige finden, faſt lauter Jungfrauen, Prieſter, Einſiedler. Wer da aus den Büchern Moſis leſe, daß Gott an Adam und Eva die Ehe geſtiftet, der ſei verblendet; die Schlange auf dem Apfelbaum ſei die erſte Eheſtifterin geweſen, ſo wiſſe man, wem die Ehe zugehöre und was von ihr zu halten. Weiber, die ſo ſehr in den Eheſtand hineintrachteten, das ſeien nicht die Mannſüchtigen, das ſeien die Männerſüchtigen.

So lange ſoll er allemal ſchwätzen, der Gauch, bis der Bernhard plötzlich, wie von einer Tarantel geſtochen, auffährt und in den Kaltengraben rennt, um die arme Rebekka mit Eiferſucht zu quälen.

Vor wenigen Tagen ſoll der Meßner dem Bernhard einen ganz teufliſchen Rath gegeben haben. Ein Ehemann, der ſeines Weibleins wegen nicht im Reinen ſei, ſolle einen guten Freund anſtiften, daß er das Weiblein verſuche. Der

Ehemann solle in einem nahen Versteck sein, und ergebe sich was, solle er hervortreten und wäre dann Herr der Umstände.

Auf diesen Rath hätte der Bernhard dem Meßner ganz weichmüthig ins Gesicht gesagt: „Schau, Meßner, was Du für ein prächtiger Schurke bist!" wäre aufgestanden und davongegangen.

Einen Schurken kann er ihn recht gut heißen, und steht es ihm gar nicht übel an; aber daß er die Einflüsterungen des Gauches auch frisch abschütteln könnte, dazu ist der Bernhard zu wenig Mann. Das beißt sich hinein wie Scheidewasser in sein armes Herz. Wie Scheidewasser! — Bei den Landleuten kommt's nicht so weit, selbst im größten Unglück nicht.

Als der Sägemeister an demselben Tage in sein Haus zurückgekehrt, hätte er dort sein Weib nicht gefunden, nicht in der Stube, nicht in der Küche — nirgends.

Da sei er mit zu Berge steigenden Haaren zu den Häusern herumgerannt und habe voll Angst und Grimm gefragt, ob man sein Weib nicht gesehen? Gesehen nicht, aber gehört, wußte Jemand zu berichten, dieser Jemand sei am Sägemeisterhaus vorübergegangen und habe im Stalle ihre Stimme gehört, wie sie mit wem gesprochen.

Bernhard rasete nach Hause und stellte sie zur Rede, wer bei ihr im Stall gewesen.

„Mein Gott, kein Mensch! Wer soll denn bei mir im Stall gewesen sein?"

„Du hast mit Jemandem geflüstert!"

„Ich? Im Stall? Bist denn närrisch, Mann?"

„Siehst, Du leugnest, Du leugnest! das thun sie Alle, das ist mir gerade ein Beweis! Wer war bei Dir im Stall? Ich will es wissen!"

„Gut, so will ich Dir's auch sagen: Die Kuh war bei mir im Stall. Die habe ich gemolken und vielleicht laut dabei geschwatzt!"

Ein vernünftiger Mensch, der mit dem Thiere spricht, das war freilich eine schlechte Ausrede. Und doch weiß es Bernhard so gut, als es Rebekka weiß, als es ich weiß, als es irgend Jemand weiß, wie oft Bäuerinnen beim Melken mit den Kühen laut sprechen, und daß die Thiere an solches Sprechen gewissermaßen schon gewohnt sind und dabei um so lieber die Milch lassen.

„Rebekka!" soll Bernhard mit gehobenem Arm drohend gerufen haben „ich will Dir noch einen Herrn zeigen!"

— Er peinigt sie, weil er sie liebt. — Es giebt solche Thoren.

Jeder Mann bedarf, wenn auch nicht gleichzeitig, so doch hintereinander, zwei Dinge, um klug zu werden; ein gutes Weib und ein schlimmes. So wird der Meßner — er mag noch so schlau sein — kaum jemals klug werden, denn er soll nur das letztere kennen lernen. Er zappelt schon, wie man hört.

Er wird's aber sehen: Richtet die Frau das Haus ein, so fällt das Ehebett nach ihrer Körperlänge aus. Nun, der gute Meßner gründet sich eben auch ein Haus, um auf der Welt einen sicheren Platz zu haben, wo er nicht sein eigener Herr ist.

Der Ehestandsfresser hat Eine aus Sanct Christof herüber geheiratet, die Trutz-Liesel. Wegen des Geldes, das sie hat. Es ist schade d'rum, daß er nicht eifersüchtig ist; man möchte ihm die Pein, die er Anderen angethan, fast gerne gönnen. Er ist dagegen gefeit, weil er auf Alles gefaßt ist.

Ich bin ein Thor, daß ich mich noch um solche Sachen kümmere. Aber man zerstreut sich doch gerne auch ein wenig, und bei jeder Komödie wünscht man noch vor Schluß, daß der Schuldige bestraft werde.

Wenn's wahr ist, so ist das ungeheuerlich. Noch lange kein Jahr ist vergangen, seit sie beisammen sind. Und Solches! Was wird das noch werden mit diesen Leuten!

Im Hintergelaß des Sägemeisterhauses ist eine kleine Kornkammer. Auch etwelche Speck- und Fleischvorräthe sollen darin aufbewahrt werden. Die Kammer hat ein paar ganz kleine Fenster, die extra noch durch ein doppeltes Kreuzgitter verwahrt sind, daß nicht einmal die Begehrlichkeit der Strolche, geschweige sie selber hineinschlüpfen könnten. Man hat in den Bauernhäusern gerne so eine feste Burg und kleine Schatzkammer. Nun hat aber der Bernhard aus seiner Kornstube eine wahrhaftige Schatzkammer gemacht — sagt man.

Auffallend war mir schon, daß er wieder allein herumgeht, und wollte ich ihn das vorigemal schon fragen, ob sie denn nicht etwa krank sei? — Aber, wer kann sich bei diesem Thoren nach derlei erkundigen, ohne daß man ihn in Aufruhr bringt.

Er soll erfahren haben, daß vor ihrer Verheiratung der Rebekka ein junger Mensch viel nachgestellt habe. Das war frisches Oel ins Feuer. — Der junge Mensch kann ihr auch jetzt noch nachstellen, selbst wenn sie an seiner Seite ist; er kann sich im Busch, unter den Sägespänen versteckt halten und die unbewachte Minute benutzen.

Jetzt soll der Bernhard sein Weib eingekerkert halten und nächtlicherweile manchmal mit geladenem Gewehre ums Haus herumschleichen.

Ich muß mich erst überzeugen, ob's wahr ist. Wenn's wahr ist, dann stehe ich für nichts. So viel vermag ich noch, daß ich das arme Wesen vor dem Unmenschen beschütze! Wer sein Weib auf solche Weise verfolgt und peinigt, der ist aller Rechte verlustig. Er ist ihrer nicht werth. Ich werde sie vor ihm in Sicherheit bringen — denn endlich reißt mir die Geduld. Demnächst fahre ich nach Christofen, um dort für diesen Sommer meinen kleinen Bergfrieden abzuhalten.

Von dort aus werde ich meinen Feldzug gegen den Tyrannen ins Werk setzen.

Ich bin in Christofen.

Es ist zu nett, was sich gestern da drüben auf der Niederalm ereignet hat. Es ist ein heiteres Gericht Gottes, das plötzlich über diesen Meßner von Steinau hereingebrochen. Als ich hinüber wollte in den Kaltenbach, um meine Erkundigungen einzuholen, kam ich fast zurecht und habe über die Niederalm hin die Procession noch laufen gesehen. Doch, die Geschichte will erzählt sein, und ich habe Zeit dazu, denn mein Plan gegen den Sägemeister kann erst in acht Tagen ausgeführt werden, und einstweilen bedarf ich des Gerichtes auf der Niederalm, um meine Ungeduld zu zähmen.

Also denn.

Die Steinauer rüsteten sich schon seit drei Wochen zu einer Wallfahrt nach Zell. Der Meßner vor Allem war dazu der Anstifter, und man sagt, daß er nur deshalb so sehr der lieben Frau zugestrebt habe, um der unlieben zu entkommen. Denn mit der Trutz-Liesel soll er nichts zu

lachen haben. Und vier bis fünf Tage sich ausschnaufen können, das ist unter solchen Umständen nicht zu verachten.

Aber, ehedem die Steinauer abzogen, erhob sich ein Streiten.

Es ist sonst, daß auf Wallfahrtsstraßen Keiner die Fahnenstange tragen will; die Fahne selbst wird unterwegs ohnehin zumeist in großer Blechbüchse von einem Zweiten getragen und erst zum feierlichen Einzug in die Wallfahrtskirche auf die Stange gehißt. Nun war es, daß die Steinauer eine alte Wallfahrer-Fahne gehabt hatten, die ursprünglich grün gewesen, später aber in allen Farben so arg geschillert hatte, daß es selbst den Frauen auffiel, so daß sie sagten: „Viel lieber thäte ein Christenmensch mit dem Kreuz (der Procession) gehen, wenn der alte Fetzen nit vorauswacheln thät. Schamen muß man sich unterwegs."

„Ist kein anderes Mittel, als wie Geld hergeben," sagte hierauf der Kirchenpropst einmal. „Wenn Eure Manner im Jahr um ein paarmal seltener mit einer Fahn' (einem Rausch) aus dem Wirthshause gingen, so kunnten wir schon lange eine neue Wallfahrer-Fahn' haben. Wenn's auch eine heilige Sach' ist, kaufen muß man sie doch mit Geld."

„Wenn der Kirchenpropst das Maul aufthut," versetzte Einer, „so kostet's allemal Geld. Aber recht hat er, und am nächsten Sonntag wird in der Kirche mit einem Zinnteller gesammelt für eine neue Fahn'!"

„Wird nit viel abgeben," sagte ein Anderer, „in die Kirche nimmt der Mensch nur Groschen mit. Im Wirthshaus sammelt, dort hat er die Thaler bei sich."

So ist gesammelt worden und so ist zu Steinau eine stattliche, rosenrothe Wallfahrer-Fahne mit dem Bildnisse der lieben Frauen angeschafft worden.

Das war Alles brav. Aber, als sich nun die Schaar nach Zell zusammenthat, da erhob sich ein böses Streiten. Von Dreien oder Vieren, die als „Himmeltrager" oder „Windlichttrager" bei festlichen Anlässen mitthaten, wollte Jeder die neue Fahne tragen. Sie wollten die purpurne Seide nicht in der Blechbüchse vergraben halten, in freien Lüften sollte sie wehen, daß alle Dörfer, an denen sie vorüber zögen, ihre frischrothe, bebänderte Frömmigkeit recht sollten bewundern können.

Um das Zustandekommen der Procession hatte sich der Meßner verdient gemacht, aus schon angedeuteten Gründen. Nun nahm er aber mit Schrecken wahr, daß sein Weib auch fromm war und die Reise nach Zell ebenfalls mitmachen wollte, daher hielt er sich an die Fahnenstange, obwohl er sonst kein Freund von ihr war; auf diesem Wallen sollte sie ihn absondern und beschützen, denn der Fahnenträger geht voran und die Weiber gehen hinten.

Als die Männer vor der Steinauerkirche nun so im Warteln waren, welcher von ihnen das Heiligthum vorausstragen sollte, erhob der Kirchenpropst das Wort und sagte so:

„Wisset Ihr auch, Manner, was es um das Fahnentragen für eine Sache ist? Wisset Ihr das? Da heißt's nicht etwa den langen Stecken über die Achsel nehmen, wie eine Heustange, nicht etwa die Seiden und Bänder hinten nachflantschen lassen. Du heißt's nicht so leichtsinnig sein, wie es einstmals dem Christofer Fahnentrager passirt ist, der früh Morgens in einem Einkehrhaus aufbrechend, schlaftrunkenerweis' anstatt der Fahnenstange den Rauchfangbesen erwischt hat — bis es die Christofer beim Tagwerden gewahrt haben, was ihnen für ein sauberes Kreuz vorausgetragen wird. — Ja, Leute, da giebt's nichts zu lachen! Da giebt's zu weinen!

Eine Leichtsinnigkeit! Eine Frevelhaftigkeit! Und so Leute wollen sich den Himmel erbitten? — Ist Einer von Euch Soldat gewest? Gut, so wird er wissen, was der Fähnrich über sich hat!"

„Freilich, die Fahne!" riefen sie.

„Die Pflicht hat er über sich, die Pflicht, seines Regiments Fahne zu hüten, zu schützen mit seinem Leben, sie keiner feindlichen Macht zu überlassen und wollten gleich alle Heidentürken mit ihren Krummsäbeln, alle Teufel mit ihren Hörnern auf ihn einstürmen. Und ist die Kirchenfahne etwa weniger, als wie die Regimentsfahne? Ist sie weniger, frage ich? Im Gegentheil, sage ich! — Dem Meßner lasset sie! Der Meßner hat sie in der Kirche vor Mäusen und Schaden zu wahren, er soll sie auch auf Gottes Wegen nach Zell in seiner Hut haben."

„So lassen wir ihm's," knurrten die Anderen, „bei einer Fahne, für die im Wirthshaus gesammelt worden, schaut eh' nicht viel Ehr' heraus. Betrunkenerweis' den Beutel fürs Himmelreich aufmachen — dazu braucht der Mensch kein Christ zu sein."

So war der Hergang und dann machten sie sich auf den Weg. — Es waren viele Weiber mit auf der Procession; ich selber sah sie ziehen und kann dem Christofer Schullehrer nicht Unrecht geben, wenn er sagt: Die Weiber, besonders die Betagteren, verstehen es besser, sich beim lieben Gott einzuschmeicheln, als wir Männer, und fürchte ich darum auch, sie werden einst im Himmel unsere Herren sein, und am Ende uns warten lassen aufs Heiraten, wie wir es jetzt ihnen thun.

Die Trutz-Liesel schrie im Beten für zehn; der Fahnenträger seufzte.

„Mußt es so machen wie der Herrgott," zischelte ihm ein Nachbar zu. „Der laßt sie den ganzen Tag Litanei beten und sagt nichts und thut, was er will."

Antwortete der Meßner etwas beklommen: „Gott ist ein purer Geist und hat keine Backen und keinen Rücken."

Unter den Jüngern war Eine, die hatte ein blendend rothes Busentuch. Der junge Knecht des Troderbauers, der Lois, war auch mit, der hatte für gar nichts Anderes Auge, als für dieses Busentuch, so daß der Propst endlich gezwungen gewesen sein soll, zu sagen: „Dirn, thue Dein schreiendes Tüchel weg, deck' Dich lieber mit Bußgewand, ist gescheiter. Und Du, Loisel-Bub, wenn Du schon was Rothes sehen willst, schau unsere Kirchenfahne an, die der Meßner voraustragt."

Und hatte nach meiner Ansicht recht, der Propst; was hat so ein Mensch auf ein rothes Busentuch zu gucken! Der Bursche aber muß gottlos sein, denn er soll insgeheim gedacht haben: Ist mir eh recht, wenn sie's abnimmt. Das Ding blendet Einen.

Sie kamen endlich gen Zell. Der Meßner trug die Fahne höher und die Anderen erhoben ihre Herzen. Wie eine lohende Flamme, so wehte die seidene Flagge über den Köpfen hin, und im Winde lustig flatternd, mit den bunten Bändern knatternd und winkend riß sie Aller Augen an sich. Deß waren die Steinauer stolz und scharf aufrecht trug der Meßner die Fahne zum Kirchenthore hin — siehe, da mußte er sie neigen, sonst konnte er nicht hinein. Aber einmal drinnen, reckte er sie um so höher empor, daß alle Heiligen, die an den Wänden herumstanden, die Pracht und Ehre wahrnehmen sollten. Vor dem Altare der Mutter Gottes machte die neue Fahne Reverenz, vor sonst Niemandem — dann wurde sie in

einem Eisenhaken aufgestellt, wo sie in ihrem Glanze viel zur Verherrlichung des schönen Gotteshauses beitrug.

Sie haben hierauf ihre Andachten und Bußübungen wohl sicherlich mit Fleiß verrichtet. Eins der allernettesten Dirnlein soll im Beichtstuhle angefragt haben, ob das denn Sünde sei, ein rothseidenes Busentuch zu tragen.

Wenn es ein ganz gewöhnliches rothes Busentuch sei, war des Beichtvaters Bescheid, so könne von einer Sünde keine Rede sein; allein mitunter stecke der Teufel Fahnen aus und die wären auch roth —. Das Dirnlein hat's zur Stunde gewiß nicht verstanden, wie das gemeint, und soll darob den Loisel-Buben befragt haben. Ich vermuthe, der hat ihr's gedeutet.

Der Meßner soll in Zell Manchen angeschlichen haben um einen Nothpfennig. Seinen Geldbeutel hatte das Weib, und so oft er bei ihr um Almosen flehte, war ihre Frage, ob er nach Zell gegangen sei, um zu schwelgen oder um zu büßen? — Gar keine Frage, das letztere; aber, er will noch längere Zeit büßen und nicht schon heute verhungern. Deß besannen sich seine Mitmenschen und erbarmten sich seiner.

Endlich lenkte die Steinauer Procession wieder heimwärts. Weil die Sonne gar so golden niederschien vom hohen Himmel, so ließen sie auch auf dem Heimweg die Fahne in derselben leuchten.

Als sie nun über die Berghöhen herzogen und zur Niederalm kamen, grasete dort auf den Matten eine Heerde. Die Rinder erblickten die nahende surrende Menge, die flatternde Fahne und liefen mit gehobenen Häuptern und Schweifen erschrocken davon, daß der Erdboden dröhnte.

„Seht Ihr!" soll der Propst gelehrt haben, „das ist der Unterschied zwischen Menschen und Thier. Der Erstere geht dem heiligen Zeichen nach, das letztere läuft vor ihm davon."

Eines unter den Rindern aber lief nicht davon. Das war ein wuchtiger, dunkelfarbiger Stier, der wandte sich keck gegen die Kreuzschaar, begann zu schnaufen und zu grollen und mit einem Vorderfuß Rasen und Sand aufzuwühlen.

Die Wallfahrer zögerten ihren Gang, der Meßner blieb stehen, als ob seine Fahnenstange in den Boden hineingewachsen wäre, und starrte auf das Ungeheuer.

„Aufgepaßt, Leut'!" rief Einer, „das Vieh geht aufs Rothe!"

„So, das Vieh auch?" fuhr es dem Loisel-Buben heraus. Da kam der Stier mit lautem Gebrüll näher und die Hautlappen seines mächtigen Halses schlotterten mächtig hin und her. Der Meßner hub an gewaltige Drohworte auszustoßen und wollte dabei die Fahne wegwerfen.

„Oho!" rief der Propst, „wer wird denn fahnenflüchtig werden! Bestie, ich beschwöre Dich im Namen der heiligen Maria zu Zell, halt ein!"

„Eine Bestie gebe ich Dir nicht ab!" schrie der Meßner.

„Den Stier hab' ich gemeint!"

Die Weiber riefen alle Heiligen an und jammerten zum Erbarmen. Und mitten durch die Menge kam etwas heran, das bitterspitze Ellbogen hatte, um sich den Weg auszuhauen hin zum Fahnenträger.

„Bist Du ein Mannsbild!" kreischte sie ihm zwischen den Leuten hin zu, „keins bist! Schamen muß man sich mit so einem Mann! Wart', ich will Dir sie austreiben, die Feigheit!"

Sein Weib hinter sich hörend, hastete der Meßner einige Schritte nach vorwärts, dann brach er in Todesangst zusammen.

„Zurück!“ commandirte ein alter Bauersmann, „den rothen Schlampen (Fetzen) herab! Das Thier ist wild!“

„So laufen wir!“

„Wäre höllisch dumm. Von hinten aufgabeln lassen! Den Schlampen herab!“

Es geschah allbereits. Der hohe Stab mit der Fahne war in den Lüften verschwunden, die Fahne wurde mit krampfiger Hast in der Blechbüchse verborgen. Unter den Beinen der Menge ächzte ein hilfloser Mensch in der Gewalt einer Furie.

Der Stier stand still und glotzte drein. Da er nichts mehr sah, was sein Auge empörte, so wendete er sich seitab.

„Darum nur alleweil schön demüthig sein, meine lieben Leut!“ sagte der alte Bauer, „wir haben in der neuen Fahne unsere Hoffart mitgetragen nach Zell. Gott Lob und Dank, die Hoffart wäre jetzt in der Büchsen.“

Aus hundert erleichterten Lungen athmete die Procession auf. Der Meßner nahm die Fahnenstange nicht mehr an sich, er hielt mit beiden Händen den Kopf, und als ihm Einer gar einfältig die Frage stellte, was ihm denn wehe thäte, sagte er wimmernd: „Mein Weib! Mein Weib!“ —

Ich bin's zufrieden, daß ein gerechter Gott die Sünder bestraft. Und nun wollen wir darzuthun, daß er die Unschuldigen aus dem Kerker befreit.

Der Bretterschneider ist wegen eines Holzhandels verreist. Die Rebekka soll hinter Schloß und Riegel seiner harren. Meinst Du, Sägemeister, daß man so die Liebe wahrt? Ei, komme doch bald, sie wird vergehen aus Sehnsucht zu Dir. — Vergehen wird sie, und Du sollst Stadt und Land durchsuchen und sie nicht finden, bis Du heilig versprochen hast, vernünftig zu sein und Dein Weib zu ehren.

Den Sohn des Reichensteiner, in dessen Haus ich hier wohne, habe ich gewonnen. Er ist sehr gerne bereit, meinen Plan durchzuführen, und sagte, ich solle ruhig zu Hause bleiben, es würde Alles geschehen. Dabei sein will ich aber doch. Und so werden wir heute in der Nacht in den Kaltenbach hinabsteigen, am Hause des Bernhard die Dachbretter abheben, in die Kammer dringen und das arme Wesen befreien. Morgen zu dieser Stunde wird sie bei meinem Weibe in Sicherheit sein.

Jetzt ist diese Stunde, und sie ist nicht bei meinem Weibe in Sicherheit. Aber nun endlich, vielleicht in ihrem eigenen Hause. Die Geschichte ist ganz anders vor sich gegangen, als ich ahnen konnte und wenn ich heute nicht ein halbes Tausend mehr weiße Haare auf dem Kopfe habe als gestern, so wird es mich wundern.

Ich hätte etwas Grauenhaftes anrichten können. Tritzi, der Sohn des Reichensteiner, ist ein starker, leidenschaftlicher Bursche. So stilgerecht hätte mir Keiner die Dachbretter ausgehoben, die Bodenläden aufgerissen, so fachkundig wäre mir Keiner in die Kammer gesprungen, als der Tritzi. Er ist nicht schön, aber einer von Denen, die den Weibern gefallen. — Daran dachte ich aber nicht. Er war ein stiller, aber glühender Verehrer der Rebekka gewesen und sie soll davon Kenntniß gehabt haben. Das wußte ich aber nicht.

Er soll richtig derselbe sein, der den Bernhard in letzter Zeit so sehr beunruhigte. Und just den habe erwischen müssen. Es war eine unbeschreibliche Thorheit.

Ich wartete zehn Schritte vor dem Hause in einem Haselbusch und ließ ihn einbrechen. Einen lodenen Wetter-

mantel hielt ich bereit, den wir der Rebekka umhängen wollten, denn es war eine kühle, fast frostige Nacht. Das Fenster der Kammer, in welchem die Rebekka eingekerkert war, schien trotzdem offen zu sein, ich hörte aus der Kammer deutlich das Ticken der Uhr. Es war Mond, aber der Himmel verdeckte ihn mit Wolken. In den Eschenbäumen rieselte es, theils war's der Luftzug, theils waren es niederfallende Tropfen.

Lautlos wie eine Katze war der Tritzi auf das Dach gesprungen und bald war er nicht mehr auf demselben; ich sah die ausgebrochene Dachluke. Er arbeitete mit einer solchen Geschicklichkeit, daß ich kaum ein Geräusch hörte. Ich wollte an das Fenster gehen, um das Weib, wenn es schlafe, zu wecken und ihr mitzutheilen, daß Rettung nahe sei und daß sie nicht erschrecken möge, wenn die Läden der Stubendecke ausgehoben würden. Wie ich's aber jetzt bedenke, war das Ganze unklug angestellt gewesen. Die Rebekka hätte früher vorbereitet werden müssen. Dazu hatte sich tagsüber keine Gelegenheit gefunden, denn die alte Magd, eine Verwandte des Bernhard, die voran in der Küche wohnte, war wohl fast taub, aber nicht blind, und man hätte der Rebekka nicht ans Fenster kommen können, ohne von der Alten bemerkt zu werden. In dem Augenblicke, als ich jetzt das Versäumte nachholen wollte, sah ich den Unstern. Um die Hausecke schlich ein Mann, ein Gewehrlauf schimmerte und ich hörte das Knacken vom Aufziehen eines Hahnes. — Der Bernhard ist's, konnte ich noch denken, dann vergingen mir die Sinne. Ich erinnere mich, daß ich in meinem Verstecke rufen wollte, um die Aufmerksamkeit des Lauernden auf mich zu lenken und so die Gefahr von den Anderen abzuwenden. Aber ich brachte keinen Laut hervor.

Bernhard schlich zwei- oder dreimal an der Hauswand auf und ab, und zwar so, daß er drinnen nicht bemerkt werden konnte. Ich habe es nun auch erfahren, daß Rebekka wirklich glauben mußte, er sei verreist. Der unselige Mensch war nächtlicherweile von der Stadt heraufgekommen, um sich zu überzeugen, ob die Nächte in seinem Hause auch bei seiner Abwesenheit so ordentlich seien, als wenn er daheim wäre. Er war ziemlich ruhig, man merkte, er habe keine Ahnung, daß der Feind bereits im Hause sei. Er mochte solch nächtlicher Streifereien wohl öfters pflegen. Nun legte er sein Ohr unterhalb des Fensters an die Wand, denn drinnen war ein Geräusch.

„Wer ist da?" hörte man die helle Stimme der Rebekka. Da war ein Sprung von der Decke herab auf die Dielen. Der Tritzi war drinnen. Der Bernhard schmiegte sich und machte sein Gewehr handgerecht. Und ich? Nun warte ich seit Jahren auf das Sterben, aber auf eine solche Todesangst hab ich nicht gerechnet.

Rebekka machte Lärm; der Tritzi nannte sich, theilte ihr rasch den Zweck seines Hierseins mit und suchte sie zu beruhigen. Sie ward denn auch ruhig, aber ganz anders, als er erwartet hatte. Sie öffnete eine Lade und nahm aus derselben etwas in die Hand.

„So!" sagte sie dann ganz vernehmlich, aber gelassen, „so, mein lieber Tritzi. Rühr' mich an, wenn Dich das Leben nicht mehr freut. Versuch's!"

„Du verstehst mich nicht," flüsterte der Tritzi, „ich will Dich blos befreien. Wir Burschen, und ich als Bekannter von Dir voraus, können die Schmach nicht leiden, die Dir Dein Mann anthut."

„Was für eine Schmach thut mir mein Mann an?"

„Daß er Dich einsperrt wie eine Zigeunerin.“

„Wer sagt denn das?“ fragte Rebekka. „Wenn mein Mann fort ist, und der Riegel vor meiner Thür geschoben, so habe ich's selber gethan, und wie sich's heute zeigt, nicht mit Unrecht.“

„Nachher wirst so gut sein, und mich jetzt zur Thüre hinaus lassen,“ sagte der Bursche.

„Was Du für Ehre verlangst, Dieb! Einbrecher!“ rief sie, „Du kannst Dich verlassen d'rauf, Schelm, Du wirst auf dem Rückweg genau dasselbe Loch finden, durch das Du hergekommen, wenn es Dir nicht lieber ist, daß sie Dich morgen Früh zur Thür hinaustragen! Es ist finster; muß Dir sagen, daß ich ein scharfes Messer in der Hand habe. — Ich weiß es recht gut, es geht ein Gered' um, daß mich mein Mann aus Eifersucht einsperrt. Das hat gewiß der Steinauer Meßner ausgesprengt, dieser Wichtling, dieser elendige! Aber, wenn Ihr schon so dumm seid und es glaubt, wer giebt Euch Recht, ihr Strolche, in mein Haus zu brechen? Was geht's Euch an? Wenn man sich vor Euresgleichen hinter ein Thor verschließt, so thut man schlecht, weil man sich hinter sieben Thore verwahren soll! Und Du kannst Dich neunfach versilbern lassen, mein lieber Tritzi, so bist nicht halb so viel werth, wie mein Mann. Wenn er mich hütet, weil er mich gern hat, so wird das, denke ich, besser sein, als was andere Männer ihren lieben Weibern gern anthun. Und wenn Du glaubst, Lumpenbürschel, weil der Mann eifersüchtig ist, muß die Frau schlecht sein, so ist das ein Aberglauben, den ich Dir austreiben will. Du meinst, weil Du jung und keck bist, ich wäre in Deiner Macht; Du meinst, weil mein Mann fort ist, und kein Beistand im Haus, ich wäre in Deiner Macht! Wichtlein, schlechtes!

Du wirst Gott danken, wenn Du gesund in Dein Bett heim kommst, und wirst den Unterschied kennen, ob man zu einer Dirn geht, oder zu einer Ehefrau! — Da rück' ich Dir den Stuhl hin, daß Du hinaufkommst, Gauner, wo Du herabgefahren bist. Halloh, marsch! Ausflieg', wie die Hex' zum Schornstein! — Heb' Dich, verdammter Krüppel!"

Das war ein starkes Poltern und bald darauf kroch der Tritzi zur Dachluke heraus, sprang knirschend auf die Erde und von dannen.

Dem Bernhard vor dem Fenster war wohl kein Wort entgangen. Als er die Stimme des Reichensteiner-Sohnes erkannt, war er sicherlich fest überzeugt, daß er ihn zum Fenster hinein todtschießen werde. Aber, während sie dem Burschen so stattlich heimleuchtete, sank ihm der Arm mit dem Gewehr.

Als der Tritzi davon und es wieder still war in der Kammer, hörte man das Schluchzen der Rebekka.

Bernhard taumelte seitlings und lehnte sich, als ob er ohnmächtig werden wollte, an einen Eschenbaum. Ein Wort stöhnte er, das hieß: „Ich habe ihr Unrecht gethan."

Endlich ging er und bog sich um die Ecke des Hauses. Ich war in meinem Busche noch immer wie gebannt, ich hätte aber jubeln mögen. Allen Zorn vergaß ich, den mir dieser tolle Bernhard erweckt hatte, so selig war ich darüber, daß er sich endlich von der Treue seines Weibes überzeugt haben mußte.

Nach einer Weile hörte ich, wie drinnen Jemand vom Vorhause aus an die Kammerthüre trat, dort ein Angelschloß abschnallte und die Thüre öffnen wollte. Sie ging aber nicht auf. Er pochte.

„Wer ist schon wieder da?“ rief die Rebekka, und an ihrem scharfen Ton war es nicht zu merken, daß sie eben geweint hatte.

Bernhard gab sich zu erkennen und bat um Einlaß. Er bat mit einer rührend treuherzigen Stimme. Sie aber sagte: „Du sollst wissen, Bernhard, daß diese Thür nicht bloß von außen ein Schloß hat, sondern auch von innen.“

„Mach' auf, Rebekka, zwischen uns Beiden soll kein Schloß mehr sein. Ich habe Dir viel abzubitten.“

„Und hättest Du mich eingesperrt bis zum jüngsten Tag,“ sagte sie, „ich wollte Dir verzeihen. Aber daß Du mir eine Reise vorlügst und einen Gesellen aufgenommen hast, der mich verführen und der mich verderben soll, das reißt uns auseinander für Zeit und Ewigkeit.“

Gegen diesen Vorwurf hat sich der Bernhard wild aufgebäumt, aber das Weib sagte: „Morgen Früh gehe ich hinaus und Du kannst hereingehen, wenn das die Sündenkammer ist. Bei mir ist's aus. Ich habe Dir Treue gelobt bis zum Tod. Heut' ist mein Herz gestorben.“

Er beschwor sie, daß er an dem Besuche des Reichensteiner-Sohnes unschuldig sei, daß er den Burschen todtgeschossen hätte, wenn er sie angerührt, daß er ihr auf den Knien Abbitte leisten wolle für allen unwürdigen Verdacht, für alle Unbill, die er ihr in seiner Verblendung zugefügt, daß er im Bewußtsein, ein so braves, goldenes Weib zu besitzen, über alle Maßen glücklich sei.

Gut sprach er in seiner heißen Aufregung, prächtig sprach er, aber es half ihm nichts, sie öffnete nicht.

Endlich ward es still. Als ich am Morgen in's Haus trat, fand ich den Bernhard vor der Kammerthür kauern und schlummern.

Ich wartete und habe hernach den Vermittler gemacht. Er war schier nöthig, aber er hat schließlich eine erbärmliche Figur gespielt. Ich erzählte Alles freimüthig, wie mich das Verfahren des Bernhard empört hat, wie ich als alter Freund des Wolfgang und der Rebekka mich für verpflichtet hielt, die Eifersucht, die als solche für sich schon Untreue ist, zu bestrafen, die Rebekka zu befreien, zu entführen und sie nur gegen ein hohes Lösegeld ihrem Manne zurückzugeben. Dieses Lösegeld wäre das heilige Ehrenwort gewesen, die Gattin wirklich so zu lieben und zu ehren, wie er es am Altare gelobt. Ich erzählte hernach den ganzen Entführungsplan und wie ich dazu den Reichensteiner-Sohn nur darum gewählt, weil der schon im Voraus von den Dingen wußte und über die Thorheit des Sägemeisters empört war, wie viele Andere. — Wir führten alle Drei ein merkwürdig ruhiges Gespräch, bei dem sich Vieles klarstellte, und vor Allem Rebekka's Verdacht, als hätte sie ihr Mann durch den Burschen versuchen wollen, widerlegt ward. So war bei der Rebekka von dem Fortziehen keine Rede mehr, aber zu mir sagte sie Folgendes, das auch aufgemerkt werden muß: „Herr Peter! Was Sie gethan haben, ist gut gemeint gewesen. Und wie Sie's gethan haben, das zeigt, daß Sie nicht gesund sind. Sie sind mir rechtschaffen leid und zu Dank für die gute Meinung gebe ich Ihnen einen guten Rath: Mischen Sie sich ein andermal in keinen Eheleut-Handel. Wir Zwei, mein Bernhard und ich, brauchen keinen Dritten, und einen Vierten, wie heute Nacht, noch weniger."

Wie ein begossener Pudel schlich ich davon. Die Brust hatte ich voller Glückseligkeit. Ich muß mich zwar schämen und dürfte es schwer halten, ihnen noch einmal unter die Augen zu treten. Aber sie sind — allen Anzeichen nach — gerettet und ein gutes Werk habe ich doch gethan.

Der Bernhard lief mir nach; ich erschrak fast, weil ich glaubte, er wolle mich züchtigen. — Er fing meine Hand und hastete die Worte: „Ich bin wie neugeboren!" Und eilte wieder zurück zu seinem Hause, zu seinem Weibe.

* * *

Seit dieser mißlungenen Entführungsgeschichte sind nun mehr als zwei Monate verflossen. Man hört nichts mehr von Eifersucht. Die beiden Leute sind wieder munter und werden es hoffentlich bleiben. Heute war der Bernhard bei mir und hat mich zu Gevatter gebeten, denn in dieser Nacht haben sie einen kleinen Buben bekommen.

Gidel, der Verschenkte.

Klimm Dich an, Balg, verdächtiger! sonst schmeiß' ich Dich in den Graben!"

Diese Worte stieß ein Mann aus, welcher der Bergschlucht entlang ging und einen etwa dreijährigen Knaben auf dem Rücken trug. Der Mann mochte noch nicht über die dreißig Jahre hinaus sein, war jedoch etwas zerfahren an der Gewandung und machte bei seinen ohnehin schwarzen Augen und Barthaaren ein unheimlich finsteres Gesicht. Der Knabe war in schlechte Lappen gewickelt, er lag mit dem Bauche auf dem Rücken des Mannes, streckte die bloßen Füßchen an beiden Seiten vor, klammerte sich mit den kleinen Armen um den starren, braunen Nacken und wimmerte.

„Wenn ich einen jungen Hund hätte," knurrte der Mann vor sich hin, „oder gar ein Spanferkel, zehn Abnehmer für einen wollt' ich mir finden. Weil's aber ein Mensch ist — ein elend Menschenkind, so weisen sie mich ab, die Einen mit christlicher Manier, die Anderen sind ehrlicher und schlagen mir die Thür vor der Nase zu. Scheinheiliges Gesindel, gottverdammtes! Wenn Deine Sünden alle zeitig wären, leicht trügest Du noch um ein Stück

härter, als ich. Bei sechs Höfen hab' ich gebettelt; schon die Bitt', daß sie geben sollen, hören sie nicht gerne, die, daß sie nehmen möchten, wollen sie — scheint mir — noch viel weniger hören, diese Genügsamen, die! — Abgewiesen! Hinwerden kannst, Du Wurm! Still bist!"

Das Knäblein preßte sein Weinen in sich zurück, so gut es ging. Wer dem herben Manne hätte in die Seele blicken können! Dort weinte es etwa noch unendlich bitterer, als in dem zitternden Herzlein des Kindes. Leicht streichelte er die Füßlein, die Aermlein — und drückte sie rauh an sich.

So kamen sie aus der Schlucht und zu einem stattlichen Hof. Das Haus war aus Holz, hatte aber viele große Fenster und grüne Läden d'ran. Es schaute in seiner Behaglichkeit und Wohlhabenheit freundlich auf die Ankömmlinge. Der Mann mit dem Knaben auf dem Rücken trat in die Stube, wo die Bauersleute just beisammensaßen zum Essen.

„Uh jegerlas!" rief die Bäuerin aus, „ist das nicht der Holzknecht Friedl vom Brunnwald? Und was er für ein sauberes Bübel mit hat! Diese schönen schwarzen Augen, wie zwei Kirschen. Und ein rechtes Christkindelhaar, ein guldfarbiges! Ein herziges Knaberl hast, Friedel. Gehört's Dir?"

„Wohl, freilich wohl, es gehört mir. Wenn's Dir aber gefallt, Stammhofbäuerin, es ist zu haben." So antwortete der Holzknecht und setzte sich auf die Bank, auf welche auch der Kleine sachte hinabglitt und im Winkel mattschluchzend kauern blieb.

„Ich möcht' schon Einen," sagte die Bäuerin und blickte so ein klein wenig gegen ihren Mann hin.

„Die Weibsleute sind so viel ungeduldig," entgegnete dieser, um auch etwas zu sagen, blickte aber weiter nicht auf, sondern machte sich tapfer mit seinen Klößen zu schaffen.

„Es wäre wohl gar mein Ernst," sagte der Holzknecht. „Ich such' einen Platz für den Buben. Bisher ist er bei seiner Mutter gewest. Die hat jetzt geheiratet und das Kind nicht mitnehmen wollen, halt auch nicht dürfen."

„Eine saubere Mutter!" pfnauchte der Bauer.

„Wie's schon geht. Hätt' mir's auch nicht gedacht, daß sie so wär', aber so Weibsbilder da, das Heiraten geht ihnen über Alles, schon gar, wenn sie hausgesessen werden, wie die Hanna. Und ist das Kind halt mir verblieben."

„Das ist eine Vettel!" begehrte die Bäuerin auf. „Zuschicken sollst ihr's. Das Kind gehört zur Mutter! — nit? Hab' ich nit Recht?!"

„Als wie zu einem Weibsbild, das ihr Kind einmal verlassen kann, hab' ich mehr Vertrau' auf weltfremde Leut'," sagte der Holzknecht. „Und desweg' geh' ich gestern und heut' in der Gegend um und such' brave Leut', die sich mit dem Waisel einen Stufen in den Himmel bauen wollen. Jetzt braucht's freilich noch Pfleg', essen thut's Alles, die Hauptsach' wär', daß es was hätt', und das Waschen und Putzen. Nach etlichen Jahren wird er ja Arbeit lernen können, der Gidel — Gidel heißt er — und hätt' der Bauer nachher an ihm einen wohlfeilen Knecht."

„Recht gut gemeint," versetzte die Bäuerin, „aber 's ist halt ein Kreuz mit so einem Wesen; wenn's den Eltern nachg'rath't und in die Leichtsinnigkeit kommt, so hat Unsereins die Nachred'; und wird's soweit brav und kann einmal was verdienen und fallt's nachher seinen Vater und Mutter

ein und nehmen es weg — so hat man nichts als die Sorg' und Kümmerniß mit ihm gehabt."

„Stammhofbäuerin!" sagte der Holzknecht und hob die flache Hand wie zum Abschlagen eines Geschäftes, „wenn ich Dir den Buben heute geb', so gehört er Dein und will ich mich nicht mehr dreinmischen."

„Das glaube ich!" redete jetzt auch der Bauer mit, „Kinder hersetzen, ja das können sie, nachher wollen sie nichts mehr davon wissen. Das sind schon die Richtigen, das!" Dabei starrte er immer in seinen Teller hinein und scharrte d'rauf um mit Messer und Gabel. Zum Kloß einen guten Bissen Speck sticht er jetzt an, den verdient er doch für das rechtschaffene Wort!

„Will Euch nicht Unrecht geben, Bauer," versetzte der Holzknecht bescheiden, „es giebt auch Solche, wie Du meinst, es giebt ihrer! Aber mir kannst es glauben: Wenn ich in derselben Martininacht vor vier Jahren hätt' wissen können, daß der heutige Tag d'rauf kommt — dieser harte Tag, mein Stammhofbauer, wo man sein Kind muß ausbieten wie eine junge Katz', die man nicht ins Wasser werfen will! — wenn ich das hätt' wissen können, es wär' anders! Es wär' anders! — Jetzt ist's vorbei, jetzt hilft's nichts mehr. Ich muß mir selber alle Tag mein Brot verdienen. Im Brunnwald ist die Arbeit aus worden, muß mir in anderen Gegenden eine suchen. Soll ich mir den Balg auf den Buckel binden und im Holzschlag arbeiten? Rathe mir, Bauer, was ich thun soll?"

Der Bauer erhob sich vom Tisch: „Ich muß es aufrichtig sagen, ich wüßt mir an Deiner Stelle selber keinen Rath."

Trat jetzt der Holzknecht Friedl vor die Bauersleute hin, hielt die Hände zusammen und flehte: „Euch hat der Herrgott

gesegnet mit Gut und Ansehen, Ihr seid rechtschaffene Leut' und werdet es nimmer wollen, daß ein unschuldiges Menschenkind sollt' verderben müssen. Nehmt es mir ab. Es wird Euch nicht arm essen, es wird Euch nicht Unehr' stiften. — Hundsfott ist's ja doch keins, für die Vaterleut' kann's nichts, in der rechten Zucht wird's ein braver Mensch und so einer ist nicht zu verachten. — Nehmt es mir ab!"

Die Bäuerin schob den Schürzenzipf an die Augen, aber der Stammhofbauer sagte wohl mit gütigem Tone, doch gemessen: „Friedl, Du verlangst viel. Leinwand will ich Dir geben, daß Du ihm etliche Pfaiden kannst machen lassen; um ein paar Winterschuh' ist's mir auch nicht feil, aber es ins Haus nehmen — nein, nein, gar keine Red' davon!"

„Ihr stoßet das Kind zurück," versetzte der Holzknecht — „morgen kommt's vielleicht wieder, aber als Bettelbub oder als gar noch was Aergeres. Ihr werdet es verfluchen, werdet vergessen haben, daß Ihr es ins Elend und in die Schlechtigkeit hinausgestoßen habt."

„Wir es hinausgestoßen? Das ist gut," sagte der Bauer. „Die Unterhaltung wollen sie selber haben bei solchen Sachen und was dabei herauskommt, sollen Andere zur Verantwortung übernehmen. Spitzbuben das!"

„So spricht der Neid!" rief der Holzknecht aufgeregt.

„Was?" fragte der Stammhofbauer.

„Der gute Willen wär schon auch bei Euch da, Ihr hochachtbaren Leut', aber Euch macht's Umständ' das Spitzbubsein; das Bravsein vor der Leut' Augen macht Euch keine Umständ', darum seit Ihr's, nur darum. Ich kenne Euch!"

„Ihr werdet da streiten auch noch!" begütigte die Bäuerin, „wenn Einer dem Anderen schon nicht helfen kann,

so sollen sie wenigstens in Güten auseinandergehen. — Schau, da sind Knödeln übrig blieben, wenn Ihr hungrig seid?"

„Vergelt's Gott!" sagte der Holzknecht mit tonloser Stimme und packte sich den Knaben wieder auf. „In Gottesnamen, Gidel, so gehen wir halt wieder um ein Häusel weiter."

Die Bäuerin rief ihm nach, er solle nur nicht verzagt sein, sie wolle schon beten für ihn.

„Beten, das kann ich selber," murmelte er, „die reichen Leut' hätten nach meiner Meinung was Anderes zu thun."

In tiefer Verbitterung schleppte er den Knaben weiter. Er kam auf den Plan hinaus, wo die Felder zu Ende gehen und am Waldrain das Heidekraut wächst. Dort bettete er das vor Weinen müde gewordene, nun schlummernde Kind auf weiches Federgras. Dann trug er dürre Aeste zusammen, machte ein Feuer an, sammelte Heidelbeeren in seinen Hut, holte in einem Blechkännlein, das er bei sich trug, vom nahen Bach Wasser und wollte für das Kind eine Beerensuppe kochen. Es hatte schon lange nichts mehr gegessen.

Als er den schlafenden Knaben nun betrachtete, da kam ihm der Gedanke: Jetzt weiß er nichts von allem Elend. Sollte es nicht zu verantworten sein, daß er — nicht mehr wach würde? Ich glaube kaum, daß man ihm etwas Besseres anthun könnte? —

Durch den Waldweg heraus trat jetzt gebückten Ganges ein Mann, der ein weißrindiges Stück Birkenholz auf der Achsel trug. Den Hut hatte er in der Hand, so daß man sein kurzgeschnittenes fuchsrothes Haar sah, der blonde Vollbart ging weit ins Gesicht hinein, war aber kurz gestutzt; mit den wassergrauen Aeuglein guckte er klug und gemüthlich in die Welt. Als er das Feuer sah, warf er das Holz zu

Boden, trat heran und sagte: „Mit Verlaub schon, daß ich mir ein Pfeifel anzünde."

„Du bist der Bichelmeier?" fragte der Holzknecht. „Was willst denn mit Deinem Birkenklotz?"

„Das wird ein Schlitten, man muß schon wieder für den Winter herrichten. — Ist das Dein?" Der Bichelmeier deutete mit der Pfeifenspitze auf den schlafenden Knaben, den er erst jetzt erblickt hatte. „Gerathen hat's, daß ich ihm das Trumm nicht auf den Kopf wirf!"

„Hätt' Dich desweg' nicht verklagt," antwortete der Friedl mit zuckenden Lippen, „hätt' Dich nicht verklagt. So eine Creatur ist überflüssig auf der Welt."

Der Bauer blickte ihn unsicher an: „Das ist kein Spaß, was Du sagst."

„Soll auch keiner sein. Lauf' ich jetzt zwei Tag' lang um und such' einen Kostort für das Kind. All umsonst. Jetzt bin ich schon ganz wild, und weiß nicht, was geschehen kann. Teufelsg'fratz herum auf der Welt!" so knirschte der Holzknecht, indem er den Feuerbrand, der zum Pfeifenanzünden gut gewesen war, ins Feuer schleuderte, daß die Funken stoben.

Dem Bichelmeier kam diese Sprache etwas unheimlich.

„Bist nit gescheit," sagte er und betrachtete sich das arme Wesen mit dem blassen Gesichtlein, über das die Mücken hin- und herschwirrten. „Wenn's Dir Ernst ist — ehvor Du was Unrechtes anstellst, ehvor gieb's mir . . ."

Schon mit dem nächsten Worte suchte er die vorlaute Rede zurückzunehmen, aber der Friedl klammerte sich daran, er bat und bat den Bauer, sich des Knaben anzunehmen.

„Kannst mit ihm machen was Du willst," rief er, „ich frage nimmer darnach."

„Laß mir doch Zeit, daß ich's bedenk'," sagte der Bichelmeier.

„Gut Sach' bedenken heißt den Teufel um Rath fragen."

„Brauch' keinen Rath, bin mir schon selber genug. Gesund ist der Knirps?"

„Wie der Fisch im Wasser, so lang er nicht verhungert."

Nach einigem Bedenken sagte der Bichelmeier: „Es ist Alles zu brauchen, so wird ein Menschenkind auch zu brauchen sein. In Gottesnamen, ich nehm' den Buben."

Auf die Dankesworte des Holzknechtes hörte er weiter nicht. „Ich will ihn gleich selber heimtragen, den kleinen Kerl," sagte er und hob das Kind vom Boden auf. „So. Und du nimmst den Birkenklotz und tragst mir ihn nach."

Mit Freuden that es der Friedl, merkte aber bald, der Klotz war bei weitem schwerer als es das Kind gewesen. —

Beim Bichelmeier im Hof gaben sie dem Holzknecht was zu essen, und er wurde eingeladen, die Nacht über dort — das letztemal mit seinem Knaben — zu schlafen. Der Friedl aber machte sich davon, denn er fürchtete, in der Nacht könne sich der Bauer eines Anderen besinnen und den Knaben wieder zurückweisen.

Der Bichelmeier hatte nun noch mit seinem Weibe den Strauß auszufechten. Auf das war er wohl vorgesehen, denn was er that, jahraus, jahrein, von seiner Genossin ward es zum mindesten einmal erklecklich widersprochen. So fragte sie ihn jetzt, als er ihr den fremden Knaben nach Hause gebracht, was er glaube? Ob sie an ihren eigenen drei Rangen nicht schon genug hätten? Ob er von Gott im Himmel Wissenschaft habe, daß nichts mehr folge? — Sagte der Bauer: „Das muß man wirthschaftlich nehmen, mein Eheleib; wenn der Jud' Kinder kauft, so werde ich wohl

eins geschenkt mögen nehmen. Wir züchten auch Kälber auf, weil sie später was nutz sein werden. Nun also. Nur nicht allemal gleich dreinfahren, was Du nicht verstehst."

Endlich war der Knabe nach langem Schlaf und unruhigem Halbschlummer zu sich selbst gekommen. Er rieb sich mit den kleinen Fäustchen die Augen und blickte erstaunt umher. Er fand sich in einem fremden Haus auf der Bank. Er fragte mit ängstlichem Stimmchen nach dem Vater.

„Ja, ja, jetzt ist der Dein Vater!" fuhr ihn die Bäuerin an und wies auf den Bauer, der struppig und rauh auf seinem Dreifuß saß und einen Schuh benagelte.

Das Kind starrte halbaufgerichtet eine Weile noch so drein, es konnte die Dinge nicht fassen — endlich hub es sachte zu weinen an.

„Jetzt bist zufrieden, gelt, weil Du wieder das Gewinsel haben kannst," versetzte das Weib dem Mann ein Giftiges.

„Irrt mich nicht," antwortete er, „wenn es sich ausgeflennt hat, wird's schon still sein." Und hämmerte auf die Schuhsohle los.

Dem armen Gidel ward immer unheimlicher, und schärfer stieg ihm die Ahnung auf, daß an diesem Tage mit ihm etwas Besonderes vorgegangen sei. Sein Weinen wurde kläglicher. Die Bäuerin setzte ihm murrend eine Schale Milch vor, er ließ sie unberührt. Die Rangen des Hauses kamen herbei, beguckten das fremde Kind wie ein Wunderding, grinsten es an, bespotteten sein Schluchzen und Wimmern, begannen zuletzt an seinem armen Gewandlein zu zausen, bis der Gidel den Arm ausschlug und rief: „Ich mag Euch nicht, den Vater will ich haben."

„Was das für ein Ungezücht ist!“ fuhr jetzt die Bäuerin drein, „schlagen thut er! Wart, Bettelbub, das will ich Dir frühzeitig vertreiben.“

Von der Bank riß sie den Kleinen, stieß ihn wüthend hin und her und ließ ihn liegen auf der Erde unter den gackernden Hühnern. —

So ist Gidel's Leben angegangen im neuen Heim. Und so ging es gleichmäßig fort, denn nichts ist beständiger als ein böses Weib oder ein eigennütziger Mann.

Seine erste Aufgabe war, die Söhnlein des Hauses zu ergötzen. Er that's getreulich, erfand ihnen kleine Spielzeuge, machte ihnen lustige Bewegungen, Grimassen und allerlei Schwänke vor. Anfangs hatte er die Sachen freilich für sich selber machen wollen, die Spiele aus Steinchen und Baumrinden und Tannenzapfen; aber das wurde ihm allemal weggenommen, und wenn er sich d'rum wehren wollte, so kriegte er Püffe, Bisse und anderlei Feindschaftliches an den Leib, und war es noch gut, wenn nicht auch die Mutter herbeikam, denn da wußte man im Voraus, wer Unrecht hatte. So fügte sich der Knabe bald und war zufrieden, wenn er die „Brüder“ soweit unterhalten und zerstreuen konnte, daß sie ihn nicht mißhandelten.

An Nahrung ließ ihn der Bauer nicht Mangel leiden — „daß er stark wird!“ Auf das Starkwerden seines jüngsten Knechtes wartete der Bichelmeier woltern hart; und richtig, als der Gidel fünf Jahre alt war, mochte er zur Brachzeit schon Ochsen führen, im Heumahd Futter streuen und Schober treten, im Schnitt Garben tragen; er trieb schon die Lämmer auf die Weide, schleppte den Wasserkrug vom Brunnen herauf, schleppte auch auf den kleinen Armen ein jüngeres Geschwister umher, bis es ihm mitunter

auf den Boden rutschte und er demzufolge auf seine Barfüße die Ruthe bekam.

Das Hausgesinde hatte ihn nicht gerade ungern, weil er gutmüthig und nicht trotzig war, aber wenn man ihm eine Gunst erzeigen wollte, so mußte es heimlich geschehen, sonst hätte man Unheil über ihn heraufbeschworen. Hin und wieder gab es wohl auch unter dem Gesinde einen boshaften Knecht, eine wüthige Magd, die sich des schutzlosen Knaben bedienten, um an ihm ihre Teufeleien auszulassen. Der Gidel fand es auch ganz selbstverständlich, daß jede Ungeschicklichkeit, jedes Versehen, jede Falschheit und Rohheit im Hause er zu büßen hatte; er trug seine Hiebe und Stöße und Fußtritte mit Gelassenheit und wenn sie ihm zu weh thaten, so weinte er sich in einem verborgenen Winkel aus und war dann wieder lustig und willig für Alles, was man ihm aufbürdete, und wußte nichts von Haß und nichts von Liebe.

Als der Gidel größer wurde, fielen ihm Arbeiten zu, die sonst Niemand thun wollte, und Bissen, die sonst Niemand essen wollte; und wurden im Hause einmal die Betten zu wenig, so hieß es: Der Gidel schläft auf der Streu. Der Junge fügte sich ohne Widerrede, es war ihm auch das wieder selbstverständlich, daß er voran kam, wo es Hartes gab und hinten an, wo es lustig herging. Der Bichelmeier hatte ihm ein dickes graues Zwilchkleid machen lassen, das mußte halten Sommer und Winter, und wenn es endlich zerriß, wurde der Junge mit Strafen belegt. Einmal verletzte sich der Gidel arg bei einer Steinarbeit; sie ließen ihn liegen in der Futterkammer, bis er heil war; manchmal wand er sich nach schlechter Mahlzeit in Leibgrimmen, sie ließen ihn, bis es vorbei war. Im Winter verfror er sich

Hände und Füße, im Sommer, wenn er auf den Felsen den Schafen nachkommen mußte, zerschlug er sich die Knie und die Ellbogen. Trotz alldem wurden seine Glieder kräftig, die Farbe seiner Wangen war frisch, sein schwarzes Auge blickte munter, wenn er bei den Thieren war auf freier Weide. Bei den Hausgenossen hörte er nur auf die Befehle und auf sonst nichts — er war gleichgiltig, fast stumpfsinnig, wußte nichts von Haß und nichts von Liebe.

Sein Vater hielt die dem Bichelmeier gegebene Zusage getreulich, er kümmerte sich nicht um den Jungen, und seit jenem Tage, da ihm der kleine Gidel abgenommen worden war, hatte man vom Holzknecht Friedl nichts mehr gehört.

Der Bichelmeier hatte für seinen jungen Knecht kein Lob und keine Klage; die Bäuerin hatte Tadel, so oft er etwas schlecht machte, und Tadel, so oft er etwas gut machte, und noch den härtesten, wenn er gar nichts machte, sondern bisweilen rasten wollte, wie die Anderen. Was man bei Anderen müde nennt, hieß bei ihm faul; was sonst Hunger heißt, nannte man bei ihm Gefräßigkeit. Was man bei Anderen als Gutmüthigkeit lobt, schmähten sie bei ihm als Dummheit. Eine Magd war im Hause, die hatte Lob für den Gidel, aber sie hielt es geheim.

„Für Dich wäre es wohl auch gut," sagte diese einmal zum Jungen, „wenn Du schon zwanzig Jahre alt wärest."

„Ich kriegt' auch jetzt schon Eine, wenn ich wollt'," antwortete der Gidel.

„Nicht so, Bub, jetzt hast mich nicht verstanden," versetzte die Magd, „ich hab' gemeint, daß Dich der Kaiser thät nehmen. Beim Soldatenleben wirst es besser haben."

Indeß schien es, daß das viele Tragen von schweren Gegenständen — Säcke von der Mühle, Steine von den

Feldern — seinen Körper nicht bis zum Kaisermaß emporwachsen lassen wollte. Er war nicht viel über vier Schuh hoch und doch schon fünfzehn Jahre alt. Jetzt aber fügte es sich, daß er den Sommer über außer Hause kam.

Der Bichelmeier hatte auf der hohen Sill eine Schafweide gepachtet. Da that er für Juli und August seine hundert und zwanzig Schafe hinauf; und wer wird sie denn bewachen gegen die Wetter und Geier, und Diebe und Felsstürze, als der Gidel! Der Gidel geht mit auf die Sill. Auf dem Sonnreit giebt es Almhütten, dahin soll er Abends die Heerde zusammentreiben, dort soll ihm die alte Schwaigerin, die den Kuhstand versorgt, das Essen richten und das Nest im Heu. Ist weiter nicht viel Vorbereitung, der Junge rafft ein paar Kleidungsstücke zusammen — denn die Magd hatte ihm gesagt, auf der Alm sei es kühl — und treibt die Schafe auf die hohe Sill.

Er weiß selber nicht, wie ihm ist, so auf einmal in der Freiheit! In der Nacht fehlen ihm die warmen Decken, das macht nichts, er gräbt sich um so tiefer ins Heu. In Wetterstürmen auf der Höhe fehlt ihm Obdach, das macht nichts, er verkriecht sich in die Spalten der Felsen. Des Morgens und Abends hatte er gute Milchkost und die alte Schwaigerin versauerte sie nicht zu sehr mit Zanken — das thut sich. Tagsüber fehlt ihm die Nahrung, das macht nichts, er steigt hinab in die tiefen Hänge, wo Beeren wachsen, oder er milkt gar ein Mutterschaf aus und lebt so wie ein Königssohn — heißt das, wie ein verwunschener.

Allerlei Spielzeug hat er. Aus den Steinen baut er Haus und Hof, in dem er der Bauer ist, Knechte und Mägde hat — dazu lassen sich die Zapflein der Legföhre brauchen,

auch einen Zuchtbuben (angenommenes Kind) hat er, dem er scharf zu Leibe geht, wie es ihm selber geschieht. Seine eigenen Söhne, die schnitzt er sich aus Zirmholz und stellt sie zwischen die Steine des Hofes, wo sie geschützt sind. Wenn hernach der Widder kommt und mit seinen geringelten Hörnern die ganze Wirthschaft über den Haufen stößt, läßt er sich mit diesem behörnten, wolligen Schicksale in Händel ein, ringt mit ihm, setzt sich auf den Widder und reitet dahin über die hohen Heiden. Der Sommer streicht dahin. Dem Bichelmeier reift die Ernte, er denkt ans Heu, ans Korn, an die Rinder, an die Schafe auf der Alm. Vom Gidel ist keine Rede. Man schaut bisweilen auf die Zinnen der hohen Sill, die fern hinter anderen Bergen herüberblauen, man sieht von dort her die wilden Wetter fahren. Und wenn nach langen Regentagen über den senkrechten Wänden auf den Hochmatten junger Schnee liegt, so heißt es: Die armen Schafe auf der Alm!

Etliche Lämmer sind zurückbehalten worden im Hof herunten, daß sich damit die Kinder ergötzen mögen. Ja so, des Bauers Söhne, wie geht's ihnen? Dank' der Nachfrag'! Denen fehlt nichts. Alle Drei sind hoch aufgeschossen, aber nicht eben gut bei Gesichtsfarbe. Ein wenig schwächlich sind sie, aber sonst gesund. Thut man sie ein bissel schonen, daß sie des Morgens nicht zu früh aus dem Bett müssen und nicht zu angestrengt arbeiten, und daß sie warmes Gewand haben und nicht zu schlecht genährt werden — ein Kletzel Butter unter Mahlzeiten, manchmal ein Stückel Fleisch, ein Tröpfel Kaffee — mein Gott, so junge Leute im Wachsen! So viel in Uebermuth sind sie; laufen, ringen, hupfen, daß man sich fort ängstigen muß, sie verstauchen sich was. Auf den Zäunen klettern sie auch so viel herum — Hosen zerreißen ist das Wenigste, aber wie bald haben sie einen

Schurf in der Haut, einen Splitter im Fleisch! Man kann schier nicht genug achtgeben auf die Bübeln.

Im August ist's, da läßt eines Tages die alte Schwaigerin dem Bichelmeier sagen, es solle wer auf die Alm kommen, sie wisse sich nicht zu helfen. Seit zwei Tagen käme der Gidel mit den Schafen nicht heim und sie könne sich nicht denken, was das bedeute!

„Mutter Gottes!" schreit der Bauer erschrocken auf, „es wird doch den Schäflein nichts widerfahren sein! Und daß es der Halterbub nicht etwan verschweigt und davongelaufen ist!"

Eilends rief er den alten Knecht und sie stiegen von einem Berg zum anderen empor auf das Sonnreit. Dort erzählte die Schwaigerin, sie sei schon unzähligemal über die Almen aus- und eingegangen, habe in die Wände hinauf geschaut, habe in die Kare hinab gerufen und habe weder Schaf noch Hirten gesehen. Hernach habe sie sich zu der lieben Mutter Gottes verlobt, auf die Meinung, daß die Heerde wieder sollt' heimkommen; dann habe sie ein Antonikraut verbrannt, daß der Rauch in die Lüfte gestiegen sei und die bösen Geister verjagt haben müsse, wenn wirklich welche über das liebe Vieh gekommen wären. Allmiteinander sei es nichts gewesen. Endlich habe sie einen Fremden gefragt, der von der hohen Sill herabgestiegen, ob er nicht irgendwo eine Heerde von Schafen gesehen. Gesehen nicht, hätte er ausgesagt, aber als er in den Felsen durch die sieben Hörner herabgestiegen, da sei es gewesen, als hätte er irgendum so ein Blöken gehört, er hätte es für den Schrei einer Gemse gehalten, es könne ihn aber auch getäuscht haben.

„Was nutzt das Schwatzen!" rief der Bichelmeier, „hinauf müssen wir!"

Und die beiden Männer stiegen alman und durch die hohen Steinkare und Geröllfelder empor in die wilden Felsen, wegen ihrer siebenzackigen Hochschroffen genannt die sieben Hörner. Es ist ein grauenhaftes Gebirge, wers kennt, dieses Hochgestein der Sill. Wände, die von der Ferne fast glatt, nur leicht berinset zu sehen sind, thun sich — wenn man an sie kommt — in Klüften und Schluchten auseinander, ganze Felsenthäler schließen sich auf da oben, und wilde Kessel, von denen man nicht mehr hinausschauen kann in die lieblichen Waldgegenden, wo man nichts vor sich hat, als zerrissene Wände, Schutthalden und Felsblöcke; von den Stürmen dürrgelecktes Gestein überall, in den Untiefen versteinertes Eis, und nirgends ein Halm, nirgends ein grünes Blatt. Dem Bichelmeier wurde angst und bang, er war noch niemals da heroben gewesen. „Daß es so ausschaut dahier, das habe ich nicht gewußt." So war seine Rede, als sie sich mit blutenden Füßen und Händen endlich über die Kare und Kessel emporgearbeitet hatten auf eine der Zinnen. Von dieser Zinne aus bot sich ihnen ein neues Bild, vor dem sie fast noch mehr erschraken. Ein weites Feld von weißem Licht schlug ihnen in die Augen. Von der höchsten Spitze des Gebirges, aus welchem scharfer eiskalter Wind herabstrich, ging ein riesiges Schneefeld steil wie ein Dach nieder ins Gestein, das sich dehnte, so weit das Auge flog. Berg und Thal bildete ein Hochland ohne Baum und Strauch, von dem man unten keine Ahnung haben konnte.

In einer Niederung zwischen etlichen in abenteuerlichen Formen aufragenden Felsmassen lag es wie eine blaßgrüne Wiese. Der Knecht behauptete, er sähe auf derselben weiße Punkte, und der Bauer behauptete, die weißen Punkte wären Schafe.

Als sie jedoch nach einer Stunde beschwerlichen und gefährlichen Kletterns, bei welchem der Schwindel dem Bichelmeier mehrmals den Kopf verdrehen wollte, hinabkamen in das Felsenthal, war das Wieslein ein weites unebenes Kar und die weißen Schafe darauf, die hatten sich in gewaltige Felsblöcke verwandelt, so von den Hängen niedergebrochen waren.

„Ob wir den Weg wieder zurückfinden werden?" gab der Knecht zu bedenken.

„Mir zittern die Beine," sagte der Bauer, „rasten will ich." Und sank auf ein Felsstück.

„Es ist die Nacht nicht mehr weit," bemerkte der Knecht. „Wenn die Nebel einfallen!"

„Meinetwegen, ich kann nicht mehr weiter."

Sie verzehrten ihren kleinen Vorrath an Brot und aßen harten Schnee dazu.

Als der Knecht nur mehr ein Rindlein von Brot in der Hand hatte, zögerte er, es in den Mund zu thun. „Den letzten Bissen," sagte er, „den soll man nie verzehren auf hohen Bergen. Wir wissen nicht, Bauer, was uns noch bevorsteht."

Als sie ihrer Beklommenheit derart Luft machten, that der Bichelmeier plötzlich einen heiseren Schrei und sprang von seinem Sitz empor. Dort drüben zwischen Steinen schaute der graue Kopf eines Schafes hervor. Allsogleich that er den Lockruf, da trat das Thier heraus, es kam ein zweites, ein drittes zum Vorschein, graue, weiße, schwarze, und sie kamen zu vielen und vielen dort aus einer Tiefe herauf, und sie liefen blökend herbei und versammelten sich um die beiden Menschen, und beleckten ihre Hände, ihre Kleider, einige sprangen ihnen mit den Vorderfüßen an die Brust und schnupperten und blökten unaufhörlich.

„Gottlob, gottlob, daß die Schäflein wieder da sind! Schon die meisten wieder.“ So rief der Bauer und streichelte die Thiere und drückte eins ums andere an seine Brust.

„Wo denn der Bub ist,“ murmelte der Knecht und drehte seinen Hals hin und her.

„Wer?“ fragte der Bauer.

„Der Halterbub! der Gidel ist nicht da.“

Schaute der Bauer verwundert auf und sagte kleinlaut: „Ist er nicht da?“

Nun gingen sie langsam gegen die Stelle hin, wo die Schafe aus der Tiefe waren heraufgekommen, dort standen noch ein paar und schauten mit hochgehobenen Köpfen in den Abgrund.

Auf dem schieferigen Boden lag ein Hirtenstock, der war arg zernagt und an der Handhabe das Riemchen, wie solche an derlei Stöcken durch ein Loch gebunden zu sein pflegen, über und über zerbissen.

„Der Stecken ist da, muß der Bub nicht weit sein,“ meinte der Bauer, rief aber nicht nach ihm, schalt auch nicht, sondern schaute mit ängstlichem Blicke hin und her.

Der Knecht war am Rande des Hanges dahingegangen, nach allen Seiten ausspähend, immer von mehreren Schafen gefolgt, die ihn anschnupperten, als hätten sie ihm was zu sagen. Als der Knecht drüben mit ausgespreiteten Beinen auf einem Vorsprung stand, legte er den einen Arm über den Kopf, daß der Wind ihm den Hut nicht davontragen konnte, mit dem anderen winkte er dem Bauer, er möge zu ihm hinüberkommen. Der Bichelmeier ging schwankend über das Grat und als er zum Knecht kam, deutete dieser in den Abgrund und sagte leise: „Da unten liegt er.“

Tief unten im Gewände war eine Menschenhand. Sie ragte über einen Vorsprung hinaus. Als sich die Männer

oben weiter vorbogen, der Knecht mit Muth, der Bauer mit Zagen, daß er nicht etwa auch selber stürze, sahen sie den ganzen Körper. Mit den Füßen in eine Kluft geklemmt, hing der zerschlagene Leib kopfabwärts am Gefelse.

Der Bauer trat eilig zurück. Eine Weile stand er dann still und wußte nicht, was jetzt machen. Endlich sagte er zum Knecht: „Gelt, Hans, Du bist so gut und sorgst, daß er hinabkommt auf den Freidhof."

„Wie soll man ihn denn da heraufkriegen?" fragte der Knecht, „da braucht man Stricke und Stangen."

Der Bichelmeier war schon mitten unter seinen Schafen, die jetzt, da sie andere Menschenwesen hatten, den von ihnen seit drei Tagen bewachten Unglücksplatz verlassen konnten. Sie waren es, die den Männern nun den Weg zeigten aus dem Gestein, an den Wänden und Schuttfeldern nieder zu den grünen Almen. Spät in der Nacht und tief erschöpft kamen sie an in den Hütten des Sonnreit. Dort waren mehrere Leute aus dem Thal, theils heraufgekommen, um die vermißte Schafheerde suchen zu helfen, theils um bei ihren eigenen Heerden Nachschau zu halten. Denen klagte der betrübte Bichelmeier sein Unglück: Da habe er den Jungen soweit aufgeazt, daß er endlich zur Arbeit brauchbar worden wäre, jetzt stürzt er ab in den Wänden! —

Etliche gaben ihm ihr Beileid kund, Andere schwiegen und dachten bei sich: Bauer, Du bist doch ein grundschlechter Kerl!

Hierauf muthmaßten sie, wieso der Junge konnte verunglückt sein und die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, er habe in den Hängen einen Abstieg in den Zirmgraben gesucht, wo er Beeren oder eine Quelle vermuthet. Dabei sei er gestürzt. Wenn die Schafe nicht an Ort und Stelle geblieben

wären, man hätte den Verunglückten bis zum jüngsten Tage nicht gefunden. Die unvernünftigen Thiere seien halt doch wahrlich oft braver und getreuer, als die Menschen ....

Einen Tag später war's, als der Mann, der diese Geschichte aufgeschrieben hat, auf der Bank vor dem Wirthshause in der Niedersill saß. Er blickte hinauf in das hohe finsterblaue Gewände. Ueber die höchsten Grate hingen die Nebel herab. Da kam des Weges ein alter, weißbärtiger Bergler, gebückt und schnaufend, denn er trug auf dem Rücken einen Korb, wie man sie auf den Almen zum Futtertragen hat. Er lud diesen Korb auf einen Pferdetrog ab, setzte sich neben hin, wischte sich mit der flachen Hand den Schweiß vom Gesicht und verlangte ein Glas Bier.

Woran er so schwer trage? fragte ich den Alten.

Er deutete mit der Hand gegen den Korb, ich möge nachsehen. — Im Korb lag zusammengekauert der todte Knabe. Hände und Füße hatten sich nach Belieben und Raum legen lassen, so sehr waren alle Knochen zermalmt. Der Kopf war mit Krusten von Blut überzogen, der Mund war verstopft mit einem Grasballen.

Ich habe mich schaudernd abgewendet. Der Alte hat nach kleiner Labe die Last wieder auf sich genommen und hinausgetragen durch das stundenlange Engthal gegen den Kirchhof des Ortes.

Zi-zii! Zi-zii!

Zi-zii!" sang der Vogel auf dem Baum.

„Zi-zii!" spottete ihm der Bursche nach, der unter dem Baume stand und ein Weidenband um den Stamm wand.

„Ja, Du kriegst jetzt einen Gürtel," sprach er zum Baum. Es ward aber ein Thorband. Hier geht durch den Wald der Grenzzaun zwischen dem Steger- und Morgenfünfergrund. Der Zaun ist schon zerfallen gewesen und jetzt erneuert worden. Man kann nur gute Nachbarschaft halten, wenn die Grenze zwischen Mein und Dein scharf gezogen ist. Aber am Weg muß eine Thorschranke zum Auf- und Zumachen sein, und diese Thorschranke band der Bursche jetzt an den Baumstamm. Da erspart man die Säule. Anschicken muß man sich's können.

„Zi-zii!" zirpte der Vogel auf dem Wipfel.

„Zillii!" machte es der Bursche nach und setzte bei: „Kennst Du sie auch, die Zillii?"

Neben dem Wege brannte aus dürrem Reisig ein Feuer; über dasselbe hielt der Bursche nun ein zweites Weidenband, daß es durch Wärme noch zäher und biegsamer werde. Die Blätter ringelten sich an dem Zweige

und der Zweig winselte und sang ein wenig über dem Feuer, als thäte ihm das Brennen weh.

„Zi-zii!“ machte der Vogel.

„Zillii!“ machte der Bursche.

Stand sie da. Der Bursche war schier selber erschrocken, daß sein Lockruf ein Zauberwort geworden, und wie der schlanke, hübsche Junge jetzt schier ein wenig erröthete — das stand ihm verteufelt gut. Das feine, etwa achtzehnjährige Dirndl war sorgfältig aufgeschürzt, wie man sein muß, wenn man durch Heidekraut geht und mit dem Kittelsaum nicht hängen bleiben will im Gestrüppe. Sie hatte weder Schuhe noch Strümpfe an, denn der Winter war schon lange vorbei und im Sommer hat man so was nur an Sonn- und Feiertagen auf den Beinen. Kratzen thut der Erdboden freilich, aber „junge Leute müssen sich d'ran gewöhnen,“ sagt ihre Mutter. Für das, daß sie viel ohne Hut umgeht, schaut sie weiß aus im runden Gesichtlein. Die braunen Haare hat sie in zwei Zöpfe geflochten; der eine davon hängt weit über den Rücken hinab, das Ende des andern hat sie im Mund. Das ist so eine besondere Gewohnheit von ihr, wenn ihr etwas nicht ansteht, so kaut sie an ihren Haaren.

„Schön ist's nicht!“ hatte ihre Mutter gesagt. Aber wenn das Dirndl selber so schön ist, da brauchen gerade nicht alle Gewohnheiten schön zu sein. Sie findet schon Anwerth. „Noch Alles zu früh!“ hatte ihre Mutter wieder gesagt. Es wird sich ja weisen.

Nun also geht sie des Weges daher und wie sie hinüber will auf ihren Heimboden, den Stegergrund, da schiebt der Bursche das neuangebundene Thor zu und sagt: „So, jetzt bist gefangen.“

„Mach' keine dummen Sachen und lass' mich weiter," sagte sie scharf, „ich hab' nicht Zeit, ich muß mit dem Samen heim."

„Samen tragst?" entgegnete der Bursche geschmeidig.

„Rübsamen trag' ich im Sack. Die Mutter will heut' noch anbauen."

„Weißt," sagte der Bursche. „Bleib' da bei mir und lass' die Rüben im Sack wachsen. Und wenn sie groß sind, nachher essen wir sie mitsamm! Magst?"

„Geh', lass' mich!" schmollte sie, „ich bin heut' nicht aufgelegt."

„Das sehe ich," versetzte er, „Dir geht's halt viel zu gut."

„Freilich, mir geht's zu gut," lachte die Zilli übermäßig auf und warf den Haarzopf über die Achsel.

Jetzt fing er sie ab. Am Arm fing er sie, an dem das Hemd zurückgestreift war. Sie gab ihm mit der anderen Hand Eins auf die Finger, dann ließ sie sich gefangen sein und lehnte sich wie er ans Thor hin.

Weil sie sonst nichts zu sagen wußte, so wand sie sich wieder und drohte: „Wenn Du nicht bald auslaßt, so beiß' ich Dich in die Hand."

„Macht nichts," sagte er, „heut' ist kein Fasttag."

„Geh' weg!" brummte sie.

„Mir thut's leid um Dein Gesicht, wenn es so finster d'reinschaut," sagte er.

„Es ist eine Schand' und ein Spott!" versetzte sie mit vieler Lebhaftigkeit, „denk' Dir die Neuigkeit, Görgerl, meine Mutter will heiraten."

Der Bursche machte einen Sprung, kam dabei auf die Thorkante und blieb oben sitzen.

Da er nichts sagte, so fragte sie: „Was sagst denn dazu?"

„Warum denn nicht?" fragte jetzt er wieder, „sie ist noch ein properes Weib."

„Ich mag aber nicht!" rief sie. „Es ist eine Sünd', daß sie auf den Vater vergißt, der ihr den Hof hat zugebracht und so viel gut ist gewesen auf sie. Und keinen Stiefvater mag ich nicht."

„Und ist's auch nicht recht," gab er bei, „daß sie das Gut einem Andern einspielt, und wie Du das einzige Kind bist, könntest von Rechtswegen Du selber schon d'rauf heiraten."

„Wenn ich bös wollt' sein," sagt das Dirndl, „es dürft' nicht sein, daß sie jetzt noch einmal heiratet."

„Machen kannst nichts dagegen," versetzte der Bursche, „wenn's ihr plangt nach Einem, da hilft kein Bitten und Beten, kein Greinen und Trutzen — es wird geheiratet."

„So, Du meinst auch? Wenn Du mir nichts Gescheiteres zu sagen weißt, thut's mir leid, daß ich Dir's erzählt hab'. Bist am End gar auf ihrer Seiten."

„Lass' nur Zeit, Zilli," sagte er und begann mit dem Thor, auf dem er saß, hin und her zu schaukeln, daß er mitunter ein wenig an sie anstieß und dann wieder zurückwich. Das Thor quiekste dabei. „Ich weiß Dir einen gescheiten, einen ganz höllisch gescheiten Rath. Aber Du mußt Dich zu mir heraufsetzen, sonst sage ich ihn nicht."

„Was hast denn davon, wenn ich da oben sitz?" versetzte sie und ordnete ihr Halstuch.

Anstatt zu antworten, umschlang er sie mit dem Arm und hob sie zu sich auf die Thorkante. Dann schaukelten sie Beide und das Thor quiekste noch mehr.

„Nun also, jetzt bin ich da," sagte sie, „jetzt heraus mit dem guten Rath!"

„Das Kind muß der Mutter folgen, so gehört sich's," sagte der Bursche.

„So, ist das Alles? Für eine solche Lehr' brauch ich Dich nicht. Die giebt mir der Pfarrer auf der Kanzel und braucht kein Thorquiekſen dazu. Hat's gerad' bei der gestrigen Predigt angeführt: Die Kinder sollen dem guten Beispiel ihrer Eltern folgen."

Sie wollte wieder hinabspringen, er hielt sie fest um die Hüfte.

„Nun also!" rief der Bursche, „so folge dem Beispiel Deiner Mutter. Heirate!"

Auf diese Wendung war das sonst schneidige Dirndl nicht gerade vorbereitet.

„Görgerl," sagte sie, „man wird ganz damisch (schwindelig) bei dem Schaukeln."

„Was Du mich nur immer noch Görgerl nennst!" versetzte der Bursche, „bin ich denn noch ein Knabe? Sitzen wir denn noch beisammen auf der Schulbank? Ich denk', wir Zwei — wir sitzen heute auf einer anderen!"

„Mußt nicht bös sein deswegen," sagte sie, „'s ist nur so die Gewohnheit von kindauf. Wenn ich Dich anschau': freilich bist Du groß geworden — rechtschaffen groß . . . Lass' mich aus, Görg, es schickt sich gar nicht, daß wir so beisammen sind."

Er ließ sie nicht aus, sondern begann mit ihr auf dem Thor noch lebhafter zu schaukeln. Da hub das Thor in seinen Weidenbändern noch lauter zu quiekſen an.

„Es wird brechen!" gab das Dirndl zu bedenken.

„Es wird halten!" sagte der Bursche und schaukelte.

„Der Baumstamm wird freilich halten.“

„Und die Bänder werden auch halten.“

Da krachten die Thorspangen und der Knab’ und das Mädel lagen auf der Erde.

„Sackerments G’lumpert!“ fluchte der Görg, die Zilli lachte ganz unbändig und Beide blieben hocken zwischen dem Thor, das seine Trümmer in Kreuz und Krumm von sich reckte.

„Jetzt kannst wieder von vorn anfangen!“ lachte die Zilli.

„Ja freilich,“ schmollte der Bursche, „ich werd’ von vorn anfangen. Ins Feuer schmeiß’ ich die ganze Krammel!“ Und er brach eine Querlatte und schleuderte sie gegen die Feuerstelle hin, daß Asche und Funken auseinanderstoben.

„Geh, wer wird denn gleich so wild sein!“ verwies das Mädchen.

„Weißt, Zilli,“ sagte der Görg und hieb seine flache Hand auf die ihre, daß es klatschte, „zwischen dem Morgenfünfer- und zwischen dem Stegergrund braucht eigentlich gar kein Zaun und kein Thor zu sein, ’s ist ja mein und Dein Grund. Nicht? Ja so, Deine Mutter will wieder heiraten, da ist’s freilich was Anderes. Aber mein Vater ist zum Glück gescheiter. Ist auch Witwer. Ist auch noch kein Hascherl, kunnt’s auch thun, wenn er wollt’. Thut’s nicht.“

„Ist eh gescheiter,“ meinte die Zilli.

„Freilich ist’s gescheiter! Die Alten haben ihre Sach’ gehabt. Jetzt kommen die Jungen d’ran. ’s ist einmal so eingerichtet auf der Welt.“

„Sollen wir da sitzen bleiben mitten auf dem Weg?“ fragte das Dirndl.

„Muß nicht sein,“ antwortete der Bursche und stand auf, „wir können besser in den Schatten gehen.“

* * *

Im Garten vor dem Stegerhaus arbeitete ein fleißiges Weib. Sie grub mit einem Spaten die Erde um, faßte manchmal mit der Hand einen Grasschopf, schlug ihm am Spatenstiel die schwarze Erde von der Wurzel und brummte über das viele Unkraut. Dann wieder stützte sie sich auf den Stiel und schaute ins Weite hinaus. Sie war eine gut untersetzte Person zwischen dreißig und fünfzig Jahren — bei Bauersleuten ist's oft genauer kaum zu bestimmen. Gesunde Arbeitsleute bleiben oft jahrzehntelang gleich und Mancher schaut um ein ganzes Zeitalter jünger oder älter aus, als er wirklich ist. Die Stegerbäuerin — sie war's — hatte ein frischrothes Gesicht, und die schwarzen Haare über dem Scheitel sorgfältig getheilt und rückwärts in einen Kranz geflochten, sah sie rechtschaffen gut aus. Wen sie genau hätte gucken lassen — aber das thut ja eine brave Bäuerin nicht — der hätte unterhalb ihrer grauen Aeuglein ein Menge feiner Runzeln gesehen, und an der breiten niedrigen Stirne hätte er eine Anzahl Runzeln gesehen, und an den leidlich runden Wangen, an den Mundwinkeln und schmalen Lippen, an der scharfen Nase — überall hätte er ganz zarte Runzeln gesehen, so zart und fein — nicht der Mühe werth.

„Das Beet ist fertig und jetzt kunnt die Dirn schon da sein mit dem Samen. Was sie nur wieder für einen bringen wird! Im vorigen Jahr haben wir Rüben gesäet und ist Kohl aufgegangen. Der Morgenfünfer — sagt er — hat seines Gedankens Kohlsamen gesäet und sind Rüben gewachsen. 's ist kein Verlaß auf die Samenweiber, und gar wenn Eins beim Einkaufen nichts kennt, wie die Zilli! D'rum sag' ich, man sollt' Alles selber thun."

Das und sicherlich noch mehr sprach das Weib mit sich selber. Dann horchte sie. Von ihrem Hause hinab ist ein

Graben, in demselben stehen Ahorne und Eichen, die aber noch so unentwickelte Blätter haben, daß man ein taubengraues Bretterdach durchschimmern sieht. Da unten steht des Nachbars Mühle. Und aus dieser Mühle klingt es fortwährend herauf, als ob Jemand mit Eisen auf einem Stein hämmerte. — „Der Morgenfünfer ist auch fleißig," denkt sich die Stegerbäuerin. „Arbeit ist eh das Beste für einen Witwer, daß er nicht ins Sinniren kommt. Jetzt muß es schon bald jährig werden, seit die Morgenfünferin gestorben ist. Ob's wahr ist, daß er dem Jörgerl Haus und Hof übergeben will? Ich glaub's nicht. Ich thät's nicht. Er ist selber noch stark."

Weil die Zilli immer noch nicht kam, so hub die Bäuerin mit dem Salatbeet an. Sie jätete Unkraut aus und warf es mit wahrer Entrüstung darüber, daß sich so was unter ihren Pflanzen, unter der Petersilie, unter den jungen Erbsen, auch zwischen den Reseden- und Nelkenstöcken zu wachsen erlaube, scharfen Schwunges über den Zaun hinaus. Dann pflückte sie vom Blumenbeet ein üppig aufgeblühtes „Ruckerl" und betrachtete es, wie die blassen Blüthenblätter so schön rothe Spitzen haben, und steckte es hinter das Ohr. Dann schaute sie wieder sinnend aus in das Weite. Weil die Zilli immer noch nicht kam und weil in der Mühle unten immer noch das Hämmerlein klang, so lehnte die Bäuerin nun den Spaten an den Zaun und ging hinab zur Mühle.

In derselben standen alle Räder still und das Wasser war abgeleitet, daß es still und tief unter der Radstube dahinrann. Die großen runden Mühlsteine waren ihres hölzernen Mantels entkleidet, der obere lag nicht mehr auf dem unteren, sondern war beiseite gerückt, und an dem unteren Steine saß der Bauer und hämmerte mit einem scharfen Eisenschlägelchen d'rauf los. Es war ein großer hagerer

Mann, der Bart war glatt rasirt, die kurzgeschnittenen Haare waren etwas schimmelig, was zwar auch vom Mehlstaub sein konnte. In seinem Munde baumelte eine Tabakspfeife, die schon ausgeloschen war und die er nur vergessen hatte aus dem Mund zu nehmen.

„Muß doch schauen gehen, was Du heut' alleweil zu klöckeln hast!" Mit diesen Worten grüßte die Eintretende.

Er blickte auf. „Schau, schau, die Nachbarin!" sagte er und „klöckelte" weiter.

„Thust 'leicht steinhauern?" fragte sie.

„Der Saggra ist nimmer scharf gewesen," versetzte er, „hat mir schon allemal das Mehl verschmiert. Jetzt muß er mir aber nachher wieder gut thun. Setz' Dich wo nieder, Nachbarin."

Sie setzte sich auf den hölzernen Reifmantel und sagte: „So wohl, da ist's rechtschaffen gut sitzen. Wirst halt auch mir mahlen müssen, wenn er wieder scharf ist."

„Eh gern," antwortete der Bauer und klöckelte.

Sie zog ihr Schürzenzipflein herauf, um damit Erdstaub von den Fingern zu wischen — die waren aber ohnehin schon sauber — und sagte dann: „Wie geht's Dir denn eigentlich alleweil, Morgenfünfer?"

„Wie 's halt gehen kann, auf der besseren Seiten nichts nutz," versetzte er.

„Einen schönen Hafer hast heuer, da oben auf der Leiten."

„Eh nit z'wider," entgegnete er, „wenn wir ihn so 'reinkriegen, wie er draußen steht."

„Um Deine Bäuerin wird's Dir halt auch alleweil noch ant thun (leid sein)," sagte sie.

„Ist eh so," antwortete er und klöckelte.

Sie fuhr sich mit dem Tuch über das Gesicht, als wollte sie den Schweiß abwischen: „Warm ist's!"

„'s ist dämig (schwül)," sagte er, „'s bleibt nimmer lang schön. Brauchen eh Krautwetter."

Darauf ging die Stegerbäuerin nicht ein. „Oft hab' ich mir schon gedacht," sagte sie, während sie die Hände mit dem Tuch gefaltet auf den Schoß hielt, „daß es uns Zweien schier gleich geht, Dir ist das Weib gestorben und mir der Mann."

„Ist eh wahr," sagte er und klöckelte.

Jetzt schwieg die Bäuerin und hörte dem Klöckeln zu. Es klang so schön. Weil mit jedem Schlag aus dem Stein ein Stäubchen aufflog, so sagte sie nun: „Daß Dir nur nichts ins Aug' fliegt!"

„Hätt' eh Glasaugen daheim zum Aufstecken. Mein Vater hat sie beim Mühlsteinhauen immer gebraucht."

„Deinen Vater hab' ich auch noch gekannt," bemerkte sie. „Ist er halt oft zu uns hinaufgekommen, hat mich auf sein Knie gesetzt und muß ich noch lachen, wenn es mir einfällt, was er einmal gesagt hat, ich sollt' sein Schwiegertöchterl werden. Jetzt kunnt's schier dran sein, jetzt," lachte sie wie im Spaß, „wir kunnten eigentlich jetzt zusamm'heiraten."

„Eh wahr," antwortete der Morgenfünfer lebhaft und klöckelte stärker. Plötzlich aber legte er den Hammer weg, zog mit Umständen Stein und Schwamm aus der Tasche und schlug Tabaksfeuer. Mit zwinkernden Augen blickte er aufs Zeug und während es Funken gab, dachte er: Jetzt gescheit sein! Die ist mir zu alt. Wenn ich heirate, so heirate ich eine Junge. Ein Junger kann leichter eine Alte nehmen, da dauerts nicht lang und Haus und Hof, wenn sie ihm zugeheiratet, stirbt nicht weg.

„Weil wir schon davon reden," sagte der Morgenfünfer und paffte an der Pfeife; er stopfte noch mit dem kleinen Finger den Tabak ein, er drehte das Rohr fester in die Pfeife und versuchte wieder mit dem Rauchen — die Pfeife ist die Hauptsache, was sie da reden, ist Nebensache.

„Weil wir schon davon reden," fuhr der Bauer fort, „Deine Zilli wäre eine rechte Morgenfünferin."

Die Stegerbäuerin zuckte insgeheim ein wenig zusammen, ließ aber nichts merken.

„Der Unterschied im Alter," sagte er, „ein zwanzig Jahrl. Was macht das aus? Da heiraten noch Jüngere und Aeltere zusamm'. Bei Dir und meinem Görg ist der Unterschied noch kleiner."

Wie wenn man mit einem Flämmchen an einen Rocken Werg kommt, so leuchtete die Stegerbäuerin jetzt auf. Welche Aussicht! Den Jungen soll sie haben, den lebfrischen Burschen!

„Ich lass' ihn heiraten," sagte der Bauer.

„Und meinst, daß es ihm recht wär', dem Görg?" fragte sie leise und bescheidentlich.

„Warum soll's ihm nicht recht sein? Ich denk', er kriegt ein braves Weib und Haus und Hof dazu. Will mir eh nimmer recht pariren daheim und alleweil eine eigene Wirthschaft haben."

„Und bei mir trifft's Einer nicht schlecht," sagte sie mit milder Stimme. „Setzt sich nicht etwa in Schulden hinein. Wald und Vieh ist da, alles Gebäud' so weit in gutem Zustand, Alles herzunehmen."

„Weiß es, weiß es eh," unterbrach sie der Morgenfünfer, „und bei mir ists gleichding. Zu bereuen wird sie's nicht haben, die bei mir Bäurin wird. Bin Einer auch nicht zu sparsam; grob oder was schon gar nicht. Wer mich kennt,

der wird's sagen. Bei mir, wenn sich Eine schicken kann, hat sie's gut. Mein erstes Weib hat alleweil extra ihren Kaffee gehabt und übrigsgenug Gewand, na, Du weißt es eh. Und nicht etwan, daß die Bäuerin bei mir einen Dienstboten abgeben müßt'."

„Ich weiß es, Morgenfünfer, ich weiß es. Ich kunnt meiner Zilli keinen besseren Ort wünschen, als wie Deinen. Na, gefreuen thät's mich, wenn das kunnt zu Stand kommen, schon der Freundschaft wegen."

„Das Heiratsgut ist ganz nach freiem Willen. Deine Tochter heiratet auf den Morgenfünferhof, mein Sohn auf Deinen. Was Dein Bräutigam nicht mitkriegt, das bleibt Deiner Tochter."

„'s wird Keines betrogen werden," sagte sie.

„Bist einverstanden?" fragte, die Pfeife zwischen den Zähnen, der Morgenfünfer und hielt ihr die Hand hin.

„Gesegne es Gott!" rief die Stegerbäuerin, und da schüttelten sie sich tapfer die Hände.

„Herr Schwiegervater!" lachte sie dann.

„Frau Schwiegermutter!" sagte er und verneigte sich schmunzelnd.

„Gehen wird's doch?" gab sie zu bedenken, „von der Obrigkeit aus."

„Geht's sonst nicht, so kauft man sich die Licenz. Mit Geld geht Alles."

„Nicht lang umziehen wär' das Beste," meinte sie.

„Wir können gleich anheben. Wart, ich muß es meinem Görg sagen gehen. Der thut thormachen da oben im Wald. Er kunnt schon fertig sein. Thu' dieweilen warten da, Stegerbäuerin, wir werden bald da sein."

Er setzte sein graues Käppchen auf und ging, den Görg zu rufen. Die Stegerbäuerin schaute ihm wohlgefällig nach.

Ein prächtiger Mann! Schnell muß es gehen, wenn er was will. So ist's recht. Der bringt ihr jetzt den sauberen Burschen. Nicht umsonst hat ihr letztens geträumt, der Görg säße auf dem Dachgiebel des Stegerhauses und schlüge einen Nagel in den First. Was er sagen wird, wenn jetzt auf einmal der ganze Hof sein gehört! Und die Bäurin dazu!

Eilig ordnet sie ihre Haare, ihren Anzug, spannt das Mieder und stellt rasch eine Wölbung des Busentuches her; das Ruckerl thut sie vom Ohre weg, steckt es an die Brust, in der das liebende Herz schlägt. — Mit dem Görg, denkt sie, wird's ein leichtes Spiel sein; ob's aber mit der Zilli auch so glatt gehen wird? Sie ist ein Trotzkopf, manchmal. Wenn ihr nur nicht schon ein Springinsfeld, ein junger, im Kopf steckt! 's ist ja so viel ein Kreuz mit dem Gezücht. Nun, wenn sie gescheit ist, so wird sie's einsehen, was sie kriegt an dem Morgenfünfer. Da kann sie weit gehen, so einen Ort findet sie nimmer. Auf den Stegerhof darf sie sich keine Hoffnung machen. — Jetzt mögen sie schon bald kommen. Da in den Wald hinauf ist's ja nicht weit. — Schauen wird er, der Görg, der liebe Narr! Aber küssen lass' ich mich nicht! Heut' noch nicht! Muß nicht gleich sein, will ich sagen. Mit dem Plangenlassen muß man bei den Männern die Lieb' aufzügeln, daß sie recht groß wird. Die Lieb' ist mir nie zu groß. Mir nicht. Und nachher, wenn er glaubt, ich hätt' kein Feuer mehr, nachher druck' ich ihn vor lauter Gernhaben halb todt, den netten Kerl. — Ist halt doch besser, ein Junger wie ein Alter! Wie ich auf den Alten nur hab' denken können! Die Alten, die Kalten, die lassen sich gut b'halten. Das wohl, das. Aber mit den Jungen ist's besser gesprungen.

Endlich hörte sie Schritte. Geschmeidig schwebte sie ein paar Schritte gegen die Thür und huschte wieder zurück an

ihren Platz auf den runden Holzmantel. Die Schritte kamen näher, aber es waren nicht vier Füße, es waren nur zwei.

Der alte Morgenfünfer trat rasch in die Mühle. Er war verstört und ohne die Nachbarin anzusehen, machte er sich zu schaffen mit den Sieben und Mehlbeuteln, die an der Wand hingen. Kroch dann unterhalb hinein zum Kammrad, tastete an demselben herum, als untersuche er, ob nichts daran gebrochen sei, und endlich schlich er doch die Stiege hinauf auf den Steinboden.

„Nau," fragte sie, „hast ihn nicht gefunden?"

Er bastelte noch ein wenig so herum, dann stellte er sich — die Pfeife hatte er nicht mehr im Mund — vor die Bäuerin hin und sagte schier heiser: „Unsere Verabredung ist für die Katz' gewesen."

„Um Gotteswillen!" rief sie und fuhr in die Höhe.

„Ich habe sie gefunden, aber so, daß ich sagen muß, es müssen die Jungen zusamm'heiraten.

* * *

Nicht sechs Wochen vergingen hierauf, so war die Doppelhochzeit da. In den Morgenfünferhof zogen die Alten — denn capitulirt hatten auch die nicht — in den Stegerhof die Jungen.

Der Grenzzaun zwischen den beiden Höfen bleibt einstweilen stehen, aber wenn er allmählich morsch wird und ins Gras sinkt — aufgerichtet wird er nicht mehr.

Unweit der Thorschranke, die der Görg an jenem Tag gezimmert hatte, im jungen Lärchendickicht, ist im nächstfolgenden Herbste ein Naturwunder zu sehen gewesen. Rüben sind gewachsen mitten im Busch und Wald, und auf den Wipfeln hüpfte ein Vogel um und sang fort und fort: „Zi-zii! Zi-zii!"